
UC-NRLF
B 3 563 322

Isoldes Gottesurteil in seiner erotischen Bedeutung

von

J. J. Meyer



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA





Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Isoldes Gottesurteil

in seiner

erotischen Bedeutung

Von

J. J. Meyer
Professor an der Universität Chicago

Mit einleitendem Vorwort
von
Prof. Dr. Richard Schmidt

1914.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Im Verlage von Hermann Barsdorf in Berlin W. 30 erscheinen:

Neue Studien zur Geschichte des menschlichen Geschlechtslebens



(Folge der „Studien zur Geschichte des menschlichen Geschlechtslebens" herausgegeben von **Dr. Eugen Dühren:** 1. Bd. Der Marquis de Sade und seine Zeit. 2.—4. Bd. Das Geschlechtsleben in England)

Erster Band:

Marias jungfräuliche Mutterschaft

Ein völkerpsychologisches Fragment über Sexualsymbolik

Von **A. J. Storfer**

Mit Abbildungen. 1914. Eleg. brosch. M. 5.—. In Origband M. 6.—.

Inhalt: I. Einleitung. Über den Stoff. — Über die Methode. — II Analyse. Marias Darbringung: — Der mythische Stoff. — Weihe und Tempelprostitution. — Fackel, Kerze. — Der Segen des Priesters. — Ausgebreitete Arme. — Stufensteigen. — Weben. — Aufgelöstes Haar. — Gottgeweihte Jungfrauen. — Schleier. — Lilie, Myrte. — Josefs Auserwählung: — Der mythische Stoff. — Stab, Rute. — Wettbewerb. — Sieg. — Marias Verkündigung: — Der mythische Stoff. — Schlange. — Wort. — Zunge. — Hauch, Wind. — Blick. — Strahl. — Regen. — Flügel. — Zweig, Szepter. — Schwert. — Einhornjagd. — Mühle. — Maria-Symbole: — Vorbemerkung. — Arche, Schiff. — Buch. — Erde, Paradies. — Brunnen, Quelle. — Gefäß. — Stadt, Festung. — Tempel, Brautgemach, Bundeslade. — Verschlossen. — Tor, Tür, Fenster. — Schwarz. — Die phallischen Komponente der Christus-Vorstellung: — Vorbemerkung. — Ego et pater unum sumus. — Die Geburt des Helden. — Der Medizinmann. — Vorhaut. — Fisch. — Esel. — Hammer. — Kreuz. — Tod und Auferstehung. — III. Schluss. — Register.

- Studien zur Geschichte des menschlichen Geschlechtslebens -

Erster Band: **Dr. Eugen Dühren,** Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Kultur- u. Sittengeschichte des 18. Jahrhdts. mit besonderer Beziehung auf die Lehre von der Psychopathia sexualis. 4. Auflage. 544 Seiten. Brosch. M. 10.—. In Origbd. M. 11.50.

Zweiter bis vierter Band: **Dr. Eugen Dühren,** Das Geschlechtsleben in England. Mit besonderer Bezugnahme auf London. I. Bd.: Ehe u. Prostitution. 2. Aufl. 1913. 445 Seiten. II. Bd.: Die Flagellomanie u. andere äussere Faktoren. 481 Seiten. III. Bd.: Die Homosexualität u. andere Perversitäten. 535 Seiten. Jeder Band brosch. M. 10.—. In Origbd. M. 11.50. (Bd. 2 nur noch gebunden erhältlich.)

Ergänzungsband zu den „Studien": Hagen, Dr. A. (Dr. Eugen Dühren), Die sexuelle Osphresiologie. Die Beziehungen des Geruchsinnes und der Gerüche zur menschlichen Geschlechtstätigkeit. 2. Aufl. 288 Seiten. Brosch. M. 7.—. In Origbd. M. 8.—.

☛ *Ausführliche Prospekte bitte gratis und franko zu verlangen!*

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Neue Studien zur Geschichte des menschlichen Geschlechtslebens

(Folge der „Studien" zur Geschichte des menschlichen Geschlechtslebens" herausgegeben von Dr. Eugen Dühren: Bd. 1. Der Marquis de Sade und seine Zeit. Bd. 2—4. Das Geschlechtsleben in England)

II

Isoldes Gottesurteil

in seiner erotischen Bedeutung

Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte

Von

J. J. Meyer

Professor an der Universität Chicago

Mit einem einleitenden Vorwort

von

Prof. Dr. Richard Schmidt



Berlin W 30 1914

Hermann Barsdorf Verlag

(Alle Rechte vorbehalten)



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Isoldes Gottesurteil

in seiner erotischen Bedeutung

Ein Beitrag
zur vergleichenden Literaturgeschichte

von

J. J. Meyer
Professor an der Universität Chicago

Mit einem einleitenden Vorwort

von

Prof. Dr. Richard Schmidt



Berlin W 30 1914
Hermann Barsdorf Verlag
(Alle Rechte vorbehalten)



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA



**Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig**


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

PN57
T8M4

Vorwort

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, das man hat,
Muß scheiden ....“

und es ist der Lauf der Welt, daß die Ideale, die man sich in der Jugend geschaffen hatte, im Gange der Entwicklung eins nach dem andern vor der brutalen Realität des Erdendaseins die Segel streichen. Was dem Kinde teuer war, das verwirft verächtlich der Jüngling, und der reife Mann lächelt milde zu den Bestrebungen seiner Sturm- und Drangperiode. So hat denn auch die Geschichtswissenschaft wie die gelehrte Forschung überhaupt mit so manchem ererbten Irrtum gründlich aufgeräumt, der vergangenen Generationen heilige Wahrheit zu sein schien; und auch das vorliegende Buch meines lieben Freundes J. J. Meyer macht es sich zur Aufgabe, eine ganze Zeitperiode des romantischen Schimmers zu entkleiden, den oberflächliche Kenntnis um sie gewoben hat. Man nehme daran keinen Anstoß! Wenn der Verfasser die Romantik der Minne im Mittelalter abtut, so ist das vielleicht für den einen oder andern schmerzlich, aber es soll doch kein frivoles Herunterreißen sein, sondern es ist die wohlüberlegte Tat eines ehrlichen Forschers, der nach der Wahrheit strebt und nun eben auf Grund seines Suchens zu dem Ergebnis kommt, daß es im Mittelalter, wie Johannes Scherr sich ausdrückt, doch recht „minneliederlich“ zugegangen ist. Der Typus des platonischen, schmachtenden Liebhabers, wie wir ihn im Ritter Toggenburg besitzen, ist zur Zeit der höfischen Minne nur spärlich vertreten gewesen. Zumeist klammerten sich die kräftigen Männer jener Periode an die derbe Liebeslust, und die nichts weniger als bleichsüchtigen, sondern vollsaftigen Mädchen und Frauen hätten dem bloß lyrisch denkenden Liebhaber einfach den Rücken zugedreht. So weisen denn selbst die schönsten Erzeugnisse der deutschen Minnepoesie mehr oder minder deutlich auf das letzte Ziel, den paramârtha der Inder hin; das herrliche Lied Herrn Walthers von der Vogelweide „under der linden“ ist der Erinnerung an sehr reale Liebesfreuden geweiht! Die von Tacitus an den alten Germanen so gerühmte und von seinen korrumpierten Landsleuten gewiß ebenso belächelte Sittenstrenge hatten sich die Nachfahren nur in geringem Maße zu eigen gemacht. Gewiß kannte man auch im ritterlichen Mittelalter die „philisterhafte“ Vorschrift, die der Frau eheliche Treue, dem Mädchen die Wahrung ihres Magdtums anbefahl. Aber sie ward nur zu oft von Dichtern und Lebemännern mit Füßen getreten und durch die so viel angenehmere der „morâliteit“ ersetzt. Zeigt uns nun also J. J. Meyer an der Hand der zeitgenössischen Literatur greifbar deutlich, was es mit der Minne des Mittelalters für eine allzu menschliche Bewandtnis hat, so schwindet damit auch der Nimbus all der schönen Worte wie Ehre, Treue, Keuschheit, Reinheit, Tugend und Zucht; nichts hat so irregeführt, wie das ständige Hantieren damit seitens der Dichter. Dabei ist noch zu bedenken, daß alle diese Worte noch nicht das bedeuten, was wir damit ausdrücken. So hat z. B. „Ehre“ im Mittelalter noch nicht

M857862



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

die höhere Bedeutung, sondern bezeichnet einfach den Ruf bei den Leuten. Ähnlich steht es mit der Religiosität. Sie ist so oberflächlich wie möglich: der Hauptnachdruck wird auf die Feier des Sonntags sowie der gebotenen Festtage gelegt; man meint, daß selbst die lasterhaftesten Menschen durch das Hersagen einer Anzahl von Aves die Seligkeit erwerben könnten; Messen anhören, Fasten und Kasteiungen, allenfalls noch das Spenden von Almosen machen die christliche Ethik vollkommen. In geradezu blasphemischer Weise wird der liebe Gott behandelt. Der im Ehebruch Ertappte, der unkeusch Liebende — sie hoffen zuversichtlich auf Gottes Beistand. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, daß der Herr Himmels und der Erden Ehebruch und Unsittlichkeit mit den schwersten Strafen bedroht hat. Selbst der große Gottfried von Straßburg geniert sich nicht, seinen Tristan zu Gott beten zu lassen, er möchte Isolde behüten, die eben zum Stelldichein geschlichen kommt: eine Blasphemie sondergleichen! (S. 69) Und was soll man sagen, wenn wir bei Reinmar von Zweter, einem der ernstesten und sittlichsten Dichter des Mittelalters, lesen, daß der liebe Gott selber zur Jungfrau Maria in Minne gebrannt hatte und also ein gar galanter Herr war? So übt auch er zuht und hövescheit und kann dem roten Munde lieblicher Schönen nichts versagen!!

Aus der großen Menge der Minnedichter heben sich nun zwei geniale Geister hervor, die in Wahrheit die Göttin der Liebe von Angesicht geschaut haben: Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, zwei echte Dichterfürsten, zwei „Genies in der Liebe", die beide den Rätseln der Liebe in ihren tiefsten Tiefen nachgegangen sind und, wiewohl Antipoden und bewußte Widersacher, doch dasselbe Ziel erstrebten: gegen die Anschauungen der höfischen Welt von der Liebe Front zu machen und ihr Ideal davon neu zu gestalten, ihren Begriff von der Liebe in grandioser Weise zu vertiefen. Diesem künstlerischen Schaffen verdankt die Welt das Lied von Parzifal, das tiefste und großartigste Werk des Mittelalters, und die Mär von Tristan und Isolde, die uns moderner vorkommt als jedes andere Erzeugnis der Minnepoesie. Natürlich hat es nicht ausbleiben können, daß der Dichter und sein Werk ganz verschiedene Beurteilungen erfahren hat. Die einen nennen ihn den frivolen Prediger der Unsittlichkeit, andere halten ihn für durchaus moralisch, auf der einen Seite heißt er der Kündiger des heiteren Lebensgenusses, auf der anderen ein todesernster Erzpessimist. J. J. Meyer weiß hier den feinen Mittelweg zu finden und wird dem Menschen und Künstler Gottfried so gerecht, wie man es auf Grund seiner Untersuchungen über den Geist jener Zeit nur erwarten kann. (Vergl. S. 50ff.) „An der gewöhnlichen mittelalterlichen Minne ist nur der Leib, der Intellekt und Phantasterei beteiligt, bei Wolfram erscheint die Liebe als eine illumination of the senses by the soul, um die unvergleichlich schöne Definition des amerikanischen Dichters und Schriftstellers Lowell zu gebrauchen, in Gottfrieds Gedicht ist es wenigstens eine illumination of the soul by the senses."

Die weitere Würdigung Gottfrieds, die bei Meyer viele Seiten füllt, möge der Leser zu seinem Nutz und Frommen selber nachsehen (S. 53

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

bis 74). Sie gipfelt in dem Gedanken, daß die berühmte Stelle, wo das Gottesurteil beschrieben wird, einen Kulminationspunkt mittelalterlichen Lebens und Denkens bedeutet und zugleich das größte Interesse für die vergleichende Literaturgeschichte bietet. Wenn bei Gottfried seine Heldin Gott zum Zeugen anruft, daß sie rein sei, und die bedenkliche Probe mit dem glühenden Eisen auf Grund einer schlau gewählten Form des Eides glänzend besteht, so ist das keine freie Erfindung. Dieser Trick ist vielmehr uralt; so alt wie die Streiche schlauer Frauen und die Lust am Erzählen ihrer listigen Schliche. Es gibt eine lange Reihe von im Orient entstandenen Geschichten der Art — die indische Śukasaptati bietet deren nicht weniger denn siebzig Nummern — die dann nach dem Abendlande wanderten und in zahlreichen Bearbeitungen allenthalben sich verbreiteten. Möglich, daß Indien das Ursprungsland ist — man tut ja gut daran, mit der Aufstellung von Hypothesen auf diesem Gebiete recht vorsichtig zu sein! — jedenfalls kannten die altindischen Rechtsbücher Gottesurteile in mancherlei Form, und speziell die Geschicke der indischen Śukasaptati, der „Siebzig Erzählungen des Papageis", die mit ganz wenigen Ausnahmen die Ränke von ehebrecherischen Frauen schildern, können wir mit einiger Sicherheit verfolgen. Was Gottfrieds Darstellung anlangt, so bringt nun J. J. Meyer, der sich die überaus dankenswerte Aufgabe gestellt hat, Parallelen dazu möglichst vollzählig zusammenzustellen, zunächst Thomas zu Worte, dessen altnordische Übersetzung aus dem Jahre 1226 mit der Fassung bei dem Straßburger Meister fast genau übereinstimmt. Das Gleiche gilt von dem englischen Sir Tristrem aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, während die Vollziehung des Gottesurteils in der französischen Bearbeitung des Berol fehlt, der wie Eilhart von Oberge eine ältere Fassung des Romans bietet, wozu noch die isländische Grettissage, sowie die gleichfalls isländische Tristamssaga zu stellen ist; jene aus dem Ende des 13. oder dem Anfang des 14., diese aus dem 14. oder 16. Jahrhundert.

Unter den Parallelen, die J. J. Meyer weiter beibringt, verdienen diejenigen Texte unsere Beachtung, in denen an die Stelle des glühenden Eisens eine Bildsäule oder ein steinerner Kopf tritt, der im Schuldfalle die hineingesteckte Hand oder den Finger der Sünderin abbeißt. Dabei spielt der im Mittelalter bekanntlich als Zauberer gefeierte Virgilius als Verfertiger solch mysteriöser Bildwerke eine große Rolle; und das Motiv ist anscheinend recht beliebt gewesen, da es mehrfach, auch bei Hans Sachs, wiederkehrt. Oder die verdächtigte Schöne befragt einen heiligen Stein, vor dem niemand eine Lüge sagen kann, oder einen heiligen Baum. In Indien ist das Gottesurteil mit der Feuerprobe oder mit dem Eintauchen in siedendes Öl beliebt: so finden wir ersteres in dem buddhistischen Jâtakam, dieses in dem Volksdrama von Sîlâ Daî. Über andere Formen des Ordals vgl. man die Zusammenstellung S. 216. Die Feuerprobe erscheint nun J. J. Meyer ausschlaggebend für die Herkunft des Motivs des Ordals: es stammt aus Indien. Ob hier auch das eigentliche Heimatland zu suchen ist, das ist eine Frage, die der Verfasser mit einem bedingten „Ja" beantwortet. Was er über den Märchenwald sagt und über das törichte Unterfangen, nun die einzelnen Formen der

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Geschichte vom Gottesurteil hübsch säuberlich zu einem Stammbaum zusammenzustellen, so kann ich nur erklären, daß mir das alles aus der Seele gesprochen ist.

Dem Ersuchen meines Herrn Verlegers, die Vorrede zu diesem Buche zu schreiben, habe ich sehr gern entsprochen, da ich dadurch nicht nur ihm, sondern auch dem Verfasser gefällig sein konnte, welch letzterer auch nicht entfernt geahnt hatte, daß seine Arbeit so schnell veröffentlicht werden würde, wie es nun tatsächlich geschehen ist. Freilich, wenn mein lieber Freund Meyer persönlich das Wort hätte ergreifen können und seinem jüngsten Kindlein selber Fürsprecher gewesen wäre, so wäre dabei sicherlich etwas viel Ansprechenderes herausgekommen, als ich es habe in der Eile leisten können.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich hier eine Stelle aus J. J. Meyers letztem Briefe an mich (datiert Chicago, den 2. Oktober 1913 und in meine Hände gelangt am 14. Oktober) wiedergeben, wozu mich der Schreiber, nebenbei gesagt, ausdrücklich ermächtigt: „1. Meine Arbeit fällt eigentlich in die Zeit, wo Hertel seine Übersetzung des Pariśishṭaparvan von Hemacandra in den Druck gab; ich mußte sie dann aber wegen meiner elenden Gesundheit und meiner Berufsgeschäfte liegen lassen, bis ich ihr erst jetzt die letzte Ausgestaltung habe zuteil werden lassen können. Die Übertragung der Erzählung des Hemacandra ist gleich am Anfang gemacht worden, viele Jahre, ehe ich nur vom Vorhandensein der Hertelschen etwas ahnte. 2. Ich wollte die Parallelen so viel wie nur möglich im Original oder doch in vollständigen Übersetzungen geben und nicht in kürzeren oder längeren Inhaltsangaben, damit der gewissenhafte Leser nicht nebenbei eine Legion öfters schwer beschaffbarer Bücher nötig habe, um aus meiner Arbeit ordentlichen Gewinn ziehen zu können. Und grade bei solchen Themata lassen verkürzende Darstellungen oft grade das weg, was bestimmte Leser am meisten interessiert hätte. 3. Meine Abhandlung ist gewiß von der erschöpfenden Vollständigkeit sehr weit entfernt. Einesteils sind die Hilfsmittel, die mir hier zu Gebote stehen, zu beschränkt. Andernteils reicht meine geringe Arbeitskraft nicht hin, daß ich an allen Ecken und Enden herumstöbern könnte, wie ich es doch gerne selber möchte .... Die letzte Korrektur, oder doch eine Korrektur hätte ich gerne selber gesehen, einesteils weil sich bei der Hirtenaufsicht selbst des treusten und freundschaftlichsten Fremden doch gar manche ungebärdige Böcke in die Herde drängen, die nur der sieht, ‚dessen die Schafe eigen sind‘, andernteils weil man grade bei der Korrekturleserei gar vieles Ungehörige bemerkt, das einem im Manuskript entgangen ist.“ Bei der weiten Entfernung des Autors vom Druckorte hat er leider die gewünschte Oberaufsicht bei dem Geburtsakte seines Buchkindes nicht übernehmen können; das habe ich im Verein mit dem Verleger getan, wir sind also auch für das etwaige Eindringen vorerwähnter Böcke verantwortlich und wollen nur wünschen, daß sie keine gar zu tollen Sprünge machen!

Münster W., Mitte Oktober 1913.

Richard Schmidt.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA



„Du sollst ehebrechen[1]). Das ist das erste und oberste Gebot im Gesetz. Das andere aber ist dem gleich: „Du der du eigne Ehe nicht brechen kannst, weil du noch nicht verheiratet bist, erwirb dir bei Zeiten gründliche Vorübung auf diese deine künftige heilige Pflicht"[1a]). So erklärte das Gesetzbuch des guten Tons, des feinen Anstands, der „Moralität" im ritterlichen oder höfischen Mittelalter nicht nur für den Mann, sondern vor allem für das Weib. Dieser Anschauung gegenüber aber stand auch in der vornehmeren Gesellschaft eine andre altererbte, philisterhafte, vom Dichter und Weltmann oft geradezu verhöhnte, ja mit possierlichem Haß verfolgte Vorschrift, und die verlangte von der Frau jungfräuliche Keuschheit und eheliche Treue. Mitten hinein in diesen Kampf widerstreitender Pflichten war das Weib gestellt — eine wahrhaft verzwickte Klemme.

Zwei Erzählungen, in denen die Frau zweifelnd überlegt, ob sie ihrem Mann untreu werden und den Minner „lohnen" solle, finden sich in Hagens Gesamtabenteuern: „Die Heidin" (I, S. 389 ff.) und „Frauenlist" (II, 87 ff.). In beiden weist die Umworbene zuerst den Verliebten schroff zurück, in der ersten mit Stolz, in der zweiten mit wegwerfendem Hochmut, und droht sogar, es dem Gatten zu sagen. Die Heidin gibt endlich dem Rheingrafen die Wahl frei, ob er den obern Teil ihres Leibes (vom Gürtel aufwärts) oder den untern wolle, und gewährt ihm drei



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Tage Bedenkzeit. Der Graf spricht zu sich selber: „Der untere Teil ist viel besser. Erfahrens aber die Leute, daß ich so gewählt habe, so kommt mir Unehre von der Wahl.“ Er hofft außerdem, der untere Teil werde ihm dabei irgendwie auch zufallen, wenn er den obern wähle. Die Frau umhalst und küßt ihn nun, aber wie sehr er sie auch drängt: „frouwe, reine wîbes fruht, durch aller frouwen zuht das ander teil erwirb ouch mir“, sie behält die untere Hälfte für sich. Ein Riese wäre in solcher Not gestorben, meint der Dichter. Der Graf gebietet nun seinem Teile: Mund, Ohren, Armen, Brüsten usw., daß sie dem Gemahl der Schönen, dem Heidenkönig, nichts Gutes gönnten, sondern vielmehr Böses zufügten. Die Frau ist völlig einverstanden, kujoniert ihren Gatten sieben Tage lang wie eine Verrückte, während sie gegen andre Leute grade wie früher ist, bis er sie in seiner Wut durchprügelt. Da klagt sie dem Rheingrafen ihr Leid, sie ziehen sich beide bis auf den letzten Faden aus und befriedigen nun acht Tage lang den so lange betrogenen untern Teil des Leibes. Dann entflieht sie mit ihm[1b]).

Die hochstehende Dame in „Frauenlist“ führt das im Mittelalter so beliebte Gespräch mit ihrem Herzen und fragt es: „Soll ich, oder soll ich nicht?“ „Selbstverständlich“, antwortet das Herz. „Wie dürftest du den minnenden Schüler vor Liebe sterben lassen? Gewähre ihm deine Huld, das geziemt reinen Frauen. Und die Liebe hat Gott selber geboten. Daß aber deine Ehre (d. h. der Ruf bei den Leuten) nicht leide, dafür weiß ich gar manche List.“ Sie gewährt dem Schüler viele solcher Stunden, für die der Dichter nach seiner Versicherung gerne tausend Pfund roten Goldes gäbe, und foppt ihren Mann in der tollsten Weise. Freilich ist der Herzenskonflikt in beiden Erzählungen recht ober-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

flächlich, wie man das von einer mittelalterlichen Frau und einem mittelalterlichen Dichter nicht anders erwarten darf. Woher nun das Dilemma?

Dem Manne hat es bekanntlich zu allen Zeiten und unter fast allen Völkern die geltende Sittlichkeitsanschauung sehr leicht gemacht: für ihn gibt es in Geschlechtsdingen keine Pflichten, sondern nur Rechte, er ist der freie Herr, und seine Ehre, sein Adel, seine Männlichkeit besteht darin, daß er Ehre, Adel und Männlichkeit im wahren Sinne dieser Ausdrücke keck und kühn, oder listig und verschmitzt unter die Füße tritt. Beim Ideal der geschlechtlichen Reinheit kommt also für uns nur die Frau in Betracht, Sittlichkeit und Sittsamkeit sind zunächst rein weibliche Tugenden.

Es ist kein Zufall, daß das Wort Sittlichkeit, auch in seiner weiteren Bedeutung, von dem älteren Wort Sitte stammt. „Sitte" bezeichnet die herrschende Gewohnheit, den Brauch, die Praxis. Sie ist ein dunkles Ehrenweib, launisch und unberechenbar, manchmal recht anziehend, oft aber frech und schamlos, wie nur ein Weib frech und schamlos sein kann, von einer Grausamkeit und Blutgier, einer Tücke und haarsträubenden Schlechtigkeit in jedem Sinne, daß ein männliches Wesen nie dergleichen fertig brächte, wenigstens nicht aus sich selbst. Und dieses Häßliche, Tierische, ja Untierische bildet die Grundlage ihres Charakters — auf allerlei Aberglauben, Greuel und Schändlichkeit gehen so viele Sitten der verschiedenen Völker und Stämme zurück. Die Tochter dieser Mutter, die Sittlichkeit, kann noch heute ihren Ursprung nicht verleugnen, — schwer, unendlich schwer ringt sie sich los von allerhand angebornem bösem Hang und Drang. Trauer und Lachen erweckt dem Betrachter das Schau-

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

spiel, das nicht nur die Geschichte der menschlichen Kultur und das Studium der verschiedenen Völker und Stämme auf der Erde ihm darbietet, sondern das er auch tagtäglich unter uns hochgebildeten Menschen vor Augen hat. Ebenso stehts mit der Sittlichkeit. Wir brauchen nicht erst zu fremden Völkern zu gehen und z. B. darauf hinzuweisen, daß bei den Orientalen die nackt überraschte Frau schamhaft ihr Gesicht verdeckt, wegen ihrer übrigen enthüllten Reize aber keinen weiteren Kummer bekundet. Das Gesicht vor allem macht ja den einzelnen Menschen, das Persönliche; die übrigen Glieder, besonders die sorgfältig versteckten, sind mehr oder minder generisch, viel weniger individuell ausgeprägt. Ist nun ein bestimmtes Weib nur für einen Mann da, so gilt es dem fremden, unbefugten Blick vor allem das zu verbergen, was sie zu dem einen Weibe macht, nicht aber Dinge, die sie mit ihren Schwestern teilt. So ließe sich dergleichen sogar vor dem Verstande rechtfertigen[2]). Bei uns nun darf keine Frau auch im züchtigsten Unterrock gesehen werden, selbst nicht in ihren vier Wänden. Frei und stolz aber stellt sie sich den Augen der größten Gesellschaft zur Schau in einer Bekleidung, die nur darauf berechnet ist, die Nacktheit des völlig unverhüllten Körpers dem Umfange nach zu verringern, in ihrer sinnlich erregenden Wirkung aber grade dadurch unendlich zu vergrößern[3]). Langsam, langsam steigt die Sittlichkeit aus der dunkeln, schmutzigen, übelriechenden Pescheräh-behausung empor zu immer lichteren und reineren Höhen. Das Schlimmste ist freilich, daß grade die Völker, die sich auf ihre Kultur am meisten einbilden, auch noch in unsern Tagen so wenig Kämpfer für die Lichtgestaltung der Sittlichkeit, dagegen ganze Heere ihr feindlicher Gewalten ins Feld stellen. Daß die höchste Bildung in der ethischen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Kultur besteht, d. h. vor allem in der Selbstdisziplin und Selbstveredlung auch auf geschlechtlichem Gebiete, und ganz besonders auf diesem, das wird sogar als kulturzerstörendes Tugendfexentum und als Puritanerbeschränktheit verspottet.

„Der Mann ist der Herr“ und: „was Sitte oder Mode ist, das ist sittlich“ — auf diese Sätze geht auch unser Problem zurück. Betrachtet man das Weib in der Geschichte der menschlichen Entwicklung, so drängt sich einem auf Schritt und Tritt mit unverscheuchbarer Selbstverständlichkeit das Uraxiom der Menschheit auf: Das Weib ist Sache[3a]). Nur der Mann hat irgendein Recht auf Persönlichkeit und Individualität, Selbstbestimmung, Freiheit, nur er ist Mensch, wie unter andern die romanischen Völker schon in ihrer Sprache deutlich erklären. Selbst bei den wichtigsten Kulturvölkern der alten Welt: den Indern, den Griechen usw. gab es nur eine Klasse von „freien“ Frauen: die Buhldirnen, und die — gehörten allen. Da und dort finden wir freilich die Frau in höherer Wertung. Abgesehen von gewissen Einschränkungen, die mit dem „Hetärismus“ und dem „Matriarchat“ zusammenhängen, kann als die ziemlich allgemein übliche Regel gelten: zuerst gehört das Weib dem Vater (den Brüdern), dann dem Gatten. Sie ist das Eigentum des Mannes wie sein Werkzeug, seine Kuh, sein Esel, nur bekanntlich oft von viel geringerem Werte. Sie besitzt auf nichts ein Recht, am allerwenigsten auf sich selber, darum auch keins auf ihre Keuschheit oder sonstige Tugend. Weibliche Tugend hat an und für sich gar keinen Wert, ja sie wird sogar zum Verbrechen, wo die „Rechte“ des Mannes, sei dies ihr Gatte oder ihr Galan, eine Einbuße erleiden. Ja noch in der heutigen europäischen Kulturmenschheit ist besonders

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

das weibliche Wesen, das irgendwie eine dienende Stellung einnimmt, von der Schauspielerin bis zur Scheuermagd herab, Freiwild, und wehe der Armen, wenn sie die rege gewordenen Gelüste des ersten besten Mannes nicht befriedigen will! Das wird ihr als lächerliche, ja als sühneheischende Ungebührlichkeit schwer angekreidet. Verhungern oder ihre Keuschheit verlieren — das ist oft ihr Los und gar zu häufig sogar beides.

Bei primitiveren Völkern findet man bekanntlich sehr oft die Sitte, daß der Mann seine eigene Frau dem Freunde oder dem Gaste überläßt[3b]), sie einem Mächtigen preisgibt, um Vorteile zu ergattern, sie um Waffen, Werkzeuge, Schnaps, Geld usw. dem andern zum zeitweiligen Gebrauche überliefert. Ja, das Weib und seine Reinheit ist eine so nichtige Sache, daß bei manchen Völkern der Mann sogar da, wo er nichts bekommt, gleichgiltig zusieht, wie seine Frau mit andern Verkehr hat und daß er sich wohl gar geschmeichelt fühlt, wenn sein Eigentum andern so begehrenswert erscheint. Besonders geschätzt wird es hierbei, wenn sich der König, der Häuptling oder der Priester an der Liebestafel eines gewöhnlichen Sterblichen zu Gaste lädt[4]). Feiert doch selbst in der neuern westländischen Kulturmenschheit solche erbärmliche Eitelkeit des Knechtseelentums in feinerer, ja nicht selten in krasser Form noch immer ihr Fest! Unendlich charakteristisch sind die Worte der zahlreichen Weiber, die nach dem Bericht der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester des alten Fritz, von Peter dem Großen glückselig erklärten: „Seine Majestät haben geruht mir ein Kind zu machen.“*) Den Buschmännern gilt der

*) Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth, Schwester Friedrichs d. Gr. 2 Bde. 11. Aufl. Bd. 1 S. 33 ff. Verlag von Hermann Barsdorf in Berlin W. 30.



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ehebruch des Weibes nicht als Verbrechen; ziemlich zahlreiche Völker und Stämme verlangen von ihren Ehefrauen keine Keuschheit[4a]), gar nicht davon zu reden, daß unter so sehr vielen die jungfräuliche Maid geradezu verachtet wird; der Kaffer freut sich sogar königlich, wenn ihm seine Ehehälfte Hörner aufsetzt. Hornvieh ist ja seine Lust, und er läßt sich von dem Manne, der sich mit seiner Gattin ergötzt hat, als Entschädigung sechs bis acht Stück Rindvieh geben[5]). Ungeniert verkehrt die Eskimofrau mit andern Männern, und Westermarck schreibt: „Deshalb halten auch die Grönländer jene Männer für die besten und edelsten, die ihre Frauen ohne Zögern oder Widerstreben den Freunden leihen." *) Freilich auch diese Art der Uneigennützigkeit ist immerhin eine verhältnismäßig seltene Pflanze. Derselbe Indianer, der seine Gattin einem andern um eine Flasche Whiskey anbietet, verstümmelt sie in der scheußlichsten Weise, wenn er sie bei einer Liebesaffäre ertappt. (Henry T. Finck, Primitive Love and Love Stories, New York 1899, S. 563 ff. vgl. 428—434; 443 ff.) Solchem brutalen Schmutz gegenüber mutet uns die heiter-zynische Lehre der fein zivilisierten alten Inder noch beinahe als etwas Gutes an. Wie nämlich in Wallensteins Lager erklärt wird: ein hübsches Gesicht muß allgemein sein wie das Sonnenlicht, so begegnen wir in altindischen Schriften immer wieder der Ansicht: das Weib ist der sechste Sinnengegenstand, d. h. wie die Welt für das Auge, das Ohr, das Gefühl usw. aller Menschen da ist, so das einzelne Weib für den Liebessinn aller Männer. Vgl. die interessante Geschichte[5a]) von Durlabhavardhana, seiner Gattin Anangalekhā und dem Minister Kankha Rāja-

*) Geschichte der menschlichen Ehe. 2. Aufl. S. 70. Verlag von Hermann Barsdorf in Berlin W. 30.



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

taranginī III, 496 ff. Wie die Straße und die Badestelle für alle bestimmt ist, so die Frau, und wie der Fluß dennoch ein Fluß bleibt, wenn auch jeder daraus trinkt, so auch sie (Jātaka Nr. 195; Divyāvadāna S. 257 Z. 12—20; Daśakumāracaritam in meiner Übers. S. 43). Damit stimmt Gesamtabenteuer II, S. 308: Der habe der huete deste baz. Verliuret er iht, waz schat im daz! Vgl. Decameron II, 7 am Schluß. Die Natur der Frau treibt sie eben auch von einem Manne zum andern; Treulosigkeit und Lüsternheit ist des Weibes innerstes Wesen. Dies ist die indische Lehre; so denkt auch sehr gewöhnlich das europäische Mittelalter. Nur der Inder aber ist auch da konsequent. Immer wieder nämlich lesen wir in altindischen Büchern: Darum soll man die Frau wegen geschlechtlicher Vergehen auch nicht strafen, sondern höchstens sie entlassen. Freilich wird auch in Indien, wie überall in der Welt und besonders im deutschen Mittelalter, eine tüchtige Tracht Prügel als Besänftigungsmittel nicht nur der Zankwut, sondern auch der Minnegier des Weibes empfohlen. Siehe mein Dasakumāracaritam S. 43[6]).

Und nicht nur in der eben berührten milden Ansicht von den Verirrungen des Weibes zeigt sich der alte Inder als Philosoph. Ernst und grüblerisch ist seine Veranlagung, trotzdem sein Lachen oft schier frivol klingt, und wie er sonst so häufig einen unvergleichlichen Tiefsinn und eine einzigartige Größe der Anschauung bekundet, so auch in der Begründung, warum der Ehebruch schlecht sei — eine gar nicht so einfache Frage: denn besonders hier gilt das Wort Schopenhauers: „Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer“. Schopenhauer selber bildet da ein schlagendes Beispiel. Auch er ist in dem angedeuteten Punkte nicht über die schon bei den Wilden herrschende

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Anschauung hinausgekommen. Er erklärt: „Ehebruch ist Diebstahl[7])“. Also: im Ehebruch stiehlt ein andrer dem Gatten, wenigstens zeitweilig, sein Eigentum. Was gestohlen wird, kann nun aber nicht selber der Dieb sein. Die Frau erleidet also einfach etwas. Und was kann meine Axt oder mein Pferd dafür, wenn jemand sie stiehlt! Mithin ist gerade der Teil, der allgemein als der schuldigste gilt, völlig schuldlos. In Indien dagegen findet sich wenigstens einmal ein Ansatz zu einer viel haltbareren Begründung, und zwar in einer Schrift des süd-buddhistischen Kanons, im Anguttara-Nikāya (Bd. III, S. 161 in der Ausgabe der Pali Text Society). Mittadubbhitā heißt er da, d. h. Freundeskränkung, Verletzung der Freundschaft. Freundestreue überhaupt wird nun von den Indern und besonders von den Buddhisten in begeisterten Worten gepriesen und Freundschaftsverletzung als das abscheulichste Verbrechen verurteilt[8]). Siehe z. B. die von mir übersetzten Verse Kāvyasamgraha S. 71 f. Die Ehegatten sind also innige Freunde (oder sollten es doch sein). Wie dürften die einander so etwas antun! Sodann aber ist auch mettam „Freundschaft“ das buddhistische Wort für unser christliches Wort „Liebe“. Lieben soll der Mensch alle Wesen. Mettadubbhitā (oder mittadubbhitā) bedeutet also zugleich eine Versündigung gegen die allgemeine Menschen- oder Wesenliebe.

Auch dem Deutschen des Mittelalters nun wollte die Untreue des Weibes nicht so recht in den Kopf. Die alten Germanen vor der Völkerwanderung nehmen in ihrem Geschlechtsleben eine zwar nicht so einzigartige Stellung ein, wie man wohl rhapsodiert hat, aber immerhin stehen sie als herrliche Erscheinung für alle Zeiten da. Die Keuschheit der Männer erhob sich weit über das gewöhnliche Maß,

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

und die Reinheit der Frauen leuchtet als weiße Blume in einer Zeit der Versumpfung. Entsetzliche Strafe fiel auf die Verletzerin weiblicher Tugend, und auch der Mitschuldige blieb unter ihnen nicht wie bei so vielen primitiveren Völkern, ganz zu schweigen von den zivilisierten, völlig verschont oder so gut wie ungestraft. Zunächst war auch hier der Egoismus des Mannes im Spiel. Auch dem alten Germanen galt die Frau, wenigstens vor dem Gesetz, als Sache. Aber es zeigt sich bei ihm wie immer wieder in der Welt, daß strengere Sittlichkeit und die Achtung vor dem Weibe Hand in Hand gehen. Wo der Mann, sei es der einzelne, sei es eine Schicht, sei es ein Volk, geschlechtliche Selbstzucht kennt, da hebt sich die Achtung vor dem Weibe, und wo immer die Geschlechtsgier freie Bahn hat, da zerrt sie das Weib in Schmutz und Verachtung. Je höher die Achtung ist, die die Frau genießt, desto höher hebt sich die Sittlichkeit. Als Regel wird das wohl gelten dürfen. Etwas ist sicherlich an der Behauptung des Tacitus, die Germanen hätten in der Frau etwas Göttliches gesehen. Doch einerlei: die wirkliche Stellung des altgermanischen Weibes war offenbar viel höher als ihre Stellung vor dem Gesetz. In der Völkerwanderung und den folgenden Zeiten ist die rechtliche Lage der Frau besser geworden, die frühgermanische Sittlichkeit aber hat, wie auf andern Gebieten, so auf dem geschlechtlichen schwere Stöße erhalten. Die alte, wie es scheint kaum überlebbare Anschauung: das Weib ist Sache, wirkte aber natürlich fort, und ebenso hat sich etwas von der Hochhaltung weiblicher Keuschheit im deutschen Gemüt forterhalten trotz der starken Gegenströmung, die dem deutschen Mittelalter zunächst von den romanischen Völkern kam. Außerdem fordert ja auch die christliche Religion, die freilich im

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Mittelalter sehr wenig ernst genommen wurde, sogar die Keuschheit beider Geschlechter. Der Ehebruch galt zunächst als Vergehen, und der beleidigte Gatte ahndete ihn oft in furchtbarer Weise.

Die Ehepflicht der Gattin forderte Treue, die Anstandspflicht wenigstens der gebildeten Dame aber das gerade Gegenteil. Wie weit die Frau in der Wirklichkeit dem Gebote der höfischen Bildung Folge leistete, ist eine Frage für sich. Wie völlig allgemein Ehebruch und Unzucht bei hoch und niedrig, besonders aber in den „oberen Schichten" gewesen ist, dafür haben wir ein überwältigend starkes Zeugnis. Gebote der Sittlichkeit und der Religion übertritt ja auch der Mensch ohne viel Bedenken, schwer aber die der Sitte oder der Mode. Er schlüge im Notfall lieber seine eigne Mutter tot, als daß er öffentlich ohne Krawatte erschiene, wenn die Krawatten zum guten Ton gehören. Frauen nun hangen besonders am Anstand. Wie sollte da eine mittelalterliche Schöne die Vorschrift des höfischen guten Betragens allzu hartnäckig und mehr, als unbedingt nötig war, verletzt haben, wo man doch durch List und Heimlichkeit den etwaigen unangenehmen Folgen des an und für sich schon so süßen Gehorsams gegen die feine Lebensart ziemlich sicher entgehen konnte! Doch darum handelt es sich hier gar nicht, sondern um die herrschende Anschauung in der Literatur der damaligen Zeit.

Auf Hawai wird die Frau als unmanierlich betrachtet, die sich dem begehrenden Manne nicht hingibt[9]). Dies ist genau der Standpunkt der Minnepoesie. Hier einige Andeutungen über die ritterliche Dichtung und Ansicht von der Liebe und dem Weibe in der Liebe, soweit sie für das Ziel, dem ich zusteuere, notwendig erscheint. Sie sind zusammengestellt aus meiner eigenen sehr wenig umfassenden

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Lektüre und den dabei nur selten und allzu spärlich gemachten Notizen. Jeder Punkt ließe sich leicht viel weiter ausführen und durch eine große Anzahl Parallelen stützen. Im Auge behalten müssen wir dabei, daß die mittelalterliche „romantische“ Minne gewöhnlich, wenn auch nicht immer, einer Dame galt, die an einen andern verheiratet war.

Die Minne ist eine geheimnisvolle Urkraft, die man nicht verstehen, nur fühlen kann. So heißt es in Hagens Gesamtabenteuern in der Mär von Hero und Leander Vers 320 ff.: Jâ, herre got, vil guoter, Sîd dîner tougen gotes kraft Und dîner weisheit meisterschaft Nieman bedenken kan und mak, Sô wundert mich doch naht und tak, Was wunder minne müge sîn Daz si sô gar in süezem schîn Eins jungen mannes herzen dert Und ez mit quâle so zerbert Daz es nâch minne wirbet Darumb er dick erstirbet. Erinnert sei noch an die allbekannte Stelle in der Aeneide des Heinrich von Veldeke, wo Lavinia von ihrer Mutter belehrt wird: „Sie ist von Anbeginne der Erde Herrscherin Und bleibts auch fernerhin. Ihr kann niemand widerstehen, Denn sie kann niemand sehen usw.[10]). Als elementares Machtwesen läßt sich die Liebe auch nicht zerstören. Hundert tûsent fientschaft Braecht ein man ze liebes kraft, Ê daz man mit rehte Ein liebe ze leide braechte. Gesamtabenteuer I, 385. Einer so starken Macht kann sich auch niemand entziehen. So singt Walter von der Vogelweide:

Wer gap dir, Minne, den gewalt,
daz dû doch sô gewaltic bist?
dû twingest beide junc und alt:
dâ für kan nieman keinen list.

Herausg. von Pfeiffer S. 59.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Oft wird ausgeführt, daß die Liebe die größten Weltweisen und die berühmtesten Könige überwältigt habe, da der Mensch eben gegen die Minne hilflos ist. So in bekannten Erzählungen von Alexander, Aristoteles, Vergil usw., so von den Lyrikern. Siehe z. B. Heinrich von Veldeke: Die minne twanc ê Salomône usw., und Ulrich von Gutenburg (Minnesangs Frühling S. 66 und 73). Sie tut was sie will, mag's auch noch so wunderlich sein. Eine längere Ausführung darüber, welch verschiedene, einander widersprechende Dinge die Minne zustande bringt, gibt Lassbergs Liedersaal II, S. 256 f. Ist nun die Liebe so übermächtig und allbezwingend und vermag der Mensch nichts gegen sie, so trifft ihn auch keine Schuld, wenn er ihrem Geheiße folgt. Darum sagt die Frau GA. (= Hagens Gesamtabenteuer) II, 100: Mîn herze mich dar zuo twank, Es wil dar ân minen dank, Ich muoz im sînen willen lân, Sint ich im niht erweren kan. Die moralische Verantwortlichkeit fällt also bei den Verliebten weg.

Eine solche schicksalsgewaltige Macht muß nun auch Unheil, Schmerz und Leid bringen. Am wunderbarsten hat uns ja das Goethe dargestellt im Gretchen. Eine ähnliche Tiefe und Lebenswahrheit dürfen wir freilich bei den mehr oder minder literarisch konventionellen Dichtern des Mittelalters nicht suchen[11]). Doch der große Grundklang der Liebespoesie wohl aller Völker: „Liebe ist Leid" ertönt auch hier. Schon das Niebelungenlied erklärt ja mit wirkungsvoller Schlichtheit: Wie liebe leide ze allerjungiste gît, wo liebe freilich Freude im allgemeinen, aber auch die Freude der Liebe bedeute; und einen grandiosen Kommentar zu diesem Worte bildet das ganze Epos. Als eine Art Paraphrase erscheint Walthers: „Herzeliebes zwaz ich des noch gesach, Da was herzeleide bî. S. 109.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Und S. 10 ruft er: Daz sî dâ heizent minne Deis niewan senede leit (das ist nur sehnendes Leid). Eine einfache, innige, von Herzen gehende Klage über den Schmerz, den die Minne zufügt, erhebt Rudolf von Fenis, Minnesangs Frühling S. 83, Z. 11 — S. 84, Z. 9. Bernger von Horheim singt das alte Lied, daß die Liebe am Anfang süß, am Ende aber bitter sei MS. Fr. (= Minnesangs Frühling von Lachmann und Haupt) S. 114, Z. 7 ff. „Glücklich ist nur wer nicht liebt“, dieses uralte Wort erklingt auch aus dem Munde Hartmanns von Aue: Nieman ist ein saelic man Ze dirre werlte wan der eine, Der nie liebes teil gewan Und ouch dar nâch gedenket kleine. MS. Fr. S. 214, Z. 12 ff. Vgl. Parzifal IX, 1273; Flore und Blancheflur 1217; 3772 ff.

Ja nicht nur Leid und mehr oder minder langsames Verderben bringt die Minne, sondern raschen Tod, wenn die Leidenschaft der Verliebten nicht ihr Ziel: die geschlechtliche Vereinigung erreicht. Wie sonst so manches in der mittelalterlichen Literatur mutet uns auch diese oft vertretene Anschauung als orientalisch, besonders als indisch an. Die alten Inder[11a]) lehren in ihrer Systematisierungswut zehn oft erwähnte und in den Kompendien der Liebe und in denen der dichterischen Komposition eingehend dargelegte Stufen der „Liebe in der Trennung“ d. h. der Liebe, die des Lustgenusses entbehrt. Das letzte, bei fortgesetzter Trennung unausbleibliche Stadium ist der Tod. Zunächst ist auch bei den mittelalterlichen Dichtern, wie bei den Orientalen überhaupt, die Liebe eine Krankheit, ein Fieber, das in Anfällen von brennender Hitze und eisigem Frost in Leib und Seele rast, den Betroffenen sogar aufs Lager wirft usw., obwohl ja die detaillierten erotischen Krankenstubenberichte, die das Morgenland liebt,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

hier entsprechend vereinfacht und abgetönt sind. Schließlich aber muß auch der abendländische Verliebte sterben, wenn ihm nicht des wîbes lôn, die Lustumarmung, zu Hilfe kommt. Zwar wird diese Anschauung nicht mit der indischen Pedanterie vom Katheder der Venus herab uns vordoziert[12]), aber verkündigt wird sie doch oft genug. Hier nur einige Stellen. So heißt es in Hartmanns Büchlein: Sît mich mîn sin noch wîser rât Für ditz senen niht vervât Alsô grôz als umb ein hâr, Sô weiz ich rehte für wâr, Mir enfremde got der guote Dise übele huote Durch sine reine süeze, Daz ich sî minnen müeze, Sô endet mîne senende nôt Nieman anders wan der tôt (d. h. hilft mir nicht der gütige Gott selber, daß ich ihren Hütern: dem Gatten oder wer es nun sein mag, ein Schnippchen schlage und mit ihr der Liebeslust pflegen kann, so sterbe ich) 571 ff. (Deutsche Klassiker des Mittelalters V, S. 137 f.). Vgl. Iwein 1546—1556 (die Liebe eine Wunde, die den Tod bringt). Wolfram sagt im Parzifal (XIII, 489 ff.) von dem liebeskranken Gawan, kein Arzt noch Wundertäter hätte ihm helfen und ihn vor dem sicheren Tode retten können, wenn er nicht die rechte Heilpflanze gefunden hätte: die wurz was bî dem blanken brûn[13]). In der Herzmäre Konrads von Würzburg klagt der Liebeverwundete, wenn seine Frau, die ihn in so bittre Schmerzensnot gebracht habe, ihn nicht „tröste“, so sei er gewiß tot (254 ff.). Derselbe Dichter läßt seinen Engelhard erklären: Ob ich verswîge iû mîne nôt, Ez wirt mîn endelîcher tôt. Der Held wird auch sterbenskrank; schließlich kommt seine Engeltraut, verspricht ihm den dann später ohne das geringste Bedenken gewährten Liebesgenuß, und er ist sofort gesund wie ein Fisch im Wasser (2129 ff.). Damit stimmen die Lyriker. Heinrich von Veldeke stellt seinen unausbleib-

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

lichen Tod in Aussicht, wenn ihn die Hartherzige nicht bald befriedige. MS. Fr. 66—67: Ir stüende baz etc. Rudolf von Fenis ruft erschrocken aus: Man sagt mir daz liute sterben, Der sî wunder die verderben Sô si minnen alze sêre. Heinrich von Morungen hat ebenfalls Angst um sein Leben und macht sein Testament: Man sol schrîben kleine Reht ûf dem steine Der mîn grap bevât Wie liep sî mir waere, Und ich ir unmaere; Swer dan über mich gât, Daz der lese diese nôt Und gewinne künde Der vil grôzen sünde Die si an ir fründe Her begangen hât. MS. Fr. 129—30. Doch dergleichen findet man ja bei den Dichtern der verschiedensten Völker, so dogmatisch aber wohl sonst nur bei den alten Indern.

Andererseits aber hat sich nicht ohne Grund schon im Minnezeitalter das Wort „Liebe", d. h. Freude zu seiner jetzigen Bedeutung zu entwickeln angefangen. „Glücklich allein ist die Seele die liebt", könnte schon ein Dichter im Mittelalter geschrieben haben. Walther jubelt: „Minne ist aller saelden hort, Âne minne wirdet nimmer herze frô. S. 100. S. 47 meint er: Ein Tor, wer nicht den Frauen lebt. Wer Würde und Freude erwerben will, der diene ihnen. Minne ist eben die Quelle alles Guten. Schon die provenzalischen Dichter feiern sie als die Schöpferin alles dessen, was den Menschen adelt, als den Ursprung schöner Menschlichkeit. So Pons von Capdueil: „Glückselig wer der Liebe Glück gewinnt, denn Lieb' ist Quell von jedem andern Gut: durch Liebe wird man sittig, frohgemut, aufrichtig, fein, demütig, hochgesinnt, Taugt tausendmal so viel zu Krieg und Rat, Woraus entspringt so manche hohe Tat"[14]). Und Bernart von Ventadur: „Tot ist der Mensch, dem der Genuß der Liebe nicht das Herz beseelt. Ein Leben, dem die Liebe fehlt, Gereicht der Welt nur zum Verdruß".

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Weiteres siehe bei Friedr. Diez: Die Poesie der Troubadours, Leipzig 1883, S. 124. Von ihm ist auch die Übersetzung der eben angeführten Verse. So verkündet Heinrich von Veldeke: Swer zer minne ist sô fruot Daz er der minne dienen kan, Und er der minne pîne tuot, Wol im, derst ein saelic man. Von minne kumet uns alles guot: Diu minne machet reinen muot. Was sollte ich sunder minne dan? MS. Fr. 61 f. Keck und kühn und natürlich ebenso unrichtig erklärt darum ein Dichter in Lassbergs Liedersaal (I, 206) von der Minne: „Keine böse Tat beging sie je."

Auf die „Ehre", die dem Mann die Liebe bringt, legen die deutschen Dichter besonderen Nachdruck. „Ehre" ist aber auch hier fast immer mittelalterlich, d. h. sehr äußerlich zu verstehen. Eine dem Stande nach höher stehende Dame zu lieben und gar von ihr wieder geliebt zu werden, hob den Mann hoch empor in der Achtung, die er selber und die Welt vor ihm hatte. So heißt es bei Ulrich von Lichtenstein: Nu wizzet daz ein werder man Für wâr gar nimmer werden kan, Er minne mit triwen guotiu wîp. Zwiu sol eines jungen ritters lîp, Der niht wil werben umbe den solt, Den man von werden wîben holt? Der solt kan hochgemüete geben, Mit êren ritterlîches leben. Frauendienst 1178. Eine Geliebte zu haben, eine Frau, der man „diente", war eben nicht freie Wahl des Ritters, sondern Pflicht und Schuldigkeit, heiliges Gebot des Zeitgeistes und der Mode. So wenig wie unter uns ein anständiger Mensch ohne Hosen herumlaufen kann, durfte der Mann im Mittelalter ohne Geliebte durchs Leben gehen. Ulrich von Lichtenstein gibt nicht nur einer subjektiven Meinung Ausdruck, wenn er sagt: Wer seine Jahre verschwendet, ohne die Frauen zu minnen, dem wird in allen Landen Würde und Ehre versagt und er mit Schande beladen (1386).

Digitized by Google	Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die „höhere" Minne erforderte bekanntlich einen regelrechten Dienst, wenigstens nach dem Liebeskanon. Sieben Jahre diente Heinrich von Veldeke seiner Frau, ehe er gegen ihren Willen ein einziges Wort sprach. MS. Fr. 67, 3 ff. Ulrich von Lichtenstein erwählte sich seine Herzensgebieterin, als er im zwölften Jahre stand, und 25 Jahre trieb er seine Tollheiten, um Erhörung zu erzwingen. Da sie schon beim Beginn des Verhältnisses eine verheiratete Dame war, so mußte sie bereits eine recht würdige Matrone sein, als der Unermüdliche ihr endlich den Laufpaß gab. Auch Reinmar der Alte redet ja in seinen Gedichten davon, daß man ihn verspotte, weil mittlerweile seine Frau gar so alt geworden sei. MS. Fr. 167, 13 ff. Minne aber ohne Dienst wird von Walther für böse und gemein erklärt. S. 48. Dennoch war längerer Dienst vor der Gewährung der Liebesgnaden die Ausnahme. In jedem Falle aber hatte die Frau die Pflicht, den Minner zu lohnen.

Dieser „Lohn" bildet den Mittelpunkt des ganzen Fühlens und Denkens der Minnewelt, und schon das wirft ein helles Licht auf die mittelalterliche Liebe. Die ganze Sache hat den Anstrich des Geschäftlichen, der Handelschaft: „Ich gebe dir und du gibst mir". Wie ganz anders lautet das tolle Wort der doch wirklich nicht allzu tugendsamen Philine bei Goethe: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an!" So singt Friedrich von Hausen, offenbar einer der edelsten unter den Minnedichtern: Sît ich das herze hân Verlâzen an der besten eine, Des sol ich lôn enpfân Von derselben diech dâ meine. MS. Fr. 49, 21 ff. Bernger von Horheim erklärt, weil er seiner Geliebten Leib und Seele gegeben habe und so treu sei, so hoffe er, sein Recht sei so gut, daß sie bald seinem großen Schmerz ein Ende bereite. MS. Fr. 114. Vgl. Blikker von Steinach MS. Fr.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

119, 2 ff. Auch die Frau selber ist von ihrer Pflicht zu „lohnen“ überzeugt und beschließt ihre Schuldigkeit zu tun, einerlei, welche Folgen daraus entspringen mögen. Siehe das schöne Gedicht Friedrichs von Hausen: Wol ir, sist ein saelic wîp. MS. Fr. 54. Und ähnlich, wer weiß wie viele Male, besonders in der erzählenden Literatur. Der Anstand, die Sittlichkeit, die Tugend des Weibes erheischt eben, daß sie lohne. Siehe z. B. Walther von der Vogelweide, S. 98, 20 ff. Und derselbe Dichter lehrt: Einem tüchtigen Mann darf und kann keine Frau etwas versagen. S. 36. Freilich muß er dann auch immer das Beste von uns sagen, fordert die Dame[15]). Eine heimliche Liebe, von der niemand was weiß, am wenigsten die Angebetete selber — dergleichen wäre für den angeblich so idealen Minner der Gipfelpunkt des Blödsinns gewesen. Freilich der Provenzale Peire Rogier singt: „Wo sie auch weilt, Bin ich ihr Freund, der ungeteilt Sie still und im Geheimen liebt: Denn nicht bewußt Ist ihr die Lust, Das Glück, die Ehr', die sie mir gibt, Auch sei's dem Neidhart nicht entdeckt, Denn lieben will ich ganz versteckt“. Solche aparte Privatmarotte nimmt aber eine Sonderstellung ein; bei deutschen Dichtern ist mir dergleichen nicht bekannt[16]). Ohne Gegenliebe keine Liebe, behauptet Walther (Minne ist zweier herzen wünne, Teilent si gelîche sôst minne dâ S. 65). Und zwar ist mit dieser Gegenliebe und dem „Lohn“ durchaus nichts Platonisches gemeint, wie wir schon gesehen haben[17]). Die kräftigen Männer des Mittelalters, die ohne geistige Beschäftigung nur den Waffen und der Minne lebten, hielten sich an die derbe Liebeslust mit klammernden Organen. Und die vollsaftigen, von des Leibes Gier durchglühten Mädchen und Frauen hätten den Mann geradezu verachtet, der sie nicht

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

gedrängt hätte, bei ihnen liegen zu dürfen. Das wäre ja zugleich auch eine Mißachtung oder Kälte gegen ihre Reize gewesen; und ein Weib vergiebt dem, der sie notzüchtigt, nie aber dem elenden Tropf, der ihre Liebesschätze verschmäht[18]). Frauen wollen um die Lustvereinigung gebeten werden, aber nicht dörperlich, sondern höfisch, wie Heinrich von Veldecke ausführt. MS. Fr. 57, 26 ff. Wenn wir freilich sehen, wie das Musterbild des höfischen Wesens Gawan bei Wolfram, sowie er eine Dame zum erstenmal gesehen hat, sofort seine handgreiflichen Werbungen, in des Wortes verwegenster Bedeutung, an den erotischen Orten anbringt, und wie gut das den also betasteten Schönen behagt, von den Dutzenden andrer ungeduldiger Ritter gar nicht zu reden, so kann man sich kaum vorstellen, was denn dann eigentlich „bäurische" Liebesherausforderungen im Mittelalter gewesen sind[19]). Aber ein Blick in die Literatur zeigt uns, daß die schmutzigen Roheiten, die selbst bei feinen Damen, „Liebe" entzündeten, kaum eine Grenze kannten. Siehe z. B. die halbe Birn[20]), Kellers altdeutsche Erzählungen, Meister Altswert usw. Um die „Minne" einer Frau bitten oder werben, heißt eben: sie um den Beischlaf angehen. Vgl. den noch drastischeren Ausdruck: die Minne suchen. So sehnt Walther die Zeit herbei, da er bei der Geliebten liegt 111—112. Und obwohl er seine Frau wegen ihrer „Stäte" (der Treue gegen ihren Gemahl) lobt, so dringt er doch auf seinen „Lohn" (S. 93, vgl. 98). Dieselbe heftige Bitte und die Bereitwilligkeit der Dame haben wir auf S. 26. Selbst in dem wunderbar schönen Liede Wol mich der stunde daz ich si erkande erscheint die Hindeutung auf das „befriedigende Ende" (S. 21, vgl. S. 25). Ebenso drängt Ulrich von Lichtenstein seine frouwe, ihn bei ihr liegen zu lassen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

und führt er aus, daß dies sein Recht sei, und es ihr zur Schande angerechnet würde, wenn sie es nicht zugäbe (Frauendienst 1204 ff[21]). Es ist kein Zufall, daß das herrlichste Erzeugnis der deutschen mittelalterlichen Lyrik: Unter der Linden nichts anderes schildert als den Liebesgenuß[22]). Die geschlechtliche Vereinigung an und für sich selbst schon, ganz abgesehen von irgendwelchem Liebesverhältnis, erscheint eben als die größte Seligkeit für den Sterblichen gerade wie z. B. in Indien. Unsagbar schön, umleuchtet von Glut und Glanz und Begeisterung, man möchte schier sagen: duftend von paradiesischer Unschuld ist die Schilderung des Minnegenusses im „Gürtel", und doch ist es ein erkaufter (GA. I, 455 ff.). Da versteht sich's von selber, daß der Ritter nicht erst lange schmachten und anhimmeln wollte. So wird denn auch erklärt, das sei gar keine Minne, wenn man erst lange um ein Weib werbe. Meinloh von Sevelingen erteilt den weisen Rat: Ez mac niht heizen minne Der lange wirbet umbe ein wîp. Die liute werdents inne Und wirt zerfüeret durch nît. Unstaetiu friuntschaft Machet wankelen muot. Man sal zu liebe gâhen: Deist für die merkaere guot; Daz iemen werde inne Ê ir wille sî ergân. MS. Fr. 12, 14. Hat dann der Minner wirklich in den Armen der Begehrten geruht, so kann er sie ja leicht lassen, wenn es sein muß oder ihm besser behagt. Belehrend ist da in Lassbergs Liedersaal I, 89—90 die Klage des Sängers, der sich darüber härmt, daß er von der Geliebten scheiden muß, aber nicht so scheiden kann wie die Biene von der Blume, der sie den Honig ausgesogen hat (und die sie nun verläßt).

Den Frauen freilich paßte diese reale Minneanschauung denn doch nicht immer. So jammert die Schöne bei

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Reinmar dem Alten, der überhaupt eine bei den anderen schier völlig unbekannte Zartheit des Empfindens für die Frauen bekundet: „Ungenâde und swaz ie danne sorge was, Der ist nu mêre an mir, Danne es got verhengen solde. Râte ein wîp diu ê von seneder nôt genas. Mîn leit und waere es ir Was si danne sprechen wolde. Der mir ist von herzen holt Den verspriche ich sêre, Niht durch ungefüegen haz Wan durch mînes lîbes êre. MS. Fr. 186, 19 ff. Ebenfalls Reinmars Geliebte beschwert sich über die Derbheit der Männer in Liebessachen[22a]): Das wir wîp niht mugen gewinnen Friunt mit rede, si enwellen dannoch mê, Daz müet mich. MS. Fr. 177, 34 ff. Und S. 178, 29 ff.: Des er gert daz ist der tôt Und verderbet manegen lîp; Bleich und eteswenne rôt Alsô verwet es diu wîp. Minne heizent es diu man, Unde möhte baz unminne sîn. Wie richtig urteilt diese Frau! Wahre und höhere Liebe will vor allem das Beste der Geliebten. Die mittelalterliche Minne, die den genannten Lohn erzwingt, ist nicht besser als die Brunst des Wilden, trotz alles Phrasenschwalls von Dienst und Demut, Ehrfurcht und Ergebenheit. Vgl. Gottfrieds Tristan 18 593 ff. Aber auch hier spricht eine — Frau.

Idealer Lohn kommt aber doch wirklich vor. Besonders schön ist da das Lied Albrechts von Johansdorf: Ich vant si âne huote MS. Fr. 93, 12; 94, 14. Es schließt:

‘Sol mich dan min singen
und min dienest gegen iu niht vervân?
‘iu sol wol gelingen:
âne lôn sult ir niht bestan!‘
‘wie meinent ir daz, frouwe guot?‘
‘daz ir deste werder sint und da bi hochgemuot!‘

Digitized by Google | Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

In Lassbergs Liedersaal II, 18ff. steht eine hübsche Erzählung, die folgenden Inhalt hat: Ein junger Ritter, der nie an ritterlichen Übungen teilnimmt, wird von einer edelen Frau zu ihrem Minner genommen und auf Ritterwerk ausgesandt. Zuerst überwunden, von ihr aber ermuntert, gelangt er schließlich zu Tüchtigkeit und Ruhm. Da kommt er und begehrt den Minnelohn. Sie aber hält ihm vor, daß er ihr schulde; und für all die Ehre und das Gute, die er durch sie gewonnen habe, wolle er sie jetzt in Schande bringen! Er steht von seinem Verlangen ab. Vgl. noch Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter I, 26 Anm. Freilich so idealistisch wie einige Troubadours sprechen sich die deutschen Dichter wohl kaum aus, vermutlich weil sie ehrlicher und wahrheitsliebender sind. So behauptet Peire Rogier „Im Anschaun find ich meinen Lohn; kein größer Heil Wird mir zuteil, Doch hab ich Freud und Ehr davon". Und Bernart von Ventadour: „Ich steh bei ihr in Dienst- und Freundespflichten, Und bitte sie nur um die eine Huld, Geheim den schönen Blick auf mich zu richten: Denn der besänftigt meine Ungeduld. Aus den letzten Worten hört man freilich wieder den alltäglichen Klang heraus (Diez S. 138)[23]. Freilich treffen wir öfters große Zartheit bei den deutschen Minnedichtern, trotz des Strebens nach der Liebesumarmung. Nur wittert man gar zu häufig heraus, daß der schlaue Vogelsteller seine Beute eben nicht zu früh erschrecken will. Drum singt auch Ulrich von Gutenburg: Sie darf nicht merken, daß ich strebe nach meines Leides Ende. MS. Fr. 72, 29 u. 30. Wer denkt da nicht an die große Innigkeit Walthers in Herzeliebes fouwelin! Daneben aber steht selber bei ihm eine Roheit sondergleichen. In dem Gedichte: Lange swîgen des hât ich

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

gedâht (S. 63 f.) hören wir nämlich: Die Geliebte will nichts von ihm wissen. Da sagt er: Werde ich in ihrem Dienste alt, unterdessen wird sie nicht jünger. Habe ich dann graues Haar, so will sie wohl einen jungen. So wahr Euch Gott helfe, junger Mann, peitscht ihr altes Fell mit jungen Baumreisern". Solche Gesinnungen selbst bei den besten, werfen ein helles Licht auf die wahre Natur der mittelalterlichen Frauenverehrung[24]). Den allermeisten Minnern jener Zeit ist die satanische Verfluchung der Frau, die ihren Liebhaber nicht erhört, aus der Seele geschrieben: Si lebe in jâmers riuwe Und muez' in leide ersterben, Diu den lâz' verderben, Der ir trage holden muot; Nimmer muez ir liep, noch guot Geschehen, und muez vervluochet sîn! Des wünschet ir das herze mîn Und lîp unde sinne, Daz ir nimmer minne Guete geschehen muezen Von reiner manne gruezen Hie uf dirre erde Ir nimmer buoz werde Jaemmerlîchez smerzen An lîbe und irs herzen. In siuchen mueze swinden, Als man die kelde linden Siht, in grôzer hizze, Alsam muez' sie in jâmer swizzen: Ûzer diu frouwe, din dâ lôn Gibt irem diener schôn, Die muez in sînem rîche Got kroenen ewiklîche Und dâ mit grôzer wirdikeit Beschouwen die drîvaltikeit (GA. I, 274 ff.).

Die romantische Minne des Mittelalters ist eben etwas durch und durch Verlogenes, ihre Flitterform etwas Gemachtes, ein modischer Sport. Es fiel dem Liebenden meistens auch gar nicht ein, seiner Geliebten treu zu sein. Er entschädigte sich reichlich bei andern — edelen Frauen, dienenden Zofen, oder gar Bauerndirnen — wenn ihn die „Herrin" ihr Lager nicht teilen ließ. In dem Gedicht: Ein neuer Sommer, eine neue Zeit legt Walter von der Vogelweide folgendes dar: Was soll ein Mann, der nicht um ein reines Weib wirbt! Gewährt sie auch die Bitte des

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Liebenden nicht, so wird doch sein Wert erhöht durch seine Minne. Er handle um ihretwillen so, daß er den andern Frauen wohlbehage. Dann macht ihn schon die eine froh, wenn auch die andere es ihm abschlägt. Und er schließt mit den bekannten Worten: Daran gedenke ein saelic man: Da lît vil saelde und êren an. Swer guotes wîbes minne hât, Der schamt sich keiner missetât; weil er eben keine begeht und keine begehen kann; ein Wort, das einer sehr wenig tugendsamen, dafür aber gut mittelalterlichen Auslegung fähig zu sein scheint (S. 76). Darüber später. Roher, aber wesentlich gleichbedeutend sind unter andern ein paar Stellen unter Lassbergs Liedersaal. So II, 165 ff. Da liebt einer eine Reine, Zarte, die ihm aber den Liebestribut nicht entrichtet. Nun pflegt er des Bettspiels mit jeder: der Kleinen, der Großen, der Klugen, der Dummen, der Blonden, der Schwarzen; wollte ihn aber die eine erhören, so wäre er mit ihr allein zufrieden. So versichert er, gewiß um sie zu ködern. Bd. I, S. 213—14 findet eine Frau ein Zauberkraut, das alle Männer zwingt, ihr Innerstes zu offenbaren[25]), sie erprobt es an ihrem Minner und fragt ihn, ob ein einziges Weib dem Manne mehr „mutes“ gebe oder mehrere. Er antwortet: „Wie möchte mich eine froh machen! Seid Ihr mein gedenk, doch wisset, daß ich in meinem ganzen Leben noch nie weniger Liebchen gehabt habe als drei, wenn ich's nicht weiter bringen konnte. Viele ziehen mich an; sollte ich einer Frau treu sein, das wäre ein verlornes Spiel, und wer seine Zeit so vergeudet, daß er sich mit Gedenken nährt, mit dem will ich nichts gemein haben. Wo ich auch hinkomme, da finde ich eine, die mir hochgemüete (hohe, freudige Gedanken und Gefühle) gibt. Das ist nun freilich skurril, aber zugleich ehrlich. Sehen wir doch auch, wie jener Don Quixote der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Minne Ulrich von Lichtenstein seinen Leib nicht darben läßt, sondern sich mit schönen Frauen ergötzt[26]).

Das alte schöne Wort Treue führen nun auch die Minneleute beständig im Munde. Treue und Stätigkeit muß bei der Minne sein, sonst ist es keine Minne. So hören wir immer wieder. Am innigtiefsinnigsten formuliert das wohl Albrecht von Johannsdorf: Swâ zwei herzeliep gefriunden sich Unde ir beider minne ein triuwe wirt (MS. Fr. 91, 29 f.). Besonders tief angelegte Männer mögen wohl die Liebe so edel aufgefaßt haben, daß solche Worte sie selber verpflichteten. Doch das waren sehr seltene Ausnahmen. Der Mann fühlte sich geschlechtlich vollkommen frei, es kam ihm auch nicht einmal in den Sinn, daß auch er Treue zu halten habe. Die tönende Phrasenflut von Treue war hauptsächlich die allbekannte Schlauheit des Mannes, der dem leicht begeisterten und empfänglichen, für geschlechtliche Reinheit viel begabteren Weibe von allem Großen und Hohen, Schönen und Reinen vordeklamiert, damit sie dergleichen übe, und zwar zu Nutz und Frommen des tugendberedten Mannes übe[27]). Das Weib war fast immer auch dem verstiegensten, scheinbar ätherischen Frauenverhimmler, der im Mittelalter zu den Füßen seiner „Gebieterin" in tiefster Demut zu ersterben drohte, doch nur Sache, Mittel zu seinem Zweck. Diese „Herrin" war nichts weniger als „Herrin", sondern Spielzeug einer Modelaune, rechtlose Sklavin, ja Vogelfreie auf dem Gebiete des Gefühls. Sie hatte kein Recht auf das ganze Liebesleben ihres Anbeters, ja nicht einmal ein Recht auf ihr eigenes. Sie mußte ja nach dem Minnekodex den ersten besten, dessen Glut sie entflammt hatte, lieben und „lohnen". Sie war jetzt das Eigentum zweier Männer: das gesetzliche ihres Gatten und das „moralische" ihres Minners[28]). Der Mann ist so

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sehr der Herr, daß es für ihn eine Ehre ist, wenn er mit recht vielen Frauen Umgang hat, während das Weib ihrem Freunde treu bleiben muß, wie untreu er ihr auch sein mag. Siehe z. B. Hartmanns Büchlein 697 ff. Dort schon steht die entsetzliche Wahrheit: „Des Weibes Schande ist des Mannes Ehre." Vgl. MS. Fr. S. 93, 35. „Werte ich iuch etc."[29]). Ganz nach dem Herzen des mittelalterlichen Verliebten waren daher die Worte Wolframs: Wîpheit, din ordentlicher site Dem vert und vuor ie triuwe mite, d. h. Weibheit, deiner wesentlichen Art war immer die Treue gesellt (Parzifal III, 9, 10), Iuwer sêle ist mîner sêle frouwe, singt Heinrich von Morungen (MS. Fr. 147, 11). Das haben die meisten dahin verstanden: Mit meinem Leibe also kann ich tun, was ich will. Das sittliche Gefühl war eben hier, wie in so vielem andern, noch völlig unentwickelt.

Natürlich sind wie im alten Indien, bei den klassischen und andern Völkern, so auch im deutschen Mittelalter, selbst abgesehen von den Predigern, gar manche Stimmen laut geworden, die die unselige doppelte Moral verurteilten. Aber es sind mehr die didaktischen, nicht die eigentlichen Minnedichter, die sich so aussprechen, und die stehen dem Volkstümlichen nahe. Im Volke hat sich ja gar manches Edle und Große forterhalten, für das die höfische Welt keine Stätte bot. Was sind all die ritterlichen Epen gegenüber dem Nibelungenlied mit seiner dichterischen und sittlichen Wunderherrlichkeit! Und so bietet auch der aus dem Born des Volkstümlichen schöpfende Freidank in seinen Sprüchen über das Weib und das Verhältnis der beiden Geschlechter unendlich viel Tieferes und Schöneres als die ganze höfische Lyrikergesellschaft. Hier nur einige Verse nach Panniers Übersetzung:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Wenn der Himmel wär Papier, dazu das weite Erdrevier,
Und alle Sterne Pfaffen, die Gott hat je erschaffen,
Sie könnten nicht zu Ende schreiben, das große Wunder von den Weiben.
Vom Freun die Fraun sind zubenannt, ihre Freud erfreuet alles Land.
Wie wohl das Freuen der erkannte, der sie zum ersten Frauen nannte!
Wenn man die Wahrheit sagen soll, so ist auf Erden keinem wohl,
Als wer ein Weib hat lieb und traut und fest auf ihre Treue baut! . .
Wie oft das Weib auch unterliegt, zuletzt wird doch der Mann besiegt.
Was Guts und Böses wird getan, die Frauen haben Teil daran,
Am Besten und am Bösten, am Kleinsten und am Größten.
Das Weib ist besser als der Mann für den, der Tugend schätzen kann,
Es schämt sich mancher Missetat, die nie ein Mann beachtet hat.
Ein Mann um manches Ehre genießt, was guten Frauen Schande ist;
Den Mann so manches krönet, was die Frauen höhnet.
Tut ein Weib ein Missetat, wie sie der Mann wohl tausend hat,
Der tausend rühmet sich der Mann, doch ihre Ehr soll sein vertan.
Das ist ein schlecht verteiltes Spiel, von solchem Rechte Gott nichts will[30]).

Vgl. in Bezzenbergers Ausgabe S. 157ff.[31])



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schon in Rudlieb finden wir ein recht modernes Mädchen. Rudliebs Neffe bietet der Braut bei der feierlichen Verlobung den goldnen Ehering dar und spricht:

„Wie dieser Ring den Finger rund umschließt,
Verpflicht ich dich zu ewig fester Treue,
Die du mir hältst bei Strafe deines Lebens."
Doch sie versetzt sehr klug und angemessen:
„Ein gleiches Recht für beide! Warum soll ich
Dir bessre Treue wahren als du mir. . . .
Du wolltest buhlen und verbeutst das mir!
Nein, es fällt mir nicht bei, auf solchen Pakt
Mich zu verpflichten, geh nur immer hin
Und buhl' um wen du willst, doch ohne mich.
Es gibt noch manchen den ich freien kann[32]).

Gesund und kräftig, aber völlig unhöfisch, sind Spervogels Worte:

Swelman ein guot wîp hât
unde zeiner ander gât,
der bezeichent daz swîn,
wie möhte ez iemer erger sîn?
ez lât den lûtern brunnen
und leit sich in den trüeben pfuol.
den site hat vil manic man gewunnen.

MS. Fr. S. 29.

Unter den späteren Sängern zeichnet sich Reinmar von Zweter auch dadurch aus, daß er trotz seiner eignen unglücklichen Ehe wahrhaft edel von den Frauen denkt. Das reine Weib nennt er den neuen heiligen Gral, und wie Parzifal und alle, die des Grales pflagen, soll der Mann in Keuschheit und Tugend um dies Göttliche werben. Hagens Minnesinger II, 33, S. 184 b. An Luther, der auch in

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

seiner Auffassung der Ehe einer der größten Männer der Weltgeschichte und der Herold einer ganz neuen Zeit war, gemahnt der Spruch dieses wahrhaft Weisen:

Aller orden prîs ich nicht
sô sêre als die ê aleine, swaz darümbe mir geschiht;
barfuozer, bredigaere, kriuzer orden sint dâ engegen blint.
Grâ, wîs, swarzer mönche ist vil,
hornbruoder unt martere, als ich iuch bescheiden wil,
schottenbruoder und die mit den swerten sint dâ engegen gar ein wint.
Tuomherren, nunnen unde leijenpfaffen
und alle die orden die Got hat geschaffen,
die lebent des diu ê hat erziuget.
Swer der ê ze rehte pfliget,
der hat hie und dort gesiget:
swer'z widerredet, des volget niht, der liuget.

Hagens Minnesinger II, 218b.

Der ritterliche Frauenkultus aber galt ja nicht der eignen Gattin, meistens nicht einmal einem Mädchen, und vollends nicht einem, das man dann heimführte, sondern gewöhnlich der verehelichten Frau eines andern[33]). Nur die verheiratete Dame spielte eben eine Rolle in der Gesellschaft, und schon darum verlieh nur die Liebe zu ihr den begehrten Ruhmesschimmer. Sodann war ja auch bloß der ein flotter, forscher Repräsentant der höfischen Mode, der die Gattin eines andern verführte, einen andern zum Hahnrei machte. Damit wurde nicht nur die geschlechtliche Wollust und das diebische Behagen am Verbotenen und Heimlichen, sondern auch die Grausamkeit des mittelalterlichen Mannes befriedigt, denn damit hatte er einen andern auf die denkbar empfindlichste Weise verletzt und

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ihn obendrein in den Augen anderer lächerlich gemacht[34]). Damit hatte er auch seiner männlichen Eitelkeit so recht im Innersten wohlgetan: einerseits fühlte er die Macht seiner Reize, seiner Kraft, seiner Männlichkeit, seines Verstandes gegenüber dem armseligen Tropf von einem Eheherrn, und sodann erntete er ja als weiteren Lohn seiner Tat die Sympathie und Bewunderung, ja nicht selten die Liebe anderer Frauen: selber die Männer konnte er mit seinem Glück wenigstens — ärgern. Auch die Freude am Gefährlichen kam so zu ihrem Rechte; denn wenn der Gatte ihn überraschte, konnte es ihm sogar das Leben kosten oder die Körperteile, mit denen er gefrevelt hatte und ums Leben gerne weiter gefrevelt hätte.

Sodann stand ja auch, wie wir schon gesehen haben, die Ehre der Frau auf dem Spiel, was dem Minner freilich nur zu oft im Grunde herzlich gleichgültig war. Immer wieder hören wir, daß die Ehre des Weibes verloren gehe, wenn sie ihrem Liebhaber die Umarmung verstatte. „Ehre" bedeutet da, wie sonst im Mittelalter, nur den Ruf bei den Leuten, und hat nichts mit dem höheren Begriff dieses Wortes zu tun, wie denn überhaupt nichts so viel irre geführt hat, wie die im Minnezeitalter besonders in der Schilderung der Frauen so unendlich oft gebrauchten Wörter: „keusch", „rein", „züchtig", „treu", „gut", „tugendhaft" usw., die alle das gerade Gegenteil von dem sagen, was eine höher und feiner entwickelte ethische Anschauung darunter versteht[35]). So kam auch die Ehre im tieferen Sinne bei der Frau ihrem Gatten gegenüber gewöhnlich gar nicht in Betracht, wohl aber gegenüber ihrem Galan. Auch hier also den französischen ähnliche Zustände (siehe z. B den glänzenden Roman von Anatole France ‚Le lys rouge').

Die Tugend der Verschwiegenheit wird also immer

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wieder von den Minnepoeten gefeiert und gefordert. Die provenzalischen Dichter waren in der Betonung dieser Grundbedingung der Liebe vorangegangen und haben keinen Punkt so oft ausgeführt wie diesen (Diez, 129[36]). Meinloh von Sevelingen beginnt darum eines seiner Lieder also: Die megede in dem lande Swer der eine gewan, Der sol stille swîgen Und sol die merkaere lân Reden swaz in gefalle: Sô ist er guot frowen trût, Sô mac er vil wol triuten Swier wil stille und über lût. Der dâ wol helen kan, Der hât der tugende aller meist. MS. Fr. 14. Darum muß bekanntlich der deutsche Minner den Namen seiner Geliebten geheim halten. Aber das war sicherlich in den meisten Fällen nur konventionelle Ziererei. Des Sängers Hauptverdienst bildete es ja, daß er seine Frau berühmt machte. Was halfen da der Dame auch die schmelzendsten Töne, wenn die Welt nicht wußte, wem sie galten! Gewöhnlich war wohl ihre Persönlichkeit ein „offnes Geheimnis". Die Dichter rühmen sich ja, daß sie ihren Geliebten hohen muot und werdekeit (Walther S. 63) gebracht hätten. Freilich sehr nötig war es, die Regel einzuschärfen, die dann später Hagedorn also formulierte: „Hat ein Jüngling ein Vergnügen, Sei er dankbar und verschwiegen". Viele prahlten vor andern mit der Frauengunst, die ihnen widerfahren war, wie Walther (S. 108) und andere berichten[37]). Besonders beim Weine kostete der Glückbestrahlte die genossenen Liebesfreuden wieder durch, und schwadronierte von seiner Unwiderstehlichkeit bei den Weibern; je zahlreichere und geehrtere Frauennamen er da nennen konnte, desto wohliger pusterte sich seine im Staube badende Hahneneitelkeit auf, und desto mehr wurde der erotische Tausendsasa bewundert oder doch beneidet. Aber auch den Frauen wird die Notwendigkeit der Heim-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

lichkeit nahe gerückt; mindestens sollen sie vorsichtig sein, daß ihre Kinder sie nicht in flagranti erblicken; denn die enfants terribles schweigen ja nicht (GA. III, 35). Da haben denn auch andere die Pflicht, zur Verheimlichung beizutragen. Eine Frau betrügt ihren Mann mit einem Ritter, wird überrascht, steckt ihn unter einen Zuber, der einer daneben wohnenden Bäckerin gehört. Unglücklicherweise läßt ihn diese eben zurückfordern. Als ihr aber zugeflüstert wird, um was es sich handle, steht sie sofort von ihrem Verlangen ab. Denn sie war eine, die wol der maere sich verstuont Als hübsche frouwen dikke tuont, Die wiste wol der der minne reht usw. GA. II, 306. Da verstehen wir dann den begeisterten Preis der „treuen Magd" GA. II, 315 ff. Vor allem war es natürlich ein Teil der höfischen Moral, daß man heimlich Liebende nicht offenbar werden ließ oder gar selber verriet. Eine Menge Stellen ließen sich anführen, wo der Zorn des Dichters so eine unfuoge brandmarkt mit der der Mann sich unsaeliget und die zuht verletzt (Parzifal XIII, 481 ff.).

Verstohlen müssen die Liebesleute auch deshalb zu Werke gehen, weil sie huote und die merkaere, die Bewachung der Frau und die Aufpasser, die Minnende umgeben. Da diese huote ja das einzige ist, was zwischen den Entbrannten steht, und moralische Bedenken wegfallen, so sieht man leicht ein, daß die giftigste Wut der Minnewelt sich gegen die huote richtet. Oft wird auch erklärt, sie sei ganz vergeblich; wenn ein Weib sich nicht selber behüte, so sei alle Hut an ihr verloren, sie stille doch ihr Verlangen. Der Sprüche und Geschichten[37a]), die das dartun, haben die verschiedenen Völker ja eine Legion. Aber noch mehr mit Recht wird immer wieder eingeschärft: Die Hut ist der Frauenkeuschheit geradezu verderblich. Denn seit Evas

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zeiten reizt nichts die Frau so sehr wie das Unerlaubte, und je schwerer die verbotene Frucht zu erlangen ist und je schrecklicher die drohende Strafe, desto süßer schmeckt die Frucht, wenn man sie wirklich bekommt. Wie andre Literaturen enthält auch die mittelalterliche Erzählungen, die das beweisen. So „Heraklius“ GA. II, 527 ff. König Phokas läßt alle Frauen und Mädchen, hoch und niedrig, zusammenrufen, damit der wunderkluge Heraklius ihm aus ihnen eine Gemahlin aussuche, die fähig wäre, die eheliche Treue zu halten. Keine einzige findet Heraklius: von allen erkennt er, daß sie willig seien, wenn man sie nur bitte[38]). Nur unter dem gemeinen Volk sieht er eine einzige schöne Jungfrau, die völlig keusch und rein bleibe, wenn man sie ungehütet lasse. Phokas verspricht das, heiratet sie, und alles geht ausgezeichnet, bis er nach einem Jahr ihr vor lauter heftiger Liebe seine Schwester als Aufseherin beigibt, damit sein Kleinod ihm doch ja nicht verdorben werde. Da ist's vorbei; die Frau will schon aus Neugier sehen, ob sie denn nicht trotz der Hut sündigen könne, und — sie kann. Die Liebe müsse eben von Herzen kommen, erzwungene sei gar nichts und bringe nur Unheil, sagt die Winsbeckin am Ende einer längeren Belehrung über die Schädlichkeit der huote, und andre pflichten bei. Auch mechanische Vorkehrungen von intimer Art helfen da nicht. Bei verschiedenen Völkern, besonders afrikanischen, werden bekanntlich die Mädchen infibuliert oder chirurgisch vernäht, so daß der Zugang zum Tempelinnern der Liebe versperrt ist. So hatte man im Mittelalter Keuschheitsgürtel[38a]) mit einem Schloß an dem Apparat, und den Schlüssel verwahrte der Gatte. Eine Abbildung findet man bei Ploss, das Weib[39]), I, S. 355. Freilich hören wir, daß auch diese Vorsicht nicht immer fruchtete.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Paradisisch war's da, wenn die Frau dem Buhler einen nachgemachten Schlüssel zu ihrer Liebesburg verschaffte, wie die Frau des Nampotenis dem Kaedin einen zum Schloß, wo sie wohnte. Gelegenheit macht Diebe. Darum ließen kluge Ritter ihre schönen Frauen daheim und nahmen sie nicht zu den Turnieren mit; denn die siegreichen Helden waren den Weiberherzen gar zu gefährlich. Von der Kirche freilich konnte man die Weiblein nicht weghalten, und gerade da bandelte sich auch im deutschen Mittelalter gar manches Liebesverhältnis an, und GA. I, 263 hören wir, daß sich die Männer vor der Kirchentüre aufstellten, um die herauskommenden Frauen zu mustern und sich eine auszusuchen.

Konnte nun aber ein Verliebter wegen der huote nicht zu seiner Erkorenen gelangen, so tröstete er sich bisweilen damit, daß er doch in Gedanken bei ihr sei, ganz nahe bei ihr sei. So Walther S. 61—62. Und in Gottfrieds Tristan lesen wir, auch ohne Liebesgenuß zu allen Zeiten, wo man ihn möchte, sei die Liebe schön (16424 ff.). Ja, es gab Feinschmecker, die gerade die huote und die merkaere für etwas Herrliches erklärten, für die Würze der Liebe. So Friedrich von Hausen. MS. Fr. 43, 28—44, 61. Und noch mehr: Wäre die Geliebte nicht behütet, so könnte ja jeder Hinz und Kunz ihr Anträge machen, und das zerstörte dem Minner seine Freude. Der Herr Ehegesponste ist also der gute Hund, der dem Buhlen sein Eigentum bewacht. Schon einer aus des Minnesangs Frühling hat es so herrlich weit gebracht: der ehrenfeste Friedrich von Hausen: Noch bezzer ist daz man ir hüete Dan ieglîch sprache sînen willen; Daz si ungerne hôrte Und mir die fröide gar zerstôrte (MS. Fr. 50, 23 ff.).

Das selig behagliche, triumphierende Gefühl der Lie-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

benden, die allen ein Schnippchen schlagen, aneinander gepreßt daliegen, wird oft geschildert. Freilich nicht selten schien es doch geratener, den lauernden Gatten und die Aufpasser nicht allzusehr herauszufordern. So schickt in der Herzmäre Konrads von Würzburg die Dame ihren Ritter nach Palästina, damit ihr Gemahl seinen Argwohn lasse. Aber nicht nur auf den Kreuzzug, der häufig als entsetzlich schweres Opfer, selten als Werk der religiösen Begeisterung erscheint, sowie auf andere Abenteuer sendet die Frau ihren Galan; nein, die mittelalterliche Schöne gleicht oft dem Mädchen bei den Kopfjägern, die so und so viel heimgebrachte Köpfe zur Bedingung ihrer Gunst machen. Vgl. Gesta Romanorum Nr. 172. Anderseits suchte wohl manch eine ihren zudringlichen Bewerber los zu werden; denn die Ärmsten hatten nicht selten ihre schwere Not, sich der Minner zu erwehren, um so mehr als ja die zuht der Frau erheischte, daß sie ihre höchste Gunst nicht versage[40]). In Kellers altdeutschen Erzählungen (Stuttg. Lit. Verein 35, S. 150 ff.) drangsalieren drei Ritter ein schönes Mädchen, ihnen „Minne“ zu schenken. Sie sendet den einen auf Ritterschaft nach England, den zweiten nach Preußen, den dritten übers Meer, stellt sie dann, als sie zurückkommen, auf die Probe, indem sie vorgibt, „sundersych“ zu sein. Die zwei ersten machen sich davon, der dritte drückt sie dennoch an sein Herz. Sie nimmt ihn zum Buhlen und später zur Ehe. Wie so ein liebeskranker Ritter ein schönes, gutes, gattentreues Weib zu quälen vermochte, erhellt z. B. aus den Erzählungen: „Friedrich von Auchenfurt“ und „Frauentreue“ GA. III, 339 ff. und I, 261 ff. Wunderliebliche Frauenblüten haben wir in beiden Geschichten, die minnenden Männer, besonders der von Auchenfurt, sind aber

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

im Grunde schwächliche Schurken. Selbst Betrug gegen die Schönen galt als völlig gerechtfertigtes Mittel, um den so heißersehnten Liebesgenuß herbeizuführen. In der Märe „Das Häselein“ will ein Ritter ein unschuldiges Mädchen, das seine Brunst entzündet hat, dadurch kirre machen, daß er ihr ein Häschen bringt, und er hat Erfolg (GA. II, 5 ff.). In der lebendig und zum Teil sogar schwungvoll erzählten Geschichte: „Das Rädlein“ spekuliert der Verliebte sehr erfolgreich auf die weibliche Neugierde (GA. III, 106 ff.). Doch wozu die Beispiele häufen! Im Krieg und in der Liebe wurde von jeher die List sogar als verdienstlich angesehen.

Ja, nicht nur alles auf Erden, natürlich mit Ausnahme der Philister, ist dem Minner hold, sondern auch der Himmel selber. Wollust und Religion treten ja bei allen Völkern und zu allen Zeiten als innig verbundene Schwestern auf, und die Orgien, die der Mensch mit der einen im rechten und der anderen im linken Arm gefeiert hat und noch feiert, bilden ein hochinteressantes, wenn auch kein erfreuliches Kapitel[41]). Die Stellung der mittelalterlichen Minneleute zu Gott und göttlichen Dingen war sehr einfach, nämlich kindlich ruchlos, rührend blasphemisch. Erwähnt ist ja schon die Oberflächlichkeit des Mittelalters auch in der Religion. Wegen des Allgemeinen sei nur auf den sehr „teutschgesinnten“ Freybe, Das Sündenbewußtsein im Mittelalter (Altdeutsches Leben II, 165 ff.) verwiesen. Er erwähnt da, daß der Hauptnachdruck auf die Feier des Sonntags und der heiligen Tage gelegt worden sei. Von den Contes devots heißt es im Dunlop-Liebrecht S. 312 b: „Bei der Mehrzahl (der frommen Erzählungen) ist ganz das Gegenteil der Fall, da es die Absicht derselben ist, dem Leser einzuschärfen, daß die lasterhaftesten Men-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

schen sich durch das Hersagen einer Anzahl von Aves die Seligkeit erwerben können. Fast in allen wird die Vollkommenheit des sittlichen und christlichen Lebens in das Messelesen, in Fasten und körperliche Kasteiungen gesetzt, wozu bisweilen, jedoch nur selten, auch noch die Austeilung von Almosen kommt[42]). Dann wird weiter erwähnt, daß die Mönche und Nonnen in den Contes devots viel lasterhafter erscheinen als in den leichtfertigsten Erzeugnissen der Troubadours.

Schon ein wenig höher steht die in den Marienlegenden so oft hervortretende Ansicht, wer nur der Mutter Gottes ergeben sei, der könne leben wie er wolle. So heißt es in den Sünders Traum, Pfeiffers Marienlegenden S. 128 (= GA. III, 531): In sunden ein mensche lac Daz doch dâ bî der tugende pflac, Dâ von gote ein mensche behaget: Marîen die Kûschen maget Hete er liep besunder. Instruktiv ist „Der Raubritter und sein Kämmerer", Marienlegenden S. 95 (= GA. III, 563). Dieser adelige Gemeinschaden plünderte oft die Witwen und die Waisen aus, hatte aber eine große „Tugend": er betete jeden Tag kniend ein Ave Maria, und dadurch war er gegen den höllischen Satanas gefeit[43]). Selbst den Dieb am Galgen errettet die Gottesmutter. Marienlegenden S. 47 ff. usw. ad infinitum. Die heilige Gertrud macht sogar die Kupplerin. Also wird erzählt: Ein Schüler bittet die heilige Gertrud, die bekanntlich die Reisenden schützt, ähnlich wie St. Johannes und der heilige Julian, um gute Herberge[44]). Sie leitet ihn in ein Haus, wo eine schöne Frau wohnt, deren Mann abwesend ist. Die Empfängliche wird sofort durch den hübschen Jüngling vom Minnebrand entzündet, schleicht sich nachts an sein Bett und legt sich zu ihm. Der Gatte kommt aber heim, während die beiden nach sehr „lefliken"

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Tun so fest verstrickt schlafen, daß man geschworen hätte, es sei nur ein Mensch. Er begehrt nach der Frau; die verzweifelte Magd betet zu St. Gertrud, und die gibt ihr eine List ein: die wegen ihrer Treue in der Erzählung hoch gefeierte Dienerin läuft unter einem Vorwande hinaus und zündet das Dach eines alten Scheuerchens an, alles läuft, um zu löschen, auch der Mann, und unterdessen können die beiden von der Magd aus der Liebesumhalsung in einen präsentableren Zustand gebracht werden[45]). Später denkt der zum berühmten Manne gewordene Schüler noch oft mit Freuden an die Frau, de om God hedde getan. Der fromme Dichter schließt: Nu hebbe ik ju de mere gesaget. Und heit de truwe maget, De durch truwe nicht vruhte den dod. Des bidde wi alle den leven God Und de edele vrîen De milden moder Marîen, Dat uns nummer werde schin Der ewigen helle pin, Und wan wi komen an den dach, Dar sik nein man verbergen mach. He enmute vor gerichte gan, Dat wi an truwen faste bestan Als dise maged irer vruwen, Was an oren dienste truwen. Des helpe uns allen de milde God Durch sinen bittern dod Und durch sine hilgen dre namen, Nu spreket alle: amen!

Die Liebe oder ehrlicher: der von der Frau gewährte Beischlaf wird eben direkt als ein gutes Almosen betrachtet, das die fromme Wohltäterin dem Gaste oder dem Armen gibt. Sie erfüllt damit eine Religionspflicht der allerhöchsten Art[45a]) — wieder so recht im Geiste des „fahrenden und gehrenden Volkes" gedacht. In der Märe „das warme Almosen" gibt eine Frau, die allein daheim ist und der ihr geiziger Mann alles verschließt, einem Bettler, da sie sonst nichts hat, zweimal ihre „Minne" auf dem Bett; denn sie will nicht als Heidin leben, sondern Gottes Gebot von der Mildtätigkeit befolgen. Das Gedicht endet:

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Noch nimt mich immer wunder, Daz prüevet besunder, Ob ez noch ein frouwe taete Ob sie sîn almuosen haete. Einez sprich ich wol, sunder wân, Sie taet noch groz almuosen dran, Diu ez gaebe minnenclîche Durch Got von Himel rîche. Hie hât diz maere ein ende. Ân' alle missewende Muezen die frouwen immer leben, Die sulch almuosen gerne geben. (GA. II, 248[46]).

Den Gipfelpunkt der Gotteslästerung aber erklimmt wohl der Verfasser der frivolen Predigt und Beichte in Lassbergs Liedersaal III, 127, eine Glanzleistung, die dann in Kellers Altdeutschen Erzählungen (Stuttg. Lit. Ver. Bd. 35, S. 27) wiederholt wird. Dieser Kanzelhanswurst der Venus vulgivaga sagt da: Als Eva geschaffen war, sprach Adam: das ist Fleisch von meinem Fleisch usw. Er zeigte mit dem Finger dar, da man das krause, braune Haar kräuselt (bei Keller: zauset) an den Frauen; das begann er mit Fleiß zu schauen und war des Künterleins froh. Viel minniglich sprach er da: Propter hanc rem derelinquat homo patrem et matrem[47]). Die jungen Weiber sollen sich zu den Schülern legen, wenn einer bei einer Frau liegt und süßer Minne mit ihr pflegt, so lügt einer und rast, der es als Todsünde ansieht. Er sündigt nicht um ein Haar, der minniglich bei den Weibern liegt. Dann beweist er dies aus der Schrift, weil dort geschrieben stehe: Sieben Männer sollen kriegen um einen Mann. Da beichtet eine junge Frau, daß sie bisher sündhaft gelebt habe. Ich habe es den Männern oft abgeschlagen, will das aber nicht mehr tun. Daß ich je so oft es versagte, das reut mich und ist mir leid. Ich klage Gott, daß ich es nie litt, wenn er mit mir kosen wollte. Auch bekenne ich noch mehr meiner Sünde: Als er mir an die Brüste griff mit seiner klaren Hand, da fuhr ich auf, als wär ich verbrannt. Weiter bekennt sie ihre

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

große Schuld, daß sie sich so wenig aus dem Liebeskummer des Mannes gemacht habe. Ich gebe mich weiter schuldig und es reut mich sehr, daß ich die Männer nicht greifen ließ zwei Spannen oberhalb meines Knies[48]). Sie klagt sich ferner an, daß sie den Männern so oft nicht zu willen gewesen sei; aber sie sei noch ein junges kräftiges Weib und wolle jetzt gut machen, was sie versäumt habe. Wer mich nun bitten will, wes sein liebes Herz begehrt, des ist er alles gewährt. Ich will hier büßen auf der Erd, daß sein die Seel dort innen werd. Dann fleht sie Gott an, daß er sich über sie erbarme, obwohl sie sein Minnegebot bisher nicht ordentlich erfüllt habe. So wird sie losgesprochen und ihr das Paradies mit Gott und seinen Engeln in Aussicht gestellt. — Scherz scheint diese Darlegung zu sein, aber sie ist wohl dem Verfasser der bitterste Ernst.

Die Minnesänger der besseren Zeit muten uns daneben recht unschuldig an, und doch bieten sie im wesentlichen ganz dasselbe. Liebe kann dem Heil der Seele nicht schaden, hören wir öfters. Engelhard von Adelnburg meint: Swer mit triuwen umbe ein wîp Wirbet, als noch maneger tuot, Was schadet der sêle ein werder lîp! Ich swüere wol, ez waere guot. Ist ez aber ze himele zorn, So koment die boesen alle dar Und sind die biderben gar verlorn. MS. Fr. 148 f. Walther von der Vogelweide stimmt ein: Swer giht, daz minne sünde sî, Der sol sich ê bedenken wol. Ir wont vil manic êre bî, Der man durch reht geniezen sol Und volget michel staete und saelekeit. (S. 67). Ja, Albrecht von Johannsdorf behauptet: Swer minne minneclîche treit Gar âne valschen muot Des sünde wirt vor gote niht geseit. Si tiuret unde ist guot. MS. Fr. 88. Das heißt gewiß nicht: Sündigt auch der Mann dadurch, daß er's mit dem Weibe eines andern hat (oder sich mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

einem Mädchen ergötzt), so wird doch seiner Sünde vor Gott nicht gedacht. Nein, der Dichter meint: All seine andern Sünden werden durch solch eine Tugend wie die Minne ausgelöscht. So glaubt denn auch Ulrich von Lichtenstein, für seine Liebe zu seiner Angebeteten werde ihn Gott mit dem Himmel belohnen (Frauendienst 1839). In Lassbergs Liedersaal I, 105 hat der Minner von seiner Schönen die Gewährung des Liebesgenusses erhalten, und er fleht nun Christum an, sie hier auf Erden und im Himmel dafür zu belohnen, i. h. sie zu belohnen für ihren Ehebruch oder doch ihre Unzucht. Sehr innig sind die Worte eines andern, Liedersaal I, 69 (mit denen man 77 vergleiche). Wie die Engel die reine und zarte Magd Maria gegrüßt haben, möchte er die Geliebte grüßen, und er bittet, daß Mariens Kindlein Jesus sie segne. Der Mann, der verbotene Liebe genossen hat, muß in Walthers Taglied Friwentlichen lac (S. 10) von der Ehebrecherin scheiden, und er spricht: Von dem ich habe die sêle, Der müge dich bewarn. Und nachdem die Königstochter Engeltraut mit dem Knechte ihres Vaters die Umarmung gefeiert hat, heißt es: Herre, nu beschirme uns got, Sprach Engeltrût ân allen spot ûz inneclîchem muote, Der habe in sîner huote Mîn ere und dînen jungen lîp. Konrad von Würzburg, Engelhard 3443 ff. Im deutschen Tristanroman braucht Caynis für die Nacht eine Bettgenossin, und die gastfreundliche höfische Isalt legt ihre Jungfrau zu ihm. Da heißt es: Herr Caynis dancket got, das ym die jungkfraw so freüntlich sein wolt. Und voll überquellender frommer Dankbarkeit ruft er: Fraw, got der lon eüch in seinem hohen trone solicher treü und freüntschafft, so ir mir beweist (Stuttg. Lit. Ver. 152, S. 145 und 146). Gott steht dem im Ehebruch Ertappten auch oft bei, daß er entrinnt usw.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Siehe z. B. Heinrich von Freiberg, Tristan 3192 ff.; 3339 ff.; 2831 f. Ja, noch mehr: wir haben ja schon gehört, daß der Verliebte in Hartmanns Büchlein hofft, Gott werde ihm behilflich sein, die unerlaubte und sorgfältig gehütete Frucht zu kosten. (571—580). So bricht auch Heinrich von Veldeke in die tiefgefühlten Worte aus: Got gebe, daz si mir lône. MS. Fr. 63, 33. Und der Kürenberger, so ein rechter Don Juan, ruft ganz folgerichtig Gott an, er möge denen, die den Ritter von seiner Liebsten getrennt haben, Leid zusenden[49]). Gott erscheint eben geradezu als der Vertraute des Liebenden, er weiß um alle seine Not, wie treu er dient usw. Siehe z. B. MS. Fr. 173, 30 ff. Der liebe Gott hatte im Mittelalter noch in frischem Gedächtnis, wie er selber zur Jungfrau Maria in Minne gebrannt hatte — nach Reinmar von Zweter, einem der ernstesten und sittlich reinsten Dichter —; und so war er ein gar galanter Herr[50]). Ebenso hatte die Kultur, die alle Welt, damals sogar auf den Herrgott sich erstreckt: auch er übt zuht und hövescheit. Wie uns in der Mär vom Sperber versichert wird, kann er dem rosenroten Munde lieblicher Schönen, hier der Nonnen, nichts versagen (Erzählungen und Schwänke ed. Lambel S. 313).

Kein Wunder also, daß die Minne nötig ist, in den Himmel zu kommen. Walther von der Vogelweide erklärt: Ohne Minne kann niemand Gottes Huld gewinnen. Und: Die Liebe veredelt und führt in den Himmel (S. 301, 302). Der mittelalterliche Mensch denkt eben völlig primitiv natürlich. Was für ihn gut ist, oder doch nach seiner Ansicht für ihn gut ist, das ist eo ipso gut, und alles andere eben schlecht. Selbstverständlich steht da unter allen Umständen Gott, der Gute, auf seiner Seite. Wie erst da, wo es sich um den Inbegriff des Guten: die Minne handelt!

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schon dieser Umriß, der nur einige Striche des Bildes der mittelalterlichen Minne gibt, zeigt deutlich, daß man in ihr das Ein und Alles sah. Und doch war das deutsche Mittelalter nicht die Zeit der großen Liebesleidenschaft. Die unbändigste Sinnlichkeit — und davon hatte jene Zeit wahrlich genug — ist doch nicht Liebe. Was ein heutiger Mann an Feuer, Phantasie, Seelenadel, Innigkeit und ethischer Vertiefung empfindet oder doch in Weihestunden empfindet, wenn er wirklich verliebt ist, davon hatte damals auch der tollste Frauenverehrer selten auch nur die entfernteste Ahnung. Frauenkultus ist leider noch nicht Frauenachtung, sondern gewöhnlich das gerade Gegenteil. Die eine Frau prügeln und die andere schmachtend anrhapsodieren[51]), indem das eine Auge entzückt an ihrem Sonnenantlitz haftet und das andere sich in faunischem Vorgenuß an viel tiefer gelegenen Gegenden weidet, ja selbst dieser Angebeteten nicht einmal eine wirkliche Freiheit der Verfügung über ihre erseufzte Gnade zugestehen — das versteht sich für den mittelalterlichen Mann von selber. Als romantisch stellt man sich gewöhnlich die Liebe jener Periode vor. Bei näherem Zusehen aber ist man des Todes verwundert, daß sich in ihr kaum eine Spur von wirklicher Romantik des Gefühls entdecken läßt. Wer nie so geliebt hat, daß er nur darauf dachte, sich selber auch das Liebste zu versagen, um nur sie zu erfreuen, sie zu beglücken, sie selig zu machen, nie so geliebt hat, daß er auch dann, wenn die Begierde mächtig aufloderte, nichts hätte tun können noch wollen, die jungfräuliche Unschuld seiner Auserwählten zu trüben, obgleich er von ihrer innigen, wohl ganz ahnungslosen Liebe gewiß alles zu erlangen vermocht hätte; ja, nie so geliebt hat, daß ihm die eine ein Wesen aus lauter Licht und Duft, eine unaussprech-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

lich Reine und Heilige war, und er innerhalb der bewußten Ideen- und Empfindungswelt auch nicht den leisesten Gedanken an die körperliche Vereinigung hegte, einerlei was sich, ungehört und ungeschaut, im Dunkel des Unbewußten regen mochte — wer nie solche gottgehauchte Stunden holdester Freudenandacht erfahren hat: Himmel noch einmal, der hat eben die Liebe im schönsten Sinne des Wortes nie gekannt! Solche Liebe scheint aber fast ausschließlich ein sehr junges Produkt zu sein, wenigstens beim Manne, denn die Frau bekundet etwas Ähnliches schon bei den alten Indern. Der Herr der Schöpfung und namentlich des Weibes weiß im deutschen Mittelalter nichts von ihr. Zwei Gestalten der Minne kannte er: die derbe, üppig entwickelte Mutter: die rein sinnliche Liebe des primitiven Menschen und ihre „romantische" Tochter, im Grunde eben so lüstern und geschlechtsgierig wie die Mutter, aber bleichsüchtig im höchsten Grade, ohne Glut der tieferen Leidenschaft, fad und flachbrüstig an Seele und Leib, mit Lavendel und Veilchenduft besprengt, modisch frisiert und pomadisiert — eine Puppe. Die echte höhere Liebe besteht aus einer Verschmelzung der sinnlichen, uregoistischen Elemente, die völlig berechtigt, ja Ursprung des Lebens sind, und der übersinnlichen, wenigstens zum Teil altruistischen Elemente. So eine Einheit ist die mittelalterliche Minne nicht, sondern die „romantische" ist meist ein gezierter konventioneller Sport, im Herzen sitzt sie nicht — das Phantom hat kein pulsierendes Leben. Beherrscht man nun aber die Kunst der Form — und in ihr waren die mittelalterlichen Lyriker Meister — so läßt sich trotzdem manch hübsches Liebesliedchen verfertigen. Auch die Epiker höheren und niedrigeren Ranges erzählen manche in ihrer Art prächtige Minnemär, nur muß man eben von vornherein

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

auf die vollendetste Blüte der Liebesempfindung und der Weiblichkeit verzichten[52]). Nicht bloß die Dörperpoeten, sondern auch die andern fast alle haben nur den Tempeldienerinnen der Liebe in den Armen geruht, Walther von der Vogelweide ist öfters von der Hohepriesterin selber auf den liederkundigen Mund geküßt worden, die Göttin aber haben nur zwei gesehen: Wolfram und Gottfried. Aber nicht umsonst verwundern sich die Dichter aller Zeiten und besonders die des Mittelalters so sehr über die vielfache Natur der Liebe: Wolfram hat die Venus Urania geschaut, die eine, die irdisch ist und himmlisch, beides in gleicher Vollendung, Gottfried von Straßburg nur eine irdische Gestalt, diese aber von so überwältigender Schönheit, daß sein trunkenes Lied von Tristan und Isolde kaum seinesgleichen hat in der Weltliteratur. Diese beiden, Wolfram und Gottfried, sind wahrhaft Berufene, ihnen ist es tödlicher Ernst, sie haben mit den Rätseln der Welt und namentlich der Liebe gerungen bis aufs Blut; bei ihnen erklingt nicht das altabgeleierte Lied: „Ach wie ist doch der Mai und die Liebe so schön! Wäre nur die Geliebte nicht so hartherzig und ließe mich sofort in ihren Armen ruhen!"

Davon zu reden, wie Wolfram in seinem Parzifal die tiefste und großartigste Gestalt des ganzen Mittelalters und in des sehnenden Suchers Liebe zu Kondwiramur das allen Zeiten voranleuchtende Ideal einer wahrhaft romantischen, nicht einer mittelalterlichen Liebe gegeben hat, ist hier nicht der Ort[53]). Ragt aber dieser Speerzersplitterer, trotz seiner Begeisterung für alles Ritterwerk, doch als ein Revolutionär gegen die höfische Welt und als ein grandioser Vertiefer und Neugestalter ihres Begriffs von der Liebe in seiner Eigenart einsam und völlig allein aus seiner Zeit

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

empor, so ist sein bewußter Widersacher Gottfried eigentlich sein Mitstreiter, nur daß eben das Neue, Große, von dem diese beiden Apostel höheren Menschentums träumen, für den schier rousseauistisch naturschwärmenden Charaktermenschen und Spintisierer Wolfram ein ganz anderes Gesicht trug als für das Weltkind und den Künstler Gottfried, der nur ästhetische Werte kannte und anerkannte und aus einem Mangel seiner Veranlagung heraus sie in ethische Werte umsetzen wollte, gerade wie wir das wieder in allerjüngster Zeit erlebt haben. Unter allen mittelalterlichen Dichtern kennt eigentlich nur Wolfram die Seele mit ihrem Ringen und Streben, ihren Siegen und ihren Niederlagen, nur er ihre Sehnsucht und ihre Verzückung, ihre Reinheit und Weihe, er allein den leuchtenden Tag in ihr und die Nächte, die einen durchstrahlt von Sternen, die andern schwarz wie die Unterwelt, aber geheimnisvoll sie alle. So ist auch Wolframs Bild von der Liebe eingetaucht in die Goldflut der Sonne, die am Himmel geht — in das kosmische Ethos, wenn ich diesen etwas mystisch klingenden Ausdruck gebrauchen darf. Der Veda hat es schon in seinem ṛita. Zu diesem Ethos gehört im Menschenleben das, was den spießbürgerlich klingenden Namen Moral trägt. Dem Individualisten, Ästheten und Leidenschaftsvergötterer Gottfried ist dergleichen ein Greuel. Losgebunden von allem will er sein. Was der freie Sturmwind rauscht, was die ungehemmte Flamme lodert, was da sproßt und grünt und duftet aus dem Schoß der Erde, ohne nach irgend jemand zu fragen, das lebt in seinem Liebessang. Kein mittelalterlicher Dichter ist so „modern".

Was hat man nicht alles für Papier und Tinte verschwendet, auf der einen Seite, um Gottfried als einen Sensualisten und frivolen Unsittlichkeitsverkünder zu

4*


Digitized by Google · Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

schildern — ja dieser todesernste Erzpessimist wird in Literaturkompendien als ein Prediger des heitern Lebensgenusses hingestellt! — verschwendet auf der andern Seite, um ihn von diesen Beschuldigungen zu reinigen und zu zeigen, daß der Dichter selber recht moralisch sei. Beide Parteien haben unrecht. Die Erzählung ist ein Hohn auf Wahrheit und Menschenadel, wie wir diese Begriffe fassen, und in den Betrügerstückchen, die dem König Marke gespielt werden, empört sie unser heutiges Gefühl aufs Heftigste. Darin ist sie höchst unsittlich von unserm Standpunkte aus. Die Liebe der beiden aber ist so wahr und so tief, hat so alle Fäden und Fasern im Wesen der Liebenden durchdrungen, sie empfängt durch ihre Vollkommenheit, die Makellosigkeit in ihr selber und ihre treue Unerschütterlichkeit eine solche Weihe, daß die moralischen Bedenken in den Hintergrund treten. Wir haben eben zwei Genies in der Liebe vor uns. Ihre Liebe ist ein Kunstwerk. Wir sehen zwei Menschen, denen es um ihre Liebe ein tödlicher Ernst ist[54]), und der begeisterte Ernst hat immer etwas Heiliges, auch wo er frevelt wie hier. Doch einerlei, wie wir uns mit Tristans und Isoldes Verhältnis abfinden, zweifellos klar ist, zunächst dies, daß Gottfried selber rückhaltlos auf ihrer Seite steht und in ihnen nicht etwa vom Künstler objektiv zu gestaltendes Leben, sondern ewig leuchtende Vorbilder des irdischen Wandels sieht. All die Tristanstellen und die Erwägungen, die man aufgeführt hat, um darzutun, daß der Dichter selber ja einen anderen Standpunkt einnehme als das minnende Paar, sind vollkommen mißverstanden.

Wir haben ja schon gesehen, daß überhaupt die mittelalterlichen Poeten als selbstverständlich die Sache der Minne vertreten; für jungfräuliche Keuschheit und ehe-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

liche Treue haben sie fast gar kein Verständnis, abgesehen von dem des Feinschmeckers, der den seltenen Bissen mit um so größerem Behagen schleunigst verspeist und für Schaugerichte nicht zu haben ist. Der Ehemann, einerlei ob er seine Frau liebt oder nicht, ja oft sogar einerlei, ob sie ihn liebt oder nicht, ist von vornherein verraten und verkauft und der entflammte Minnewerber aller Teilnahme sicher, mag er auch im Grunde ein schmutziges Tier ohne einen Funken wirklicher Liebe sein. Wie sollte da Gottfried, der gottbegeisterte Fanatiker der Liebe, zu einem Tadel seines Minnepärchens kommen! Wie die bedeutenden Dichter so oft, zeigt er sich zunächst durchweg als Kind seiner Zeit, nur eben vertiefter und großartiger auch in dem, was er mit den andern gemein hat.

Welch eine geheimnisvolle, unwiderstehliche Macht die Liebe sei, davon handelt ja das ganze Gedicht[55]). Mit dem heiligen Geist und mit dem Feuer der Verzücktheit ist der Dichter getauft, das Wort strömt ihm vom Munde in einer Glut und Kraft, einer Lieblichkeit und Anmut wie wohl keinem andern Dichter jener Zeit. An der gewöhnlichen mittelalterlichen Minne ist nur der Leib, der Intellekt und Phantasterei beteiligt, bei Wolfram erscheint die Liebe als eine illumination of the senses by the soul, um die unvergleichlich schöne Definition des amerikanischen Dichters und Schriftstellers Lowell zu gebrauchen, in Gottfrieds Gedicht ist es wenigstens eine illumination of the soul by the senses. Aber die Vorführung der Gewalt und Pracht der Liebe in dem konkreten Beispiel genügt dem aus vollem Herzen beteiligten Dichter durchaus nicht[56]). Glossen und lange persönliche, lyrisch gefärbte Ergüsse über den Gegenstand hat er mit andern mittelalterlichen Epikern gemein. So Feines und Geistvolles aber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wie Gottfrieds Bemerkungen über die Liebe und ihre Natur oder doch über die von ihm besungene Art der Liebe findet sich wohl bei keinem andern mittelalterlichen Dichter. Wir dürfen ihm glauben, daß er von seinem elften Jahre an verliebt gewesen sei. Einzelne Glanzstellen sind: 11 711 ff. (Minne die Siegerin und Wesenswandlerin); 11 880 ff. (das gegenseitige Geständnis und die Folgen); 13 021 ff. (Notwendigkeit des Wechsels von Freude und Trauer in der Liebe und herrliche Wirkung des Zorns); 13 781 ff. (bei der Liebe muß Zweifel sein); 16 683 ff. (glühender Dithyrambus über die Liebe und die Beschreibung der Minnegrotte, wer liebt, braucht keine irdische Nahrung, alle Tugend und alles Große notwendig mit der Liebe verbunden); 18 270 ff. (wunderherrliche, nur unter den Umständen zu lange Abschiedsreden Tristans und Isoldes); 18 471 ff. (die Klage Isoldes, als Tristan übers Meer von ihr wegfährt). Die allerwichtigste Stelle aber ist die lange Ausführung 12 161 ff. Die dort entwickelten Hauptideen sind die folgenden.

Die wahre Liebe ist die Königin, völlig frei; nur sie kann und darf Gesetze geben, ihr sollten wir allein lauschen und dienen, ohne irgendwelchen fremden, andern Gedanken ganz nur ihr leben, in Treue gegen sie und das geliebte Wesen. Auch die Rücksicht auf Ehre, auf Treue gegen andere, auf Scham, Wahrheit und alle sonstigen Güter und Tugenden ist vom Übel, ist Treulosigkeit gegen die Liebe und das Geliebte. Die Liebe kennt nur sich und s o l l nur sich kennen. Also „steht sie jenseits von Gut und Böse?“ Das wäre noch viel zu wenig gesagt. Nein, sie selber ist das Gute ganz allein, wenigstens da und besonders da, wo sie in Widerstreit mit anderm gerät; und alles, was ihrer wahren Gestalt Eintrag tut, das ist das Böse. Und das

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Wesentlichste an dieser Liebe besteht in der geschlechtlichen Vereinigung. Zurückhaltung in der Liebe ist törichte Selbstbestehlung — eine Seelenliebe hätte der Dichter gewiß nicht nur als etwas Lächerliches, sondern geradezu als etwas Ruchloses bezeichnet und so bezeichnen müssen. Alle die Betrügerstückchen — einerlei, was Gottfrieds moralische Ansicht über sie gewesen sei — kommen absolut nicht auf Rechnung der beiden Liebenden, sondern sind der Ausfluß unserer verkehrten Zustände[57]). Die Liebe rechter Art (z. B. die Tristans und Isoldes) ist ja rein für sich selber da, in sich selber vollkommen, alles Äußere, Andere geht sie gar nichts an, und wo ein liebender Mensch ein Auge hat für irgend etwas anderes als die Liebe, da übt er Verrat an der Königin und an sich selber. Dies spricht aus dem ganzen Gedichte und aus einzelnen Stellen, wie der vorliegenden. Darum heißt es von Tristans und Isoldes Liebe im absoluten, nicht nur im relativen Sinne: diu was an in rein unde guot (13 013). Warum? Weil sie völlige, ganze Liebe ist: ir beider sin, ir beider muot Was allez ein und ein (13 014; vgl. 14 329 ff[58]). In unseren sozialen und sonstigen Einrichtungen, unseren Gesetzen des Staates, der Kirche wohl auch, der Konvention, der Ehre usw. liegt das Verderben. Weltliche Rücksichten treten die heilige Liebe unter die Füße, die Liebe ist feil geworden, man kauft sie — sie wird nicht frei verschenkt. Dabei denkt Gottfried vor allem an die Ehe, die käufliche Liebe ist also die „legitime“ (vgl. 17 001—17 018), nicht etwa, wie sogar Golther meint, die Liebe, die man bei der Dirne um Geld eintauscht; denn das Gefühl, daß die Prostitution eine Entweihung der Liebe sei, war Gottfried, wie der allgemeinen Anschauung des Mittelalters, gewiß völlig fremd, wenigstens verrät er so ein Gefühl nirgends[59]). Wir verleugnen also

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

die wahre Liebe, die freie, verjagen sie aus unserer Mitte; das ist unsere Falschheit, Untreue und Schlechtigkeit. Unkraut säen wir, Unkraut, d. h. Not, Jammer usw. ernten wir. Und wie selig könnten wir leben, wenn die Liebe allein uns führte! Nur in alten Mären, wie der von Tristan, leuchtet das Ideal der Minne, die den ganzen Menschen durchdringende, all sein Sein und Leben für immer beherrschende, im Widerspruch mit den Menschensatzungen stehende Liebe.

In der Einleitung schon werden Tristan und Isolde als herrliche Muster des Lebens und der Tugend gepriesen, die ganze Dichtung ist eine gewaltige Entwicklung der dort angeschlagenen Akkorde, und an zahlreichen Einzelstellen deutet der Dichter gefühlskräftig darauf hin. Liebe ist eben die Grundbedingung aller Ehre und jeglicher Tugend (187 ff.; 16 927—17 074). Gottfried ist ja auch kein Prediger der ungezügelten, mit Unrecht ihren Namen tragenden Liebe, der Liebe, die sich heute hier, morgen dort ansiedelt. Von der sagt er:

Man leschet gelangen,
sô der beginnet angen,
und will das namelôse (d. h. wesenlose) leben
dem gehêreten namen geben.
nein, nein, es ist niht minne,
ez ist ir aehterinne,
diu smaehe, diu boese,
diu boese geteloese (Zügellosigkeit) 18 037 ff.

Übersehen dürfen wir freilich nicht, daß in jenem Zusammenhang nur von dem Weibe und seiner Liebe die Rede ist — also eigentlich die uralte Geschichte: das Weib soll treu sein, vom Manne wird mindestens geschwiegen.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Aber Tristan selber vertritt ja hier das Bessere. Und so feiert die Dichtung das Ideal der sich immer mehr verstärkenden und vertiefenden Liebe. Noblesse oblige gilt auch von dieser Fürstin. Wohl ist die Pflicht eine Feindin der Liebe und darf nicht gegen sie ins Feld geführt werden, und das Weib, das gegen seinen „Leib" streitet, erweckt Gottfried ein Grausen. Nein, die echte Weiblichkeit besteht in der Liebe. Aber mâze soll die Frau beobachten. Sie soll in dem Kampf zwischen lîp und êre (Leidenschaft und gutem Ruf bei den Leuten) so handeln, daß sie ihnen beiden ihr Recht angedeihen lasse und keines von beiden vernachlässigt werde. Bei der Anschauung Gottfrieds und der meisten übrigen Dichter heißt das, nackt und unverblümt ausgesprochen: die treu Liebende soll besonnen ihre Heimlichkeit zu bewahren wissen. In begeisterten Worten preist er dann das liebende Weib und erklärt: Isolden gäbe es heute noch. Sicherlich; aber die Tristans sind immer nur rar gewesen.

Verstoßen haben also die Menschen die wahre Minne, in der Wildnis wohnt sie, und wer ihr dienen will, hat es schwer. Daher die wunderbare Stelle nach der Beschreibung der Minnegrotte (17 075 ff.) die hier in der meisterhaften Übersetzung von Wilh. Hertz folgen möge (2. Aufl., S. 372—373).

Auch das dünkt sinnig mich und fein,
Daß diese Grotte so allein
In weiter, wüster Wildnis lag,
Was damit man vergleichen mag,
Daß Minne nicht mit ihren Gaben,
Auf offner Straße ist zu haben,
Noch auf dem Felde liegt bereit:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sie lauscht in wilder Einsamkeit.
Es ist ein mühevoller Pfad,
Auf dem man ihrer Klause naht.
Die Berge liegen um sie her,
In mancher Krümmung kreuz und quer,
Verschlungen hin und wieder;
Die Steige auf und nieder
Sind mit Gestein uns Duldern allen
So wirr verschüttet und zerfallen,
Daß wenn im Pfad, auf dem wir gehn,
Wirs nur mit einem Tritt versehn,
Wir aus den Irrgewinden
Uns nimmer heimwärts finden.
Doch wem sein Glück es mag verleihn,
Daß er zur Wildnis kommt hinein,
Dem wird aus seinen Mühen
Ein selger Lohn erblühen;
Der findet seines Herzens Spiel,
Und was den Ohren je gefiel,
Und was das Aug erfreuen soll,
Von all dem ist die Wildnis voll,
Und niemals möcht er wieder fort.

Das weiß ich wohl, denn ich war dort,
Hab auch durch wildes Waldrevier
Gespürt nach Vogel und Getier
Und Hirsch und Hinde nachgejagt,
Blieb mir auch Weidmannsheil versagt.
Ich kam zur Grotte, fand den Knauf,
Und hob die goldne Klinke auf,
Trat zum kristallnen Bette hin;
Doch ruht ich leider nie darin.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Oft haben mir ins Herz hinein
Die sonnigen drei Fensterlein
Ihren reinen Glanz gesandt.
Mir ist die Grotte wohlbekannt,
Und schon seit meinem elften Jahr,
Wenn ich auch nie in Kornwall war.

Im wilden Walde wohnt die Minne auch, weil sie nur von den wenigen, den Auserwählten, zu finden ist; die übrigen Menschen sind zu klein für so etwas Großes. Zu den Erlesenen gehört Tristan — hier wie sonst ein Ideal — auch dadurch, daß ihm beides zuteil wird: höchstes Glück und tiefstes Leid[60]). Siehe die schöne Stelle 5071 ff. Beides wird ihm vor allem durch die Liebe gebracht. Die ist Lust und Leid zugleich; ja auch ihr Leid ist voll der Lust, und kein edles Herz möchte dieses Leid entbehren (115 ff.). Und: Wem niemals Leid von Liebe kam, Dem kam auch Lust von Liebe nie (204 f.; Hertz S. 6). Der schönste Passus von der Wonne der Liebesschmerzen findet sich aber bei der Schilderung der Gefühlsverwirrung, die Isolde Weißhand in Tristan hervorruft (18 977 ff; Hertz S. 421).

Doch liebt er dieses Schmerzen
Und trug's mit inniglichem Mut;
Es deucht ihn süß, es deucht ihn gut.
Ihm ward das Leid, das ihm geschah,
Zum Trost, weil er sie gerne sah (Isolde Weißhand);
Er sah sie gern, weil ihm fürwahr
Die herbste Trauer lieber war,
Die um Isot sein Herz vergällt,
Als alle Freuden dieser Welt.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Aber das ist noch nicht der Grundton der Dichtung, sondern der ist das uralte, in den verschiedenen Literaturen so oft wiederkehrende Wort: „Kurze Lust und langes Leid“ (1407) und: „Aus Liebe und Lust kommt Leid“ (1774 ff.) Tief traurig ist die Grundstimmung der ganzen Dichtung, und an vielen einzelnen Stellen wird der Schmerz als die Seele dieses Liebessangs hervorgehoben. So 2002, wo Gottfried mit Recht betont, wer die Tristanmäre gelesen habe, der wisse, wie der Name des Helden: „der Traurer“ zu ihm passe. Vgl. 15 790 ff.[61]). Ja, noch weit tiefsinnigere und auch pessimistischere Ideen werden wohl wenigstens gestreift. Schon die alten Inder haben die Liebe oder doch die Liebeslust und den Tod identifiziert, die Mystiker bei anderen Orientalen bieten Ähnliches dar, zahlreiche westländische Dichter haben diesen Gedanken, verschieden gewendet, ausgesprochen. Dazu stellt sich dann der schon von Kalidasa angedeutete Satz: „Der Tod ist das wirkliche Leben“ (er ist die ursprüngliche Form, das „Leben“ eine Modifikation, eine Entstellung, Raghuvaṃśa VIII, 86, womit man Petrarca, Trionfo della Morte II, 22—24 vergleiche.) Auch bei Byron z. B. begegnet uns diese Idee, und sie hat in dem wunderbaren Gedichte von Novalis „Gesang der Toten“ ihre dichterisch vollendetste Gestalt gefunden[62]). Brangäne nun ruft: „Der Trank ist euer beider Tod“.

„Nu walte es got!“ sprach Tristan,
ez waere tôt oder leben:
ez hât mir sanfte vergeben.
i'ne weiz, wie jener werden sol:
dirre tôt der tuot mir wol.
solte diu wunnecliche Îsôt
iemer alsus sîn mîn tôt,

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sô wolte ich gerne werben
umb ein eweclîchez sterben. 12 498 ff.

Welch bitterer Ernst aber eigentlich in diesen heiteren Worten liegt, zeigen neben der ganzen Dichtung selber wohl Verse wie 18425 ff., deren nächster Sinn freilich der ist: durch Isolde und die Liebe fand Tristan sein Ende, die aber, mit der eben vorgelegten zusammengehalten, jenen tieferen Sinn bergen können. Klar herausgestellt ist der Gedanke freilich keineswegs. Völlig deutlich aber schluchzt aus dem ganzen Werke die eine Klage: „O wie doch das Schöne, Hohe, Wahre so gar keine Stätte hat auf Erden, wie doch die Liebe und ihre Lust all den feindlichen, hemmenden Sturmwinden preisgegeben, als sonnenfreudiger, dufttrunkener Falter nur so kurze Zeit dahinschwebt! Was ist das für eine elende, klägliche Menschenwelt!" Und selber die Liebe erscheint dem Dichter zu Zeiten wohl nicht makellos. 13 781 ff. gibt er eine längere Ausführung über Zweifel und Argwohn bei der Liebe. Da heißt es 13 825 ff.

Ouch mac daz nieman verbern,
diu liebe müeze zwîvel bern.
zwîvel sol an der liebe wesen:
mit dem muoz liebe genesen;
die wîle sî den zwîvel hât,
die wile mag ir werden rât.
sô sî die wârheit ersiht,
zehant enist ir dinges niht.

Natürlich! Denn was ist die Wahrheit? Das Geliebte betrügt einen! Und da wäre es doch tausendmal besser, die Augen zu schließen, verborgen sein zu lassen, was sich verbirgt. Dies ist gewiß die pessimistischste Stelle in dem pessimistischen Gottfried.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Auf Tristans und Isoldes Verhältnis nun fällt ja kein Schatten dieser trüben Ansicht. Sie sind einander bis zum Tode treu. In der Thomastradition umarmt Tristan sein angetrautes Weib Isolde Weißhand niemals, weil er seiner blonden Isolde die Treue nicht brechen will — eine Delikatesse des Gefühls, die im Mittelalter kaum ihres Gleichen hat[63]). In der altnordischen Übersetzung des Thomas lesen wir: „Aber doch kann ich nicht ehelich mit ihr leben, ohne meine Treue zu brechen und meine Menschenwürde zu schänden." Es entsteht nun, als er in der Brautnacht so neben Isolde Weißhand liegt, ein Kampf in ihm, aber „die Vernunft hält seine Wollustsehnsucht nach Isodd zurück" (Kap. LXX, S. 180 in Kölbings Übers.). Die Eilharttradition kennt auch solch eine fortdauernde Feinfühligkeit nicht. Schließlich macht da Tristan die Isolde Weißhand zu seiner wirklichen Gattin.

Wie steht's nun aber mit der Treue, die Tristan an seinem Oheim Marke, der so unendlich viel an ihm getan und solches Vertrauen in ihn gesetzt hat, üben sollte? Und wie um die Treue, die nach der landläufigen Ansicht Isolde ihrem Gatten schuldet? Wir haben bereits gesehen, daß sich diese Bedenken schon durch Gottfrieds Begriff von der Liebe erledigen. Aber der Dichter schenkt der Frage doch einige Aufmerksamkeit.

Die Eilhartfassung macht sich die Sache ziemlich leicht, Eilhart selber erklärt 2840 ff., Tristan treffe keine Schuld, der unselige Trank habe ihn dazu gezwungen. Vgl. im Prosaroman S. 57 (Stuttg. Lit. Ver. Bd. 152). Heinrich von Freiberg ruft, nie sei Untreue nur so groß wie ein Hirsekörnchen in das reine Herz Tristans gekommen (3145 ff.[64]). Und als sich Tristan in späteren Jahren, wo die Kraft des Minnetranks etwas nachgelassen hat, moralische und reli-

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

giöse Bedenken macht wegen seines sündhaften Verhältnisses mit Isolde, ist der Dichter sehr entrüstet und des Todes verwundert, und er gibt eine lange Erklärung, wie so etwas Unnatürliches und Ungebührliches nur möglich gewesen sei, daß Tristan dem Tranke und der Liebe solche Unehre gemacht habe (204 ff.). Für Gottfried aber bildet der Trank nur ein Symbol der plötzlich ausbrechenden Liebesmacht[65]).

In Isolde müssen wir die weit weniger Schuldige sehen. Sie wird als Heiratsware zu Marke, den sie nie erblickt hat, hinübergeführt und mit ihm vermählt, ohne daß sie einen eigenen Willen hat, verliebt sich vor der Ehe in Tristan und bleibt ihm treu. Der Dichter vollends sieht in Isolde auch hier die Reine, Makellose. Zunächst einmal ist er ein berauschter Anbeter des Weibes und weiblichen Liebesreizes. Begeistert redet er von der veredelnden Wirkung, die der Anblick weiblicher Schönheit, ja das bloße Hören von ihr ausübe (8294 ff.). Das Sehen lûtert herze unde muot Reht alz diu gluot dem golde tuot und das Hören suozt den muot Reht alse des meien tou die bluot. Dann haben die Frauen auch überhaupt keine Fehler, sie sind ohne Falsch, nur können sie weinen, wenn immer sie wollen (13 899 ff.). Isolde nun im besonderen erscheint vollends als tadelfrei, wenigstens in ihrer Liebe. Sie ist ein reines Instinkwesen, ganz unbelästigt von der Moral, wie es gewisse Menschen gibt, denen manche Insekten nicht zusetzen — die glückliche Nichtbesitzerin eines Gewissens. Als sie den Liebestrank getrunken hat und ihrer Flamme inne wird, fällt ihr eine Verpflichtung gegen Marke auch nicht im Traume ein. Nur ihre jungfräuliche Scham sträubt sich zuerst gegen den Mann, und auch da liegt wohl mehr etwas Physisches zugrunde. Ganz im Einklang mit ihrer ele-

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mentar weiblichen Natur und gerade wie die Heldinnen in orientalischen und mittelalterlichen Geschichten so ganz gewöhnlich, macht sie die ersten Avancen, läßt Tristan durch Blick und Wort und Berührung ihre Liebe merken[65a]), so daß auch er nicht mehr widersteht, und in den ersten Minneszenen hat immer sie die Führerrolle (11 793 ff.).

Tristan dagegen macht erst einen Gewissenskampf durch, wenn auch keinen langen, und auch der ist mehr so eine Art Kinderkrankheit, die zwar abgetan sein muß, aber weiter nicht gefährlich ist und nach ihrer Absolvierung immun macht; denn wie lange fort und wie schmählich er dann später auch Marke betrügt, sein einziger Schmerz ist nur die Beeinträchtigung des Liebesverhältnisses von außen, der Mangel an guter Gelegenheit zur Befriedigung seines Minneverlangens und dgl. mehr. Über den Streit, der sich nach jenem Tranke in Tristans Brust zwischen Leidenschaft auf der einen Seite und Treue und Ehre (d. h. der Furcht vor übler Nachrede) auf der anderen entspinnt, eilt der Dichter, der doch ein vorzüglicher Schilderer seelischer Vorgänge ist und sich da oft kaum genug tun kann, sehr summarisch weg, und er hätte doch hier die beste Gelegenheit gehabt zu eindringlicher, reichhaltiger und dramatisch belebter Gefühlsanalyse. Doch Krankheitsberichte sind nicht „des hoves“, dem Dichter mußte nach seiner Anlage und seinen Anschauungen so ein Konflikt geradezu widerlich sein[66]). Er erklärt auch ausdrücklich, die beiden Verliebten hätten Marke gar nicht betrogen, und tadelt jeden, der so einen Vorwurf erhöbe.

Wan zwâre er missetaete
der ez Îsôte seite
ze deheiner trügeheite:
weder sî entruog in noch Tristan.

Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Warum nicht? Antwort: Marke mußte ja sehen, daß Isolde ihn nicht liebte (17760 ff.). Und doch handelt Episode nach Episode davon, wie die beiden, unterstützt von Brangäne, sich anstrengen, dem König Sand in die Augen zu streuen. Vgl. aber die köstliche Rechtfertigung der Weiber im folgenden: sie sind unschuldig und rein, wenn sie nur frech und offenbar genug ihren Männern Hörner aufsetzen (17760 ff.)!

Die lange Reihe der schlauen Streiche, mit denen das Liebespärchen den guten Gatten hinters Licht führt, gehört für ein halbwegs feines modernes Gefühl zu dem Widerlichsten, was man sich denken kann. Außerdem ist diese Häufung ganz unkünstlerisch. Man möchte nun glauben, der Künstler Gottfried habe da öfters mit einiger Abneigung, aber in notgedrungenem Gehorsam gegen seine Vorlage all dieses auf die Dauer ziemlich eintönige Gaukelspiel wiedergegeben. Auch diese Annahme ließe sich gewiß nicht rechtfertigen. Die Dichter der damaligen Zeit tischen nichts mit so grinsendem und grunzendem Behagen auf, wie all die Schlauheiten der Liebenden, besonders der buhlenden Weiber. Wissen sie doch auch, daß gerade diese Leckerbissen vom Publikum am meisten geschätzt werden[67]). Gottfried war wohl darin ein Kind seiner Zeit. Wie die Wilden so gewöhnlich, wie die alten Griechen und andere Völker sehen eben die Menschen auch im Mittelalter die List und Verschlagenheit als eine Tugend an. Wie sollte sie da besonders in Liebessachen nicht völlig berechtigt, ja rühmlich sein! Auch unseren heutigen Begriff von Wahrheit und Ehrlichkeit kannten die christlichen Deutschen des höfischen Zeitalters nicht — mehr; ihre heidnischen Vorfahren dagegen hatten ja eine Ehrfurcht vor der Gradheit und Wahrhaftigkeit, die den Römern ein vornehmes

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Lächeln über diese „Barbaren“ entlockte, und leider erwies sich auch hier das deutsche Volk als ein nur zu empfänglicher Nachahmer welschen Wesens.

Es liegt offen zutage, wie Gottfried das Herz im Leibe lacht, daß Isolde dem guten König Marke, der hinter ihre Schliche kommen will, so an der Nase herumführt, z. B. 13 857 ff. Und dabei zeigt doch die blonde Sünderin bei der ganzen Geschichte wiederholt, wie dumm sie ist, und muß immer wieder von der klugen Brangäne auf ihre Papageienrolle eingelernt werden, wie denn überhaupt Brangäne an Geist und Herz unendlich viel höher steht als ihre Herrin und bei weitem die herrlichste Frauengestalt des Gedichtes ist und eine der anziehendsten des ganzen Mittelalters[68]).

Höchst possierlich ist oft die schon erwähnte Parteilichkeit der mittelalterlichen Sänger für ihre Liebesleute und ihr giftiger Zorn gegen jeden, der dem Buhlerpaar ins Gehege kommt, einerlei was seine Beweggründe sein mögen. So auch bei den Tristanbearbeitern. Eilhart von Oberge z. B. erklärt 3160 ff. die reine, von ihm selber erzählte Wahrheit für eine nîdesche lugenmaere, weil sie an der Stelle dem gekränkten Gatten kund getan wird. Der Roman stellt bei dieser Gelegenheit die fromme Betrachtung an: „Ich halt aber: wer gott vor augen habe und nach frümkeit stell und sich tugent fleiße, dem schadet die ungunst der boßhafftigen neyder nit harrt. S. 64, vgl. noch Eilhart 3041; 3419; 3406; 3480 ff. (Roman 80, 83); 7595 ff. (damit Gottfried 14 515 ff.). Da ist es nicht verwunderlich, daß in der Eilharttradition der gewöhnliche Kniff angewendet wird: die Bearbeiter stellen Marke als einen sittlich schlechten Tropf dar, neben dem dann Tristan um so strahlender hervortritt. Thomas zeigt auch hier

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

seine sonstige Feinheit: Marke ist zwar nicht allzu klug, aber im wesentlichen ein edler Charakter, und so erscheint er dann auch bei Gottfried. Er liebt Isolde aufs innigste, und zu den ergreifendsten Stellen in Gottfrieds Dichtung gehört die Szene, wie der Herzensgute durch das Fenster der Liebesgrotte hinabschaut und da sieht, wie ein Sonnenstrahl auf das schöne Gesicht Isoldes brennt:

> Nu er der sunne war genam,
> diu obene dur den stein
> ûf ir antlütze schein:
> er vorhte, ez waere ir an ir lîch
> schade unde schädelîch:
> er nam gras, bluomen unde loup
> daz venster er dâ mite verschoup
> und bot der schoenen sînen segen;
> er bat ir got den guoten pflegen
> und schiet er weinende dan.
> alsô ein truriger man
> kert er ze sinen hunden wider. 17 612 ff.

Gottfried aber erkennt ihm kein Recht auf seine Liebe zu: bei Marke war das nach des Dichters Erklärung, wenn auch wohl nicht nach seiner Erzählung selber, nur Verblendung durch fleischliche Gelüste, und darum geschah ihm ganz recht, daß er so behandelt wurde (17 790 ff.).

Da ist es begreiflich, daß auch Gottfried die Schale seines Grimms ausgießt über die, die das Liebespaar verraten, wie in der Geschichte von Marjodo (siehe auch 13 614) und besonders über die Neider, die Aufpasser und die verwâzeniu huote, diu leidiu huote, das vertâne antwerc; diu wâriu suht der minnen, der Minnen vîandinne usw. (12 200 ff.; 17 848 ff.; 17 852 ff.). Nur sie steht ja auch


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

bei Gottfried zwischen den Liebenden und den Genüssen ihrer Lust. Aber er schimpft nicht bloß, wie die anderen gewöhnlich, sondern er gibt eine durchdachte und zartsinnige Ausführung darüber, daß die huote nichts helfe, sondern nur schade, Liebe könne man ja doch nicht erzwingen, sondern nur töten (17 876 ff.).

Da darf es uns vollends bei Gottfried gar nicht wundern, daß sogar Gott es mit den Verliebten hält und sie sich bei ihm lieb Kind wissen. Denn daß der christliche Herr des Himmels und der Erde Ehebruch und allen außerehelichen Geschlechtsverkehr aufs unerbittlichste zu strafen verbunden ist, ficht die mittelalterlichen Dichter nicht an, so wenig wie noch heute unzählige „Christen". Außerdem: heißt es doch schon am Anfang der Bibel, nach der etwas berichtigten Form: „Und der Mensch sprach: Laßt uns Götter machen, Bilder, die uns gleich seien". Wir haben auch bereits gesehen, das Höchste für die ritterliche Welt war der feine Anstand (zuht, hövescheit, morâliteit), und ein Hauptgebot dieser „Moralität" war: „Gehorche dem Liebestriebe!" Von dieser „Moralität" nun schreibt Gottfried selber:

Morâliteit das süeze lesen
deist saelec unde reine.
ir lêre hât gemeine
mit der werlde und mit gote.
si lêret uns in ir gebote
got und der werlde gefallen:
si ist edeln herzen allen
ze einer ammen gegeben
daz sî ir lipnar und ir leben
suochen in ir lêre,
wan sine hânt guot noch êre
ez enlêre sî morâliteit. 8012 ff.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Da ist es dem Tristandichter ebensowenig wie anderen mittelalterlichen Poeten bei ähnlichen Gelegenheiten zum Bewußtsein gekommen, welche Blasphemie eigentlich in Tristans innigem Gebete liegt, als er Marke und Melot oben im Baum gewahrt und sich eben Isolde zum ehebrecherischen Stelldichein daherschleicht:

Beschirme Isôte unde mich!
ist daz sî dise lâge niht
bi diseme schate enzît ersiht,
sô gât sî vür sich her ze mir.
geschiht auch daz so werden wir
ze jâmer und ze leide.
got hêrre, habe beide
durch dîne güete in dîner pflege!
bewâr Îsôte an disem wege;
beleite sunder alle ir trite;
warne die reinen eteswâ mite
dirre lâge und dirre archeit
die man ûf uns zwei hât geleit,
ês sî iht gespreche oder getuo,
dâ man iht arges denke zuo.
jâ hêrre got, erbarme dich
über sî und über mich!
unser êre und unser leben
daz sî dir hînaht ergeben. 14641 ff.

Völlig damit im Einklang steht dann Isoldes Gesinnung und Gebet V. 14704 ff. Belehrend ist es, daß sich hier unmittelbar das bedeutsame Vorspiel zu dem zweideutigen Eid des Gottesurteils anschließt, indem sich Isolde feierlich bei Gott und Seelen Seligkeit verschwört, daß sie niemals irgendeinen Mann geliebt habe als den einen,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dem die erste Rosenblume ihres Magdtums zuteil geworden sei (14 759 ff.).

Ungemein charakteristisch für die mittelalterliche Anschauung ist auch die Auffassung, die die beiden Liebenden bekunden, als sie nun frei sind, alles haben, was sie sich wünschen könnten. Marke gibt in edelster Weise dem Tristan seine Isolde und sagt, er könne mit ihr hingehen, wo er wolle. Wir dächten: Die Welt ist weit und groß. Selbst wenn wirklich Tristan sein väterliches Königreich Parmenien nicht wieder übernehmen will, kann es so einem Manne nirgends fehlen. Die beiden aber sind untröstlich, denken nur daran, wie sie sich mit Marke versöhnen und wieder an den Hof zurück könnten. Und endlich wird ihr Wunsch erfüllt, Marke hat die zwei mit dem bloßen Schwert zwischen ihnen in der Minnegrotte schlafen sehen und gibt ihnen die Erlaubnis zur Rückkehr, durch die freilich Isolde dem Geliebten wieder genommen und die frühere Schwierigkeit des Liebesverkehrs wieder hergestellt, ja vergrößert wird. Aber: Diz dûhte die gelieben guot Und wurden in ir herzenfrô. Die fröude heten s'aber dô Vil harter unde mêre Dur got und durch ir êre Dan durch iht anders, daz ie wart (17 698 ff.); d. h. durch diese Rehabilitation am Hofe wurden ihnen nicht nur der gute Ruf bei den Leuten und deren Achtungsbezeigungen zuteil, sondern sie sind dadurch auch zu Gott wieder in das richtige Verhältnis gekommen: so ein reines Waldleben der Liebe gehörte nicht zum guten Ton der höfischen Gesellschaft und mußte auch das Anstandsgefühl des lieben Gottes verletzen. Doch zu dem verlogenen und in Wirklichkeit schmutzigen, aber von der Sitte der vornehmen Welt geheiligten Ränkespiel der Ehebrecher unter den Augen des Gatten selber lächelte er fein: Hanc veniam damus[69]).

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Wollen wir nun das richtige Verständnis der Gottesurteilsszene gewinnen, so müssen wir zunächst in Betracht ziehen, was bisher dargelegt worden ist. Nach höfischen Dichtern und insbesondere nach Gottfried sind also dies die Hauptpunkte der unerschütterlichen Wahrheit: Die Liebe ist eine allmächtige Kraft; sie macht den Menschen krank und tötet ihn, wenn nicht die Lustvereinigung stattfindet[70]). Wie dürfte da die Frau den Mord des Geliebten auf ihre Seele laden! Die Liebe ist die Beherrscherin der Erde und soll es sein ohne irgendwelche Einschränkung ihrer Rechte: Schwer versündigt sich an der Minne Majestät die Spröde, die ihr den Gehorsam versagt und dem Lustverlangenden nicht den Willen tut. Nur der Liebe entspringt alles Gute hier auf Erden: Schlecht ist die Betörte, die ihr nicht den natürlichen Lauf läßt und so das Hohe und Göttliche in der Welt verkürzt. Echter Menschenadel und alle Tugend offenbart sich im höfischen Anstand, in der zuht: Von jenen besitzt die knickerige Bewahrerin magdlicher Keuschheit oder ehelicher Treue keinen Funken, und sie beweist, daß sie nicht nur ohne Schliff, sondern auch ohne wahre Weiblichkeit ist. Ja, selbst im Himmel ist für sie keine Stätte: Gott wird man angenehm durch Beobachtung des guten Tons, und durch die Minne erwirbt man sich das Paradies. Vom rußgeschwärzten Höllensatan kommt alles, was die lichte, reine Freude der Minnebeflissenen trübt und schädigt, die huote und wer sie übt und alle Offenbarmachung heimlichen Geschlechtsverkehrs. Recht vor Gott und Menschen hat also die ehebrecherische Isolde auch beim Gottesurteil. Das glaubt zunächst die schöne Sünderin selber, und die Anklage des Ehebruchs erklärt sie aus ehrlichem, heiligem Zorn über eine dörperheit, eine rohe Verletzung des feinen Anstandes,

Digitized by Google | Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

eine Bauernflegelei. Hertz übersetzt hier mit „plumpe Mär“ (15 485), und V. 15 506 wird mîner dörperheite zu fassen sein als „die über mich verbreitete unhöfische Beschuldigung[71]). Ihren Glauben teilt natürlich der Dichter auch hier, wie zum Überfluß noch ganz klar aus der Erzählung der Szenen mit dem Ordal hervorgeht. Wir haben gesehen, daß sich auch der mittelalterliche Mensch in der naiven Weise des Wilden seinen Gott macht gerade wie er ihn braucht, „handtierlich wie einen Ärmel“; es ist Gottes Pflicht und Schuldigkeit, dem Menschen zu Willen zu sein. Gott weiß das auch im Grunde gar nicht anders, er sperrt sich vielleicht manchmal zuerst ein bißchen, wenigstens nach der Belehrung durch die Geistlichen — etwa wie des Minners umworbene Huldin, aber auch er hat Anstand und gibt schon nach. Freilich ist auch bei ihm oft ein Dienst nötig: Fasten, Beten, der Kirche und den Armen geben und dgl., keineswegs aber wirkliche Buße. Der Minner hat ja absolut nichts Böses getan. Doch ist er sehr abergläubisch, seine ganze Religion besteht ja eigentlich in kirchlichen Zeremonien. Die haben große Macht. Kein Wunder, daß ihn da ein Grauen — die Furcht des Wilden — anwandelt, wenn es sich um so einen heiligen, von der Kirche gesegneten Akt wie ein Gottesurteil handelt. Darum wird es der Isolde doch angst, nicht wegen ihres Ehebruchs, denn der ist gut und recht, sondern weil sie feierlichst einen Meineid schwören soll; und dabei ist die ganze Sache noch mit einer solennen Kirchenversammlung verbunden. Der Meineid gehört denn doch nicht unter die von der ritterlichen „Zucht“ ausdrücklich gebotenen Dinge. An und für sich ist er ziemlich unverfänglich, die Minneleute müssen ihn ja da und dort schwören, um sich und das geliebte Wesen zu retten vor dem Verlust der êre oder

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

noch Schlimmerem. Hier jedoch bildet das fatale Ordal einen wirklichen Anstoß. Aber auch der liebe Gott kennt höfische Pflicht und Schuldigkeit, und die erfordert, daß man unbedingt auf seiten der Verliebten steht; unsagbar häßlich und ruchlos handelt jeder, der ihre „Heimlichkeit" offenbart. Wie dürfte und könnte also Gott so einen Verrat üben und Isolde durch sein eigenes Ordal an den Pranger stellen! Aber doppelt hält besser. Darum besticht die gute Königin noch obendrein den Herrn des Himmels durch mittelalterlich fromme Werke. Allein aller guten Dinge sind drei. Ein vollkommener Verlaß ist auf die bisher genannten Dinge doch nicht. Solch ein öffentlicher, unter den Augen der Kirche geleisteter Meineid ist ja eine kabbalistische Sache und nichts zum Spaßen. Und noch gefährlicher droht das glühend heiße Eisen. Isolde richtet es darum so ein, daß ihr Eid dem Wortlaute nach wahr ist, und da kann natürlich der liebe Gott nicht anders, selbst wenn er möchte[72]).

Auch die schwierigen Glossen des Dichters müssen im Sinne der mittelalterlichen Anschauung und vor allem Gottfrieds selber, im Lichte der ganzen Erzählung vom heißen Eisen betrachtet werden. Gotteslästerung, die freilich uns in seinen Worten zu liegen scheint, hat er gewiß nicht beabsichtigt, und ebensowenig, ja wohl noch weniger, einen Hieb auf die Gottesurteile. Er war allem Anschein nach so fromm wie seine Zeitgenossen. Siehe z. B. 7228 ff. Er sagt ja auch nichts weiter als dies: „Gott fügt sich dem Wunsche des Menschen, ob der Mensch nun lüge oder die Wahrheit spreche; und das mit allem Rechte". Der Dichter ist hier in Wahrheit viel ruhiger als an vielen anderen Stellen seines Werkes[73]). Worüber in aller Welt sollte er sich denn aufregen! Will man durchaus

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

einen spottenden Tadel in seinen Aperçüs sehen, so richtet sich der nur gegen die Menschen, die Gott so gebrauchen. Ich hätte beinahe gesagt: ihren Gott, den von ihnen zurechtgemachten. Aber Gottfried besaß wohl weder genug zartere Religiosität noch so viel neuzeitliche Erleuchtung, daß er an das erste oder an das zweite gedacht hätte. Wahrscheinlich müssen wir uns ihn auch hier im Banne der ungeheuer rudimentären Religionsanschauungen seiner Zeit denken. Freilich macht er 12713 ff. eine kleine, nicht gerade billigende Bemerkung über die Heldin seines Liedes. Aber sie ist geradezu eisig objektiv, und er entschuldigt dabei noch die Königin sorgfältig durch sein „sorchafte". Auch kommt ja dort ein Mord, und zwar ein unsäglich tückischer und schändlicher, in Frage.

Somit gehört diese Gottesurteilszene als ein Kulminationspunkt mittelalterlichen Lebens und Denkens zu dem Allerinteressantesten in dem Schrifttum jener Zeit. Nicht minder groß aber ist das Interesse der Erzählung für die vergleichende Literaturgeschichte. Sie schließt sich der langen Reihe von Geschichten an, die im Orient entstanden und dann nach Europa wanderten. Zahlreich sind die Bearbeitungen im Osten und im Westen. Zuerst gebe ich Gottfrieds Fassung in der Übersetzung von Hermann Kurz.

Marke hat also das Konzilium zusammengerufen, und Isolde soll vor ihm ihre Unschuld dartun. Sie spricht:

Wüßt ich nun beginnen
Und welchen Rat gewinnen,
Daß ich mein Unverschulden
Zu euer aller Hulden
Mit meines Herren Ehren

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Wohl möchte bringen und kehren,
Da hätt' ich guten Willen zu.
Was ratet ihr nun das ich tu?
Was man mir auflegt für Gericht,
Des bin ich bereit und weigr es nicht,
Daß euer aller Verdacht und Wahn
Genommen werde und hingetan;
Und aber tu ich es noch viel mehr
Zu behaupten meines Herren Ehr
Und die meine, daran ich geschädigt bin.
Der König sprach: Frau Königin,
Dabei laß ich es gerne bestehn;
Und mag mir das von Euch geschehn,
Daß Ihr Euch stellet zu Gericht,
So gebt uns darauf Pfand und Pflicht:
Vor meinem Angesichte
Gelobet das Gerichte
Mit dem glühenden Eisen,
Wie wir's allhie Euch weisen. —
Die Königin tat nach seinem Wort:
Sie gelobete ihr Gerichte dort,
Wie ihr da ward gesprochen
Nach den nächsten sechs Wochen
Und gesetzt in die Stadt zu Karliun.
König und Fürsten schieden nun,
Von dem Konzilium insgemein.

Isolde blieb zurück allein
Mit Sorgen und mit Leide:
Sorge und Leid, alle beide,
Waren ihr eine Schwere:
Sie sorgte um ihr Ehre:

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

So beschwerte sie das verhohlne Leid,
Daß sie nun ihre Unwahrheit
Offen sollte bewähren.
Mit diesen zweien Schweren
Wußte sie nicht wo aus noch ein:
Da legte sie beide, Furcht und Pein,
Zu Handen des viel gnädigen Christ,
Der da hilfreich in den Nöten ist;
Dem vertraute sie ihre Lasten
Mit Beten und mit Fasten
Und befahl ihm ihr Angst und Not.
In diesen Dingen hatte Isot
Ihrem Herzen eine List gesucht,
Im Vertrauen auf Gottes höfsche Zucht:
Sie schrieb einen Brief zuhanden,
Und entbot darin Tristanden,
Wie ihm's nur wäre füglich,
Daß er käme unverzüglich
Des Tages früh gen Karliun
Und, wenn sie sollte landen nun
Am Gestade ihrer nähme war. —
Nun dies geschah. Tristan kam dar
Und harrte am Strande in Pilgertracht,
Sein Antlitz unkennbar gemacht,
Gefärbt und angeschwellet,
Leib und Gewand verstellet[74].)

Nun Isolde und Marke kamen,
Ihr Angelände nahmen,
Da ersah ihn Isolde auf dem Strand
Und hatte ihn auch sobald erkannt;
Und als das Schiff ans Gestade stieß,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Gebot die Königin und hieß
So der Waller zur Stätte
Genügliche Kräfte hätte
Und es mit Willen täte,
Daß man um Gott ihn bäte,
Daß er sie trüge auf seiner Hand
Von der Schiffbrücken hinab ans Land;
Sie wollte sich nicht in diesen Tagen
Von einem Ritter lassen tragen.
So riefen sie ihn alle an:
He, geht her näher, guter Mann!
Tragt meine Frauen ans Gestad! —
Er leistete was man ihn da bat:
Seine Frauen die Königin,
Die nahm er an seinen Arm dahin
Und trug sie hinüber an das Land.
Isolde raunt ihm ins Ohr zuhand,
Wenn er ans Ufer käme,
Daß er einen Fall da nähme
Und fiele mit ihr zur Erden,
Was auch draus sollte werden.
Er tat so: wie er ans Gestad
Und auf das Land vom Brette trat,
Der Waller nieder zur Erde sank,
Und fiel, als wär's ohn seinen Dank,
Und war also dahingerollt,
Daß er der Königin Isold
An den Armen und zur Seiten lag.
Da hieß es: laufe wer laufen mag!
Des Gesindes kam eine große Schar
Mit Stecken und mit Stäben dar,
Daß nahe zu übler Märe

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der Waller gekommen wäre.
Nein, nein laßt stehn! sprach aber Isot:
Der Waller tat es nur aus Not:
Er ist unmächtig, schwach und krank,
Und strauchelte ohne seinen Dank.

Nun sagten sie ihr alle
Huld und Ehre mit Schalle,
Und lobten's im Gemüte,
Daß sie sich mit Ungüte
Nicht rächte an dem Armen da.
Isolde lächelnd sprach: Nun ja,
Welch Wunder wäre auch daran,
Wenn dieser arme Wallersmann
Mit mir Scherz wollte treiben! —
Dies begannen sie ihr zu schreiben
Zur Tugend und zu höfischem Sinn.
Da ward geehrt die Königin
Und ward gelobt von manchem Mann;
Und Marke der sah alles an
Und hörte dies und hörte das.
Isold sprach aber da fürbaß:
Nun weiß ich nicht, wie es werden soll:
Ein jeder der sieht nun wohl,
Daß ich das nicht verreden kann,
Daß ohne Marken nie kein Mann
Mir sei in den Arm gekommen
Noch einer habe genommen
Sein Lager an meiner Seiten. —
So trieb sie's im Reiten
Und war der arme Waller
Der Spott und die Märe aller

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bis Karliun: da gab's ein Ziel.
Da waren der Barone viel,
Waren Pfaffen und Ritterschaft,
Gemeinen Volks eine große Kraft,
Bischöfe und Prälaten,
Die da die Handlung taten
Und segneten das Gerichte,
Die waren versammelt dichte
Und harrten da der Festlichkeit.
Das Eisen das war auch bereit.

Die gute Königin Isold
Die hatte ihr Silber und ihr Gold
Und was ihr war zuhanden
An Pferden, Schmuck, Gewanden,
Dahin gegeben um Gottes Huld,
Daß Gott an ihr der wahren Schuld[75])
Zur Stunde nicht gedächte,
Und sie zu Ehren brächte.
So war sie zu dem Münster gekommen
Und hatte ihr Amt allda vernommen
Mit inniglichem Mute,
Die Weise, Schöne, Gute.
In tiefer Andacht lag das Weib.
Sie trug zunächst auf bloßem Leib
Ein hären Hemde rauh und schwer,
Ein wollen Röcklein drüber her,
Das nahezu zwo Hände
Ob den Knöcheln ging zu Ende,
Die Ärmel aufgezogen
Bis an den Ellenbogen;
Arme und Füße waren bar.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Manch Aug und Herz nahm ihrer wahr
Und erbarmte sich des Weibes.
Des Gewandes und bloßen Leibes
Ward da viel wahrgenommen.
Nun war auch das Heiltum kommen,
Auf das sie den Eidschwur sollte tun.
Also hieß man die Schöne nun
Ihre Schuld an diesen Sünden
Gott und der Welt verkünden.
Nun hatte Isolde Ehr und Leben
An Gottes Güte ganz ergeben:
Sie bot ihr Herze und ihr Hand
Furchtsam, so wie es um sie stand,
Dem Heiltum und dem Eide.
Hand und Herze beide
Ergab sie Gottes Segen
Zu bewahren und zu pflegen.

Nun waren vom Gesinde
Viele so ungelinde,
Daß sie der Königin ihren Eid
Gern hätten auferlegt zu Leid,
Ja zu Schaden und der Falle.
Die bittre Neidgalle,
Der Truchsässe Marjodo,
Derselbe versuchte es so und so,
Wie er's lege zu ihrem Schaden an.
Dawider aber war mancher Mann,
Der sich selbst an ihr ehrte
Und ihr's zu Gute kehrte.
So ging um den Eid der Königin
Der Streit und das Kriegen her und hin:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der war ihr bös und jener gut,
Wie man bei solchen Dingen tut.
König Herre, fiel die Königin ein,
Mein Eid muß doch gestellet sein,
Was man auch redet und was man sagt,
Wie Euch gefället und behagt:
Darum so sehet nun selber zu,
Was ich hier spreche oder tu,
Ob ich Euch mit dem Eide
Zu Eurem Dank bescheide:
Ihr aller Reden das ist viel.
Vernehmet wie ich Euch schwören will:
Daß meines Leibes nie kein Mann
Keine Gemeinschaft nie gewann,
Noch daß mir zu keinen Zeiten
Im Arme noch zur Seiten,
Ohn Euch kein Mann, kein lebendiger lag,
Als der, um den ich weder mag
Den Eid tun noch verläugnen
(Ihr sahet es sich eräugnen)
Der mir da lag im Arme,
Der Pilgersmann, der arme:
So helfe mir der Jungfrau Kind
Und all die Heiligen, die da sind
Zu unserm Glück und Heile,
Bei diesem Gottesurteile.
Ist's nicht genug, gebietet nur,
Herre, ich bessre Euch den Schwur,
So oder so, wie Ihr es wollt.

Nein, sprach der König, Frau Isold,
Es dünket mich genug hieran,

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

So weit ich mich besinnen kann.
Nun nehmt das Eisen auf die Hand,
Und wie Ihr uns habt vorbenannt,
So helfe Euch Gott in dieser Not. —
Amen, sprach die schöne Isot. —
In Gottes Namen sie griff es an
Und trug es, daß sie's nicht verbrann.
Da war wohl offen erkläret
Und all der Welt bewähret,
Daß der viel tugendhafte Christ
Handtierlich wie ein Ärmel ist:
Er fügt sich bei und schmiegt sich an,
So man es mit ihm fügen kann,
Also gefüge und also wohl,
Als er mit allem Rechte soll.
Er ist allen Herzen gleich bereit
Zum Trug wie zur Wahrhaftigkeit.
Ist es Ernst oder ist es Spiel,
Er ist ja so wie man ihn will.
Das war hie wohl zu schauen
An der gefügen Frauen:
Die ernährte ihre Trüglichkeit
Und ihr gelüppeter falscher Eid,
Den sie zu Gott getan, daß sie
An ihren Ehren wohl gedieh
Und war von Stund an abermal
Von ihrem Herrn und Gemahl
Geminnet und geehret
Gepreißet und gehehret
Von Land und Leuten beiden.
Wes er sich konnte bescheiden
Daran ihr Herze war gewandt,

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Das war sein Wille allzuhand.
Er bot ihr Ehre und bot ihr Gut:
All sein Herze und all seinen Mut
Die waren auf sie gewandt allein
Ohn alle Falschheit treu und rein.
Sein Zweifel und sein böser Wahn
Die waren aber hingetan.

Mit Gottfried stimmt die im Jahre 1226 gemachte altnordische Übersetzung der Dichtung des Thomas fast genau überein (Kölbing, Nordische Tristansage S. 170 ff.). Der Bischof hält der Königin auf der Beratungsversammlung die Beschuldigung vor, und darauf heißt es weiter: Isond war eine besonnene und höfische Frau und eine schöne und beredte Dame; sie stand da vor dem Könige auf und sprach: „Guter König! Ihr sollt wahrhaftig wissen, daß ich von der Beschuldigung Kunde habe, welche neidische und böswillige Menschen gegen mich aufgebracht haben, denn das ist schon längst gesagt worden, daß niemand ohne Tadel und Verdächtigungen leben kann, und es dünkt mich nicht wunderbar, daß die Leute über mich Unschuldige Lügen ersinnen; ihnen erscheint das bequem, weil ich eine Ausländerin bin und fern von meinen Verwandten und Freunden und hier im fremden Land einsam zwischen Leuten, die mich nichts angehen, wie eine Kriegsgefangene, und deshalb weiß ich wohl, daß niemand mit meiner üblen Lage Mitleid haben will. Nun bitte ich den König meinen Herrn, daß er über meine Sache vor seinem ganzen Hofe ein Urteil fällen lasse in bezug auf den Beweis meiner Unschuld. Nimmer kann mir ein so hartes Urteil auferlegt werden, daß ich mich demselben nicht unterwerfen sollte, um den Tadel meiner Neider zunichte zu

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

machen, denn ich bin schuldlos bezüglich dieses Vorwurfes; sei es nun das glühende Eisen oder ein anderer Unschuldsbeweis. Wenn derselbe aber zu meinem Unheil ausfällt, da möge der König mich mit Feuer verbrennen oder von Pferden zerreißen lassen".

Der König hörte auf Isoldens Worte, daß sie gern das glühende Eisen oder einen anderen Unschuldsbeweis auf sich nehmen will, und sah ein, daß er keine weitergehenden Forderungen stellen könne, da er keine sichere Probe noch offenbare Schuld an ihr erfahren hat. Da mußte er ihr ein gerechtes Urteil zuerkennen und sprach da zu ihr: „Tritt hieher und beeidige mir den Unschuldsbeweis vor diesen angesehenen Männern, daß du das halten willst, was du jetzt gesagt hast, denn wir wollen dir das gerne gestatten, und du sollst nach Korbinburg reisen, und dahin entbiete ich auch euch, alle meine Großen, um auf meine Ehre und meine Rechte zu sehen, und dort wollen wir uns alle in Monatsfrist zusammenfinden." Da trat Isond vor und beeidigte dem König den Unschuldsbeweis, wie er es selbst gefordert hatte. Darauf trennten sich die Großen und das Hofgesinde und reisten nach Hause. Isond aber blieb zurück in Angst und Sorge, denn sie findet nun an sich diese Beschuldigung ganz gerechtfertigt, wegen deren sie verurteilt und in Schmach gebracht war.

Als nun der anberaumte Tag herannahte, da dachte sie über einen Ausweg nach und ließ nun Tristram sagen, er möchte bei einer Untiefe im Flusse ihr entgegenkommen und sich möglichst unkenntlich machen, an dem Tage, den sie ihm bestimmte. Sie will, er solle sie vom Schiffe tragen, wenn sie sich über den Fluß setzen ließe, und da will sie ihm ein Geheimnis mitteilen. Nun hielt er ernstlich darauf, daß er da am bestimmten Tage bei ihr wäre, so ganz un-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

kenntlich, daß niemand wisse, wer er war. Sein Gesicht war über und über mit gelber Farbe bemalt und er in einen schäbigen Wollenrock gekleidet, über den ein alter Mantel gezogen war. Da stieg die Königin auf der andern Seite des Flusses auf das Boot; sie machte sogleich Tristram Zeichen, bevor sie mit dem Boote landete. Da rief sie Tristram mit lauter Stimme an: „Freund, tritt hieher und trage mich vom Boote! Du magst ein tüchtiger Schiffer sein!" Tristram trat sogleich an das Boot und nahm sie in seine Arme. Während er sie trug, sagte sie ihm leise, er solle mit ihr hinfallen, wenn sie auf den Sand käme, und als er mit ihr das Boot verlassen hatte und eine kurze Strecke vom Flusse entfernt war, da hob sie ihre Kleider auf, und er fiel sofort auf sie hin. Als das die Leute sahen, sprangen sie sogleich aus dem Boote, einige mit Stöcken, andere mit Bootshaken, noch andere mit Rudern, und wollten ihn totschlagen. Die Königin aber sagte, sie möchten ihm nichts Übles antun, und meinte, jener sei nicht absichtlich hingefallen, vielmehr weil er entkräftet und vom Wandern sehr ermüdet gewesen sei; „denn er ist ein Pilger und kommt von einer weiten Reise"; da amüsierten sie sich über ihre Worte und lachten darüber, wie der Pilger mit ihr hingefallen war, und alle meinten, sie sei eine sehr mildgesinnte Frau, daß sie allein ihm nichts Übles wollte antun lassen. Aber niemand wußte, warum sie diesen Plan ersonnen hatte. Demnächst sprangen sie auf ihre Pferde und ritten ihres Weges und trieben ihren Spott und Scherz über den Pilger, wie lächerlich er sich ausgenommen habe. „Wäre denn das so sonderbar," sprach Isond, „wenn der Pilger seinen Spaß haben und meine weißen Schenkel anfassen wollte! Aber nun kann ich unter keiner Bedingung den Eid leisten, daß da kein anderer gelegen habe als der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

König“. Hierauf ritten sie zum Palaste des Königs, und da stieg die Königin vom Pferde wie alle ihre Begleiter.

Das Hofgesinde war nun sehr zahlreich dort eingetroffen. Der König war schroff und grimmig, unnachsichtlich und eifrig, sich zu rächen und Isond durch das glühende Eisen zu prüfen, welches sie Tristrams wegen tragen soll, und es wurde da das Eisen in das Feuer gelegt und zurecht gemacht. Drei Bischöfe weihten es, aber Isond hörte die Messe und teilte reiche und freigebige Almosen aus, so daß sie alles, was sie an Gold und Silber, Gewanden und Bechern besaß, zum großen Teil den Armen gab, um der Liebe zu Gott willen, ebenso Kranken und Verwundeten, Waisen und Witwen. Hierauf ging sie ohne Schuhe in Wollenkleidern daher, und ihre Lage erschien jedermann bemitleidenswert. Da weinten alle, Frauen wie Bekannte, Ausländer und Inländer, Reiche und Arme, Junge und Alte, alle fühlten in der Brust für sie, und es wurden nun die Heiligtümer herbeigebracht, damit sie den Reinigungseid darauf schwören könne, und sie trat nun weinend vor und legte die Hand auf die Heiligtümer. Da hörte sie, wie sich die Vasallen über ihre Eidesformel stritten, einige wollten sie in die Enge treiben und ängstigen, andre wieder ihr bei dem Eide hilfreich sich erweisen, die meisten wollten sich darin dem König anschließen, daß sie die Eidesformel möglichst streng faßten. Da sprach Isond: „König, höre auf meinen Eid! Nie wurde ein Mann von einer Frau geboren, der mir Bemitleidenswerten nahe gekommen wäre, außer du, König, und der geplagte Pilger, der mich vom Boote trug und vor euer aller Augen auf mich fiel: so helfe mir Gott bei dieser Probe und lasse mich rein erscheinen an diesem Eisen, und nie ward mir Schuld und Sünde von einem anderen Manne angetan; das bezeuge ich Gott und

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

allen Heiligen! Wenn ich mich nun noch nicht genügend in diesem Eide geäußert habe, da machet rasch eure Zusätze dazu und ich will dann schwören". Der König sah Isond weinen und viele andere um ihretwillen, Reiche und Arme wegen ihres Kummers; da wurde auch er im Herzen sehr betrübt und sprach zu Isond: „Ich habe ihn gehört und er scheint mir keiner Zusätze zu bedürfen; trage nun", so fügte er hinzu, „dieses heiße Eisen, und möge Gott dich als so schuldlos erweisen lassen, wie du gesagt und vorgetragen hast". „Ja", sprach sie, griff mit ihrer Hand kühn unter das Eisen und trug es so, daß niemand Feigheit oder Mutlosigkeit an ihr bemerken konnte, und Gott in seiner milden Barmherzigkeit gewährte ihr eine schöne Rechtfertigung, sowie Versöhnung und Eintracht mit dem König, ihrem Herrn und Ehegatten, in voller Liebe, Ehre und Würde. (Kap. LVI—LIX).

Ebenso bietet die etwas sprunghafte, gedrängte Darstellung im englischen Sir Tristrem (Str. 203 ff.), der aus dem Ende der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt, keine wesentliche Abweichung. In Kölbings Übersetzung lautet die Stelle (S. 268 ff.):

In London eines Tages wollte Marke die Königin reinigen. Die Leute sagten, sie habe das Gesetz gebrochen; ein Bischof machte die Mittelsperson, mit heißem Eisen in der Tat gedachte sie sich rein zu machen von Schuld. Ysonde sagte sogleich, das Urteil wolle sie auf sich nehmen.

Man befestigte dort die Absteckstangen bei Westminster in ganz gesetzmäßiger Weise, damit (sie) heißes Eisen tragen sollte um Herrn Tristrems, des Ritters, willen. In armseligem Gewande kam Tristrem diese Nacht — von allen Rittern hier kannte ihn keiner von Ansehen — zur lieblichen Ysonde, der strahlenden, wie zwischen ihnen abgemacht war.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Über die Themse sollte sie setzen, das ist ein Arm der See: „Zu dem Schiff hin soll dieser Mann mich tragen!" Tristrem trug sie da und fiel auf die Königin, unmittelbar an ihre nackte Seite, so daß mancher Mann sie sehen konnte, ohne daß man es ihm zeigte; ihre Scham oberhalb des Knies erblickten nackt die Ritter.

Im Wasser wollten sie ihn ertränken und schlimmer noch (behandeln), wenn sie es können! „Ihr vergeltet ihm übel seine Anstrengung", sagte die Königin zu wiederholten Malen zu ihnen. Es scheint, weder Speise noch Trank hatte er manchen Tag. Vor Armut, dünkt mich, fiel er, die Wahrheit zu sagen, und vor Mangel! gebt ihm Gold, bitte, er mag Gott anflehen, mir Glück zu verleihen".

Gold gaben sie ihm da; die Versammlung des Gerichtshofes begannen sie; die liebliche Ysonde beeidigte es, sie wäre eine schuldlose Frau: „Nur trug mich einer zum Schiff, die Ritter sahen es wohl da; was immer seine Absicht gewesen ist, sehr nahe wagte er sich in Wahrheit; so nahe kam (mir) nie ein Mann, außer mein Herr, der König".

Die liebliche Ysonde hat ihre Reinheit beschworen, die muntere Frau; für sie hatten sie das heiße Eisen bestimmt in der Tat. Die Ritter waren anwesend; für sie baten sie da. Das Eisen hatte sie getragen, aber Marke vergab ihr an dem Tage, und tat so: Meriadok hielten sie für einen Narren in seiner Falschheit.

Ysonde ist für rein erklärt trotz Meriadoks; nie vorher war die Königin in so gutem Einverständnis mit Marke.

Unrichtig sind also die Angaben Cloustons, Popular Tales and Fictions I, 179—180. Er behauptet, Marke entbinde als Pantoffelheld seine Gemahlin davon, das glühende Eisen zu tragen, und Tristan erscheine als armer zerlumpter Bauer. Es wird doch nur gesagt: „in pouer


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wede, to were; allem Anschein nach ist Tristan auch hier ein Pilger, der die Königin zum Schiffe hin trägt, und das Ordal kommt wirklich zur Ausführung (the yren sche hadde yborn Str. 208).

Dagegen fehlt es tatsächlich in der Fassung des Berol, eines französischen Bearbeiters der Tristanerzählung, der im Großen und Ganzen, ebenso wie Eilhart von Oberge, eine ältere Form des Liebesromans darbietet. Golther gibt in seinem vortrefflichen Buche: Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neuen Zeit, Leipzig 1907, auf Seite 109 und den folgenden nachstehenden Bericht über diese Szene.

Die drei Barone sind noch nicht zufrieden. Sie dringen darauf, daß auch Isolde sich vor Gericht von allem Verdachte reinige: „ecsondire se doit.“ Isolde erbietet sich im Beisein des Artus und der Tafelrunde den Eid abzulegen. Sie entsendet ihren Knappen Perinis zunächst zu Tristan, er solle am Gerichtstag in der Verkleidung eines aussätzigen Bettlers bei der schlimmen Furt (au Mal Pas) ihrer harren. Die Vorüberziehenden solle er um Gaben anbetteln und das gewonnene Geld ihr später abliefern. Dann reitet Perinis nach Cuerlion und Isneldone zu Artus, um Isoldens Botschaft auszurichten. Der König ist gleich bereit, zur bestimmten Zeit einzutreffen. . . . Zur rechten Zeit legt Tristan die Verkleidung an. Gorvenal muß mit Waffen und Pferden sich im nahen Busch verstecken. Denn Tristan will zu Isoldes Ehre nachher Speere verstechen. An der schmalen mit Brettern belegten Furt über den Morast, der vor der weißen Heide (Blanche Lande) liegt, sitzt der kranke Bettler, heischt von den Vorbeikommenden Gaben und gibt ihnen mehr oder minder hinterlistige Ratschläge, wie die gefährliche Furt zu überwinden sei. Mit

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

König Marke führt er verfängliche Scherzreden ähnlich wie in der Folie. Unsäglich gemein sind die Verse 3765 ff., wo Tristan behauptet, er habe seine Krankheit durch seine Freundin Isolde bekommen, die von ihrem Gatten angesteckt worden sei. Die drei Barone verführt der Bettler natürlich besonders tief in den Sumpf. Dann erscheint Isolde, sie steigt vom Pferde, das sie durch die Furt jagt. Sie selbst wird von Tristan auf dem Rücken hinübergetragen:

3943 Yseut la bele chevaucha
janbe de ça janbe de la.

Berol bringt dabei wieder eine derbe Zote an:

3959 au departir il redemande
la bele Yseut anuit viande.
Artus dist: bien la deservi,
ha! roine, donez la lui.

Isolde aber meint, der Bettler habe schon mehr als genug bekommen[76]).

Nun folgt V. 3987 ff. die Tjost ... Tags darauf schwört Isolde im Beisein beider Könige und aller Ritter „qu'entre mes cuisses n'entra home" außer dem König Marke und dem siechen Bettler. Damit ist Marke zufrieden. Artus aber erklärt feierlich, er werde alle und insbesondere die drei Barone sofort zur Rechenschaft ziehen, die noch an Isolde zweifeln. Dann kehrt Artus nach Durelme und Marke nach Kornwall heim.

Sehr genau mit der Gestalt der Erzählung bei Berol stimmt die isländische Grettissage, die aus dem Ende des 13. oder dem Anfang des 14. Jahrhunderts datiert. Der Inhalt ist hier nach Golther S. 28 ff.:

Thorsteinn, ein nordischer Krieger in Konstantinopel, hatte ein Liebesverhältnis mit Spes, der Frau des Sigurd.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sigurd hatte seine Frau im Verdacht, daß sie ihren Geliebten mit Kostbarkeiten beschenke. Dreimal hatte er Thorsteinn bei seiner Frau überrascht, aber niemals gelang es ihm, seinen Nebenbuhler auf frischer Tat zu greifen und zu überführen. Da erbot sich Spes zum Reinigungseid vor dem Bischof. Am festgesetzten Tage ging sie in prächtigen Gewändern mit einer Schar vornehmer Frauen, Freunde und Verwandten zur Kirche. Es war schlechtes Wetter und auf dem Wege hatte sich eine große Pfütze gebildet. Dort harrte eine Schar von Bettlern, um Almosen zu empfangen. Darunter war ein großer bärtiger Mann. Als die Frauen vor der Pfütze haltmachten, erbot er sich, Spes hinüberzutragen. Er nahm sie auf den Rücken und watete, auf Krücken gestützt, langsam durch das schmutzige Wasser. Am Ende der Pfütze fiel er mit der Frau nieder und griff, um sie zu halten, nach ihrem bloßen Schenkel. Sie sprang empört auf, schalt ihn hart und wollte ihn nicht belohnen. Aber schließlich schenkte sie ihm doch Gold. Dann betrat Spes die Kirche und schwor, daß sie keinem Manne Gold gegeben und von keinem Manne fleischlich berührt worden sei als von ihrem Gatten und dem Bettler. Manche meinten, sie bewähre das Sprichwort, daß nur weniges nicht beschworen werden könne. Darauf ließ sich Spes vom Sigurd, der sie falsch beschuldigt habe, scheiden. Kluge Männer ahnten wohl, daß der Bettler Thorsteinn gewesen sei, aber Sigur erhielt keine Rechtfertigung.

Ebenso stellt sich die isländische Tristramssaga (aus dem 14. oder 15. Jahrhundert) nahe mit den eben aufgeführten Formen zusammen. Nach Golthers Übersetzung S. 186 lautet dort die Geschichte von dem zweideutigen Eid also:

König Moroddl[77]) bat die Königin Isodd, ihre Unschuld zu beschwören. Sie sagte, das möge er anordnen:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„aber ich möchte Tristram vorher treffen.“ „Nein“, sprach der König, „das darf nicht sein, denn ihr sollt keinen Trug miteinander ausmachen“. Aber es traf sich, daß sie sich auf der Straße begegneten, bevor sie zum Reinigungseid fuhren. Hildifonsus hieß der Bischof in Valland, der den Eid abnahm. Aber den Tag, da sie ritten, lag vor ihnen ein großer Morast, wo das Pferd der Isodd stecken blieb. Da kam ein Bettler und nahm sie auf den Rücken und es kam so, daß sie rittlings auf ihm saß. Als sie nach Valland kamen, fanden sie den Bischof; und sie sagte, sie sei so rein, daß außer ihrem Manne allein der Bettler ihr nahe gekommen sei, der sie aus dem Moraste trug. Danach unterwarf sie der Bischof der Reinigungsprobe, die sie gut bestand.

Wesentliche Verschiedenheiten weisen also die bisher behandelten Gestaltungen nicht auf. Wo die Unschuldsprobe nicht wirklich gemacht wird, liegt nicht etwas Ursprünglicheres, sondern eine Entstellung vor. Die derberen Züge dagegen: daß die Sünderin auf ihrem Buhlen reitet — bei Berol, in der Grettissage und in der isländischen Tristamssaga — sowie dies, daß er in unanständiger Weise mit ihr hinfällt — wie sogar nach Ausweis der norwegischen Übersetzung im Gedicht des Thomas stand — gehen natürlicherweise der mehr verfeinerten Version Gottfrieds voraus. Der naturalistische Ausdruck der Isolde beim Eid in Berols Fassung wird wahrscheinlich schon in seiner Vorlage gestanden haben. Ob seine Unflätereien alle sein Spezialeigentum sind, läßt sich nicht entscheiden; liebt doch die damalige und noch die spätere französiche Literatur ähnliche Widerlichkeiten überhaupt nur zu sehr.

Eine in mehrfachen Bearbeitungen vorliegende europäische Form der Geschichte vom zweideutigen Eid bietet

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

die interessante Variante dar, daß in ihr eine Bildsäule oder ein steinerner Kopf erscheint und im Falle der Schuld die hineingesteckte Hand oder die Finger abgebissen werden. Ein deutsches Gedicht hat da Karl Bartsch in Pfeiffers Germania, IV, S. 237 ff. mitgeteilt. Er verlegt es in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Es reiht sich den zahlreichen Erzählungen von dem im Mittelalter als Zauberer berühmten Virgilius an.

Virgilius die künste sîn
ze Rôme an einem pilde wol liez werden schîn,
daz er gemachet het mit sînen handen:
swelche frowe zerbrach ir êr,
sô hat das pild die kraft, die kunst und ouch die lêr,
daz ez sî prâcht vor männiclîch ze schanden.
vil manige frowe zwên vinger muost dem pild ze wandel [geben,
die legt man im in sînen munt,
die peiz ez dan dem valschen ab und macht si wunt,
daz si dan fürbaz muostn in schanden leben.

Nu hoeret wie ez dar nâch ergienc.
ein keiserin ze Rôme des pildes haz gefienc,
wan si gedâcht wie si ez möcht zerstoeren.
Ir êr die hiet si gern zerprochn,
sô forcht si niur daz pild liez es nicht ungerochn,
wie dem geschah, daz mugt ir gerne hoeren.
die keiserin des nicht enliez, si prach ir wîplich êre.
mit einem ritter daz geschach:
alsâ zehant man an dem keiser wachsen sach
ûz sînem houbt ein horn, daz muot in sêre.

Der keiser fuor hin ûf dem mer,
pî im sô waren riter und knecht ein grôzez her,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

die liez er al daz wunder ane schouwen.
er chlagt vil manigem man sîn nôt:
er sprach „und wolt ez got, sô waere ich lieber tôt.
ich fürcht die scham trag ich von mîner frouwen.“
der keiser het vil wîser raet, mit den begund er sprechen.
dô frâgt er einen wîsen man,
er sprach „nu gib mir rât, wie sol ichz grîfen an,
daz ich mich möcht an mîner frouwen rechen?“

Der wîse man sprach wider in
„waerlîchen, herre, ez dunket mich ein kluoger sin,
wir sollen wider heim ze lande rîten.
ich redez wol an allen haz,
doch solt ir iuch der maer ein teil erfaren paz.“
der keiser sprach: „ich wil niht langer pîten.
ich wil mîn frouwen besprechen paz und frâgen umb ir [schulde;
si hât unreht an mir getân,
daz si einen andern hât zuo ir gelân:
si hat verworcht ir êre und ouch mîn hulde“.

Dem keiser stuond hin heim sîn gir.
er sprach ze sîner frowen pald „nu sage mir,
du hast mich mit eim andern übergeben.
ei du poese vâlentinn,
daz horn an minem houbt trag ich von dîner minn,
daz gilt dir hiut dîn êr und ouch daz leben“.
Die frowe plict den keiser an, si gunde froelich lachen.
si sprach „da für sô wil ich swern
wol tûsent eide und wil michs mit dem rechten wern,
daz ich kein schult gewan an diesen sachen“.

Der keiser sprach: „daz muoz geschehen
vor dem pild, daz es muoz menniclich an sehen,


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

daz du ze schanden wirst vor allen frouwen".
die keiserin sprach: „das tuon ich gern,
sît ir sîn an mir armen wîb nicht welt enpern,
wan ich der sach unschuldic pin ich wil iu sweren rechte.
sô fürcht ich dan daz pilde klein,
daz recht wil ich volfüeren als ein frowe rein,
daz sollen sehen die ritter und die knechte".

Ê si für daz gerichte trat,
ir hoeret wes di keiserin den keiser pat,
einer pet si gund an in begeren,
si sprach „pescheid mir einen tac,
daz ich die mînen friunt pî mir gehaben mac".
der keiser sprach: „des wil ich dich geweren,
wan ûf den tac solt dû nâch dînen pesten friunden senden".
si kund der iren friunt enpern,
und sant nâch einem ritter, wan den sach si gern.
si sprach ze im „die sach helf mir volenden".

Nu hoert waz si den ritter lêrt,
daz er sich palt in eines toren wis verkêrt,
si sprach: „geselle, lâ dichs niht verdriezen.
swenn ich gê für gerichte her,
so wirf mich under dich, daz ist mîns herzen ger:
mit dînen armen soltu mich umsliezen.
smück mich ze dir, ein halsen ein küssen daz soltu mir
villîcht vindich dan einen funt, [geben.
dâ mit daz ich dem pilt versliuz den sînen munt,
sô halt wir peide êr und unser leben".

Der Ritter tet swaz si in hiez.
wie pald er im ein tôren platten scheren liez!


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

tôren kleider liez er sich an snîden.
er macht sich vor hin an die schar.
dô er die edelen keiserin sach füeren dar,
den iren zarten lîp gund er niht mîden,
mit peiden armen ers umbfienc, er gundes zuo im smücken.
ein halsen, ein küssen was bereit
der edelen keiserinne, daz was ir niht leit.
vil sleg und stoez der tôr dâ muost verdrücken.

Dô si nu für gerihte gienc,
ir hoert, wie wîslich ez die keiserin an fienc.
ir rede liez si gen dem pilde schiezen.
dô si ez zuo dem ersten sach,
ir hoeret, wie die frowe dem pilde dô verjach,
dar mit begundes im den munt versliezen.
si sprach: „hie sint zwên einic man, dâ für wil ich niht
die wil ich offenbar hie nenn, [sweren.
dâ dû si, pilt, und alle welt wol maht erkenn“.
dâ mit begundes sich des pildes weren.

„Nu hoer an, pild, und merk mich eben,
ich stân alhie umb trive umb êr und umb daz leben,
daz du kein unrecht laezest mir geschehen,
daz mir kein man sô nahent kam,
wan niur der keiser und der leidic tôre sam,
den ieder man hât hie pî mir gesehen.
nu merk mich, pilt, waz ich dir sag: daz reht wil ich vol-
die finger legt sim in den munt [füeren“.
si sprach: „nu, pilt, swer ich unreht, sô mach mich wunt“.
das pilde stuont und torstes niender rüeren.

Nu hoeret wes ir die frowe gedâht,
dô si dem pilt die finger ûz dem munte prâht,

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

si kêrt sich zuo dem keiser umb ze stunden.
si sprach: „sihstu, mîn lieber man,
daz du mir armen frowen unreht hâst getân.
schow an, mîn finger habent niender wunden“.
der herre dô zer frowen sprach nach keiserlîchen sitten
„ich hab allez wol gesehen,
für wâr, iu sol sîn fürbaz nimmer nôt geschehen:
vergebt mir daz, dar umb wil ich iuch bitten“.

Die frowe sprach: „daz si getân,
ich wil ez allez durch den gotes willen lân,
der mac mich mîner scham gar wol ergetzen,
die ich al hie erliten habe“.
alsâ zehant dem keiser spranc das horen abe.
er gund sîn frowen friuntlich zuo im setzen.
der keiser zuo der frowen sprach: „ir habt mit recht
dô si den eid aldâ geswuor, [gewunnen“.
alsâ zehant daz pilt ze tûsend stücken fuor:
ez peiz nicht mêr, der kunst was im zerrunnen[78]).

Die Erzählung Johannes Paulis, Schimpf und Ernst Nr. 206 (ed. Oesterley, Stuttg. Lit. Ver., Bd. 85, S. 136 ff.) bietet nur unbedeutende Verschiedenheiten.

Virgilius hat zu Rom ein angesicht an einen stein gmacht, da bewert man die, die da eid schwüren, wan einer vnrecht geschworen het, so beisz das angesicht dem die hand, wan er die hand in das maul stiesz, het er recht geschworen so geschach im nichtz, also warden vil vberwunden, das sie meineidig waren. Es begab sich das ein keiser die keiserin in dem argwon het, wie das sie schimpfft mit einem ritter. Der keiser strafft sie offt mit worten, wan im etwas gesagt ward. Vff einmal sprach er, fraw die sachen gan nit recht zů, wöllen ir euch vor dem stein Vergilii pur-

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

gieren und reinigen, das ir schweren vnd die hand in das maul stoßen, so wil ich euch glauben. Die fraw sprach ia der tag ward gesetzt das es geschehen solt. Da der tag kam, da kam der keiser mit seiner ritterschaft dar, die keiserin was auch vff dem weg mit iren junckfrawen und frawen, die ir das geleit gaben, und lieffen die lüt schier alle herzů die in Rom waren, vnd was ein grosz wesen. Es begab sich, da man also anhin zog, da kam ein nar in einem narrenkleid, der trang durch alle frawen hinzů, und fiel der keiserin an den hals und andern frawen auch, und küsset sie vor aller welt. Die keiserin weint und gehůb sich vbel. Der nar ward verloren. Da nun die keiserin kam zu dem stein, da der keiser stůnd, da schwůr sie also sprechende. Als warlich als kein man mein leib berürt het, dan allein der keiser vnd der vnselig nar, der mich da vor aller welt geschent hat, so gewarlich stosz ich mein hand da hinyn, vnd hůb sie lang daryn, da het der keiser ein frume frawen etc. Sie het recht geschworen, der nar was der selbig ritter in dem narrenkleid[79]).

Nicht ohne Interesse ist die Bearbeitung in dem Schwank von Hans Sachs „Die Kaiserin mit dem Löwen" (Stuttg. Lit. Ver. 195, S. 197 ff.). Nach des Dichters eigenen Eingangsworten sollte man vermuten, daß er einfach die Geschichte des Johannes Pauli in Verse gebracht habe, und so behauptet auch Goedeke in seinem Grundriß § 155, Nr. 536, der Schwank sei nach Johannes Pauli gearbeitet. Eine Vergleichung aber zeigt, daß der Nürnberger Schuster neben dem wohl nur aus dem Gedächtnis als Quelle genannten und im Hauptverlauf befolgten Buche Schimpf und Ernst noch weitere schriftliche oder mündliche Überlieferung gekannt und verwertet hat. Ein paar Einzelheiten bei ihm stimmen mit dem

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Gedicht aus dem 14. Jahrhundert in Pfeiffers Germania. Das Zauberbild ist in seiner Erzählung ein steinerner Löwe, den der Künstler Fillius in Rom aufgerichtet hat. Hans Sachs vermutet, die Kaiserin sei die Gemahlin des Julius gewesen, und der Ritter der Römer Clodius, von dessen Buhlschaft mit der Pompeja Plutarch erzähle. Der Bericht schließt:

> Weil sie recht schwur in diesem stück,
> nam sie dem bild sein krafft und macht,
> und es zu spot und schanden bracht,
> daß das bild zersprang in zwey stück
> durch der keyserin hinderdück.
> so blieb die keyserin from wie vor,
> und gieng nach irem alten gspor (S. 200).

Etwas ungeschickt gemacht und entstellt ist die alte englische Form im „Mediaeval life of Virgilius", die Clouston, Popular Tales and Fictions I, S. 178f. in neuerer Orthographie mitteilt. Die Eidesform erinnert hier an das von Jülg übersetzte mongolische Märchen, das später folgt.

Then made Vergilius at Rome a metal serpent with his cunning, that whoever put his hand in the throat of the serpent was to swear his cause right and true; and if his cause were false he should not pluck it out again without harm doing. So it fortuned that there was a knight of Lombardy that mistrusted his wife; but she excused herself right nobly and wisely. And she consented to go with him to Rome to that serpent, and there to take her oath that she was not guilty of that that he put upon her. And thereto consented the knight: and as they were both in the cart, and also her man with her, she said to the man, that when he came to Rome he should


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

clothe him [self] with a fools coat, and disguise [him] self in such manner that they should not know him, and so did he; and when the day was come that she should come to the serpent, he was there present. And Virgilius knowing the falseness of the woman by his cunning and necromancy, then said to the woman, „Withdraw your oath, and swear not!“ but she would not do after him, but put her hand into the serpent's mouth; and when her hand was in she sware before her husband that she had no more to do with him than with that fool that stood by. And because she said truth she pulled her hand again out of the throat of the serpent, not hurt. And Virgilius, having thereat great spite and anger that the woman had so escaped, destroyed the serpent, for thus escaped the lady away from that great danger.

Über Weiteres siehe Oesterley, Johannes Pauli S. 496 ff.; Maßmanns Kaiserkronik III, 448 (zitiert von Bartsch); Dunlop-Liebrecht S. 500; Chauvin VIII, 188 (wo reichhaltige Literatur über den Zauberer Virgilius aufgeführt wird).

Hierher gehört auch der Anfang der 5. Novelle in der Reise der Söhne Giaffers: „Es war aber im Lande Hottene auff ein zeit ein sehr sinn und kunstreicher Meister oder Philosophus, der sich heftig und ohne underlaß in allen Künsten übet und belustiget, insonderheit aber was er deß Goldschmidt Handtwercks ein großer künstler, also daß er zur selbigen zeit alle anderen weit übertraffe. Under anderen schönen Kunststücken, die er stets machet, hat er auff ein zeit ein Bild von Silber zugericht, mit solcher kunst, wenn jemand ein Lug vor dem Bild sagt, fieng es also bald an zu lachen.“ Mit Hilfe dieses Bildes wird dann auch an vier Mädchen eine Keusch-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

heitsprobe gemacht. Der Inhalt soll dann in späterem Zusammenhange gegeben werden. (Die Reise der Söhne Giaffers aus dem Italienischen des Christoforo Armeno übersetzt durch Johann Wetzel 1853, herg. von Hermann Fischer und Johannes Bolte. Stuttg. Lit. Ver. 208, S. 116ff.

Aufs engste verwandt ist das Gottesurteil oder der zweideutige Eid in Straparolas Novelle (Piacevoli notti, 2. Erzählung der 4. Nacht). Zuerst haben wir da den Liebhaber, der sich in einer Kiste versteckt zu seiner Geliebten bringen läßt — bekanntlich ein ungeheuer häufiges Motiv. Der angesehene alte Athener Erminione Glaucio heiratet die edle, außerordentlich schöne junge Athenerin Filenia, die vor ihrer Heirat von einem gescheiten Schüler aus Kreta, namens Hippolito, umworben worden ist. Der Greis wird von großer Angst und Eifersucht wegen seiner gar zu verlockenden Gattin geplagt und schließt sie in einen Turm ein. Als er einmal auf einige Zeit zu verreisen gezwungen ist, weiß es Hippolito, zu dem Erminione eine innige Freundschaft hegt, so einzurichten, daß dieser eine Kiste mit „kostbaren Wertsachen“ für ihn aufbewahrt, und zwar im ehelichen Schlafgemach. In die Kiste aber steckt sich der Verliebte selber[80]). In der Nacht kommt er hervor, und die zuerst erschrockene einsame Schöne läßt sich gerne von ihm trösten. So vergnügen sie sich zusammen „viele und viele Tage“. Als der Gatte heimkehrt, kriecht Hippolito wieder in seine Kiste und läßt diese, gemäß der vorher mit seinem vertrauten Diener und mit Erminione selber getroffenen Abmachung, wieder wegtragen. Eines Morgens nun, als der Alte mit seinem jungen Weibchen im Bette liegt, sieht er, daß die Wand hoch oben vollgespuckt ist. Er sagt sich, daß er nicht so hoch hinauf spucken könne

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

und spricht sofort gegen seine Frau den Verdacht aus, sie habe es mit einem andern. Sie lacht ihn nur aus wegen seiner Dummheit. Er wird dadurch bloß zorniger, spuckt und spuckt, aber seine Kraft und Kunst bringt es nicht zu jener Höhe[81]). Er schilt und schmäht und möchte die Schuldige gern auf der Stelle töten, besinnt sich aber und verklagt sie vor dem Podesta. Dieser sendet sofort nach ihr. Nun heißt es weiter:

Era in Athene un statuto in somma osservanza, che ciascheduna donna di adulterio dal marito accusata fusse posta a piedi della colonna rossa, sopra la quale giaceva un serpe; indi se le dava il giuramente, se fusse vero, che l'adulterio havesse commesso. Et giurato, che ella haveva, era le di necessità, che la mano in bocca del serpe ponesse, e se la donna il falso giurato haveva, subito il serpe la mano dal braccio spiccava, altrimenti rimaneva illesa. Hippolito, che gia haveva presentita la querela esser data in giudicio e che il podestà haveva mandato per la donna, che comparesse a far sua difesa, accioche non incorresse nei lacci della ignominiosa morta, incontanente da persona astuta et che desiderava camparle la morte, depose le sue vestimenta e certi stracci di pazzo si mise indosso e senza che da alcuno fusse veduto uscì di casa et al palagio come pazzo se ne corse, facendo di continovo le maggior pazzie del mondo. Mentre che la sbiraglia di podestà menava la giovane al palagio concorse tutta la città a vedere come la casa riusciva; et il pazzo spingendo hor questo hor quello si fece tanto innanzi, che pose le braccia al collo alla disconsolata donna et un saporoso bascio le diede, et ella, che haveva le mani dietro avinte, dal bascio non si puote difendere. Giunta adunque que fu la giovane innanzi al giudicio

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

le disse il podestà: Filenia come tu vedi, qui è messer Erminione tuo marito e duolsi di te, che habbi commesso l'adulterio, e perciò addimanda, che io, secondo lo statuto, ti punisca et però tu giurerai, sel peccato, che ti oppone il marito è vero. La giovane, che astuta et prudentissima era, animosamente giurò, che niuno di peccato l'haveva tocca, se non il suo marito et quel pazzo, che v'era presente. Giurato che hebbe Filenia, i ministri della giustitia la condussero al serpe, il quale, presentata la mano di Filenia in bocca, non fece nocumento alcuno, percioche haveva confessato il vero, che niuno altro di peccato, se non il marito et il pazzo tocca l'haveva. Veduto questo il poppulo et i parenti, che erano venuti a vedere l'horrendo spettacolo, innocentissima la giudicarono et gridavano, che messer Erminione tal morte meritava, quale la donna patire doveva. Ma perche egli era nobile et di gran parentado et de maggiori della città, non volse il podestà (come la giustitia permetteva) che fusse publicamente arso, ma pur per non mancare il debito suo, lo condannò in una prigione, dove in breve spatio di tempo se ne morì. Et così miseramente finì messer Erminione la sua rabbiosa gelosia et la giovane da ignominiosa morte si disviluppò. Dopo non molti giorni Hippolito, presala per sua legittima moglie, seco molti anni felicementi visse (Venediger Ausgabe vom Jahre 1562 I, S. 109ff.). Vgl. Dunlop-Liebrecht S. 500b[82]).

Als letzte europäische Form führe ich das Gottesurteil der Isolde in der Tavola ritonda ed. F. L. Polidori, Bologna 1864—1866, I, S. 237—240, auf, weil diese eine gute Überleitung zu den morgenländischen Fassungen bildet. Auch hier kommt erst das Vorspiel des beim Gottesurteil abgelegten zweideutigen Eides: die Szene, wo

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Marke auf dem Baum (pino) sitzt, dann der Aderlaß und Tristans Sprung in Isoldes Bett (S. 232ff.). Als der König Isoldes und Tristans Lager ganz blutig findet, läßt er den Erzbischof kommen und teilt ihm seinen Verdacht mit und seine Absicht, Isolde verbrennen zu lassen. E lo arcivescovo disse: A volere incolpare uomo e fare morire persona per sospetto, non èe cosa licita. E dite sì come di loro fallo voi non ne siete certo. Ma se vi piace io vi donerò altro consiglio santo e giusto. E lo re disse chegli piaceva assai, e a quello s'atterrà. E l'arcivescovo disse: Sire, vi dono questo consiglio: che voi meniate vostra dama (Gemahlin) al Petrone Vermiglio, lo quale stae in fra'l mare, ed èe di lungi di qui venticinque leghe, nella isola di Matufer; nella quale isola feciono penitenzia gli sei Padri e il gran profeta. E nel detto Petrone Vermiglio sono corigate (niedergelegt) di molte sante orlique (Reliquien) e profezie, secondo la leggie di Carlone (Gesetz Karls des Großen, der bekanntlich im Mittelalter als Gesetzgeber berühmt ist); ed èe in quello Petrone coricata la vertudiosa pietra della itropica (Heliotrop)[83], la quale non lascia persona mentire. E quando sarete al detto luogo, commanderete alla reina che ponga la sua mano dritta sopra 'l detto Petrone, e giuri s' ella vi fece mai veruno fallo; e sì vi foe certo, ch'ella vi dirà la veritade o del sìe o del no, imperò che altro ella non potrae dire. Per più certezza, le farete prendere l'ardente ferro; imperò che s'ella aràe detta la veritade, il ferro, per le sante orlique, sì nolle faràe veruno male. D'allora innanzi sarete voi bene certo e sicuro; imperò che al Petrone, per la virtu della pietra, non vi si puote mentire; ne anche presso al detto Petrone a diece volte quanto l'uomo e la femmina fosse lungo: e questa sì èe cosa vera e provata per più

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

di mille persone. Ma tanto voglio che voi mi promettiate, che se voi trovate la reina in colpa, che voi nolla farete morire; perch' io non vorrei che a mia cagione ella morisse, nè niun altra persone: ma fatela murare in una carcere, e nutricatevela dentro di pane e d'aqua —. E lo re di tale consiglio fue assai allegro; e allora l'arcivescovo se ne vae alla reina Isotta, e còntale il convenente (den Vorfall, die Sache) sì come ella di lì a diece giorni doveva andare al detto Petrone e fare quivi pruova di sua persona. E Isotta allora nel viso si mostrava di cio molta allegra, ma nel corragio (Herz) suo n'era molta grama e dolente più ch' altra dama del mondo; perch' ella si sentiva molto incolpata, e sapeva bene che a quello Petrone Vermiglio niuna persona non v'andava che non convenisse dire la verità di quello fosse domandato e ad altra cosa non poteva aprire la bocca nè dire nulla. E allora ella manda per messer Tristano, e sì gli conta tutto il fatto, ciò che lo re aveva di lei ordinato; e allora messer Tristano pensa uno poco, e appresso disse: Dama, non dubitate di niente, che io penso fare tanto e adoperare, che voi farete salvo saramento, e che lo arzente ferro non vi faràe veruno male; che io saroe nella isola in tale maniera divisato (verwandelt, verstellt), e terròe il cotal modo e la cotale condizione: e se nostra maestria non valesse, e' varràe la trinciante spada —. E a quel punto Tristano si diparte dalla reina e sìe s' arma e monta a cavallo, e sìe si licenzia dallo re; e disse ch'egli voleva andare a parlare allo duca Bramante, lo quale per più fiate aveva mandato per lui, e lo re, adunque, gli dona licenzia per uno mese. E Tristano allora cavalca al porto, a casa d'uno borgese, caro suo amico; e quivi sìe disarma di tutte sue armi, salvo di sua spada, e forniscesi di tutte quelle cose ch' egli

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

crede che bisogno gli facessoro; e solo solo entra in una navicella, e passa di làe nell isola di Mantufer, la dov' era quello Petrone Vermiglio. E da poi che' l termine della reina fue venuto, lo re Marco, l' arcivescovo e Isotta, e da venti antichi frati e abati e religiosi, escono della città. Ed essendo alla riva trovarone uno pellegrino, con grande capello in su sua testa e con grosso bordone in mano, addobbato (bekleidet) di grossa schiavina; e aveva una grande barba, ed era molto molto divisato di sua persona: e veruna altra criatura non era in quella isola. E la reina vedendo lo pellegrino, sìe l' appella, dicendo: — Servigiale di Dio, se ti piace, aiutami a dismontare di questa nave. E lo pellegrino entròe nella aqua per fino a mezza gamba, e prende la reina in braccio, e sìe la porta fino a terra ferma; e allora l' abbraccia strettamente, e solo e scalzo se ne vae per la folta selva. E lo re vedendo ciò, sì àe grande dolore, e lo arcivescovo e gli altri parlati (Prälaten), si come fedeli antichi, dicevano allo re: — Sire, non abbiate veruna langura (Kummer, Sorge), però che veramente colui che abbracciò la reina fue alcuno santo romito; e ciò fe per dimostrare che la reina non era incolpata. E qui s'afferma la parola di Merlino, la quale dice: — Gli antichi con proedenza (Tapferkeit, Tüchtigkeit) e lianza (Treue) e con purità; e dopo loro sapere malizia, inganno e crudeltà —. E a quel punto la reina a gran maesteria piangea, che sacciate (wisset) ella era una molta savissima dama; e lo re molto sospira, dicendo che mai in sua presenza non gli fue fatto tanta villania. E allora, appiede se ne vanno per l aspra selva; ed essendo presso al Petrone, eglino truovano uno folle, molto divisato di sua persona; e gli capelli gli andavano in contra a monte, ed era scalzo, e suo visaggio era di

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

diversi colori. Questo giaceva appiede d'una croce, e con mano teneva sopra 'l corpo d' arcipresso una croce (ein *Zypressenkreuz*), imperò che quella selva sìe n'era tutta piena. E quando lo re lo vide, sìe se ne maraviglia molto; e lo arcivescovo si trae davanti, e con grande divozione si s'ingioncchia, e baciava la croce del. folle, ch' egli teneva in sua mano ritta; e cosi fae lo re e gli altri parlati. E quando la reina si trae avanti, lo folle l' abbraccia e sì la bacia; e lo re di cio molto se ne turba. E lo arcivescovo disse: — Monsignor, questo no èe sanza grande cagione; chè veramente io credo che per amore di Dio egli viva e dello Spirito Santo —. E allora vanno al Petrone, e lo re commanda alla reina che vi ponga suso la mano ritta e guiri di dire la verità; e la reina cosìe fae, dicendo —: Jo giuro sopra questa sante orlique, che mai a me non si appressòe niuna persona la quale di mio corpo usasse niuna villania, se non se voi re Marco, e lo pellegrino ch' era al porto, e coteste folle che voi vedete costì; e d' ogni altra persona io sono netta e pura e leale, e mai co' niun' altra persona io non fei mai niuno fallo, se no se com' io v' òe contato —. E lo re per la granda volontà, non si accorge[84]), ma disse: — Dama voi l' avete fallata, chè lo arzente ferro vi converràe prendere —. E la reina prende lo ferro, e per grande pezza lo tenne in mano; e a quel punto, lo re fue fuori di sospetto; e per grande amore lo re l' abbraccia e bacia, e sìe le dona tre ricche castella. Der König fragt dann den Narren, wie er heiße, und er antwortet: „Ich trage den Namen Tantri und wenn dieses tri vor dem tan stünde, so trüge ich den Namen Tritan. So mußte er sagen, weil man eben bei jenem Stein nicht lügen konnte[85]).

Diese Fassung zeigt deutlich, daß sie aus verschie-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

denen anderen zusammengestoppelt ist. Wir haben hier muhammedanische (semitische) und christliche Elemente. Dem Islam gehören an der „Große Prophet“ und die „sechs heiligen Väter“[86], dann der Schwur bei dem heiligen blauen Stein und der als heiliger Mann erscheinende Narr. Kruzifixe sind bekanntlich kein Teil der Narrenausrüstung noch auch die Verrückten dem Abendlande vom heiligen Geiste und der Liebe Gottes Durchtränkte. Anders im Orient, besonders bei den Moslim. Von ihnen wird der Wahnsinn, wenn nicht sehr heftiger und gefährlicher Natur, als Zeichen der Heiligkeit angesehen (Edward William Lane, Arabian Society in the Middle Ages 1883, S. 60), und die Fakire im ganzen Morgenland[86a]) sind ja bekanntlich öfters Geistesgestörte[87]). Diese Anschauung geht auf Vorstellungen der Wilden zurück. Ein belehrender Fall findet sich irgendwo in Parkmans Conspiracy of Pontiac. Ein Kriegsgefangener wird da von den Indianern an den Pfahl gebunden, Feuer um ihn angeschürt und er nun gepeinigt. Er bekommt fürchterlichen Durst und bittet um Wasser. Man reicht es ihm in einem Becher, den man erst glühend heiß gemacht hat. Als der Ärmste ihn an die Lippen führt, merkt er den tückischen Streich und schleudert das Gefäß in fürchterlicher Wut gegen seine Quäler. Sofort binden sie ihn los und erweisen ihm die größte Ehre; denn sie glaubten, er habe den Verstand verloren. Freilich scheint der Schluß unserer Gottesurteilsszene darauf hinzudeuten, daß Tristans späteres Auftreten als Narr wenigstens mitgewirkt habe. Ebenso gibt sich ja, um den zweideutigen Eid zu ermöglichen, der Buhle als Narr in der deutschen und in der englischen Virgiliussage (Bartsch, Pauli, Clouston), bei Straparola und in den meisten morgenländischen Gestaltungen,

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wie wir sehen werden. Aber der Narr als Heiliger wird auf eine andere nicht bekannt gewordene orientalische Fassung zurückgehen. Tristan als Pilger sollte aber doch nicht verloren gehen, so verdoppelt die Tavola ritonda das Auftreten des Liebhabers und seine rettende Umarmung der Heldin in recht ungeschickter Weise. Dieselbe unkünstlerische Zusammenkomponierung verrät sich in dem doppelten Ordal — durch den heiligen Stein und das heiße Eisen. Die vermutlich arabische Erzählung, die hier mit der abendländischen verquickt ist, lautete also ungefähr so: Eine Ehebrecherin soll ihre Unschuld dadurch beweisen, daß sie ihre rechte Hand auf den heiligen Stein der Insel Mantufer legt und ihre Reinheit beschwört. Auf dieser Insel hat der Prophet und haben die sechs (fünf?) Männer Gottes sich frommer Kasteiung gewidmet, und in jenem Stein birgt sich auch ein Heliotrop, in dessen Nähe niemand eine Lüge aussprechen kann. Sie vereinbart mit ihrem Buhlen — und zwar geht wohl der Plan von ihm aus — daß er sie vor dem Eide als Narr (oder als verrückter Derwisch) verkleidet, umarme, und sie leistet dann den Schwur in der bekannten Weise[88]).

Ganz nahe hierher gehört die von René Basset mitgeteilte, in Algerien sehr verbreitete Erzählung von dem zweideutigen Eid (Bd. 12 der Revue des traditions populaires S. 250f.).

On raconte qu'il y avait chez les Israelites un homme vertueux marié à une belle femme qu'il tenait enfermée sous clef. Un jour, elle vit un jeune homme qu'elle aima; lui-même s'éprit d'elle; il fit faire une clef de la porte et il entrait chez elle quand il voulait. Cela dura quelque temps, sans que son mari s'en doutât. Celui-ci dit un

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

jour: „Tu as changé à mon égard, je ne sai pourquoi: je desire que tu me jures n'avoir connu personne que moi.“ Or il y avait chez les Israelites une montagne par laquelle on déferait les procès; elle était hors de la ville et près d'un fleuve d'eau courante. Personne ne s'y parjurait sans mourir. „Oui, dit la femme, je jurerai quand tu voudras.“ Quand le dévot fut sorti, le jeune homme entra chez elle, elle l'informa de ce qui s'était passé entre elle et son mari et ajouta: „Il ne m'est pas possible de prêter un faux serment, réfléchis à notre affaire.“ L'amant réfléchit et resta étourdi. Elle reprit: „Rassure-toi, fais ce que je t'ordonnerai. Demain matin, tu revêtiras un costume d'ânier, tu prendras un âne et tu t'assoiras à la porte de la ville. Quand je passerai avec mon mari, je te dirai: „Est-ce que ton âne est à louer, réponds-moi: Oui, puis avance toi et mets moi sur lui.“ — „Très volontiers, dit-il.“ Le lendemain, son mari, le dévot, lui dit: „Viens à la montagne. — Je ne peux pas marcher. — Sors, si nous trouvons un loueur, nous louerons un âne.“ Quand ils furent sorti, elle vit ce jeune homme et l'appela: „Hé, loues-tu ton âne pour aller à la montagne moyennant un demi-dirhem?“ — Oui, dit-il. Il s'avança, la fit monter sur l'âne. Quand ils arrivèrent à la montagne, elle lui dit: „Fais-moi descendre, jeune homme.“ Quand il s'approcha d'elle, elle s'élança à terre, et decouvrit tous ses charmes secrets. Elle injuria l'ânier, étendit la main vers la montagne, la toucha et jura que personne ne l'avait touchée ni l'avait vue, sauf son mari et ce jeune homme. La montagne fut très ébranlée et disparut de sa place.

Das hier besonders stark hervortretende unzüchtige Hinfallen entspricht ebenfalls dem in fast allen Bearbei-

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

tungen des Gottesurteils der Isolde vertretenen Zuge[89]). Wie bei Berol das Reiten, wodurch der Geliebte zwischen die Schenkel der Frau kommt, so ist hier gerade die Obszönität wichtig für den Wortlaut des Eides. Die Vernichtung des Berges hinwiederum deckt sich mit dem Zerspringen des „Bildes“ im altdeutschen Gedicht und bei Hans Sachs. Sekundäre und schwächere Umgestaltung zeigt sich namentlich darin, daß der Buhle als Eseltreiber auftritt und sie selber hinfällt, nicht der Galan.

Der ursprünglichen Form viel näher steht die buddhistische Erzählung, die Chavannes aus der chinesischen Übersetzung[90]) mitteilt (Actes du XIV. Congrès international des orientalistes [1905], Cinquième section, S. 131 [Nr. XXII]).

Autrefois il y avait un homme d'une des grandes castes, qui tenait sa femme enfermée et ne laissait aucun homme la voir. Cette femme chargea un serviteur de fair un souterrain et elle eut des rapports avec un ciseleur d'argent. Le mari par la suite, eut vent de la chose, mais sa femme lui dit: „De ma vie je n'ai rien commis de semblable; ne prononcez pas de paroles inconsidérées.“ Le mari repliqua: „Je vous mènerai à l'endroit où est l'arbre sacré.“ La femme dit que c'était fort bien et ils entrèrent dans la chambre du jeûne pour observer le jeûne pendant sept jours; la femme dit secrètement au ciseleur d'argent: „Qu'allez-vous faire? Feignez d'être insensé, et ayez les cheveux epars. Les gens que vous rencontrerez sur la place du marché, emportez-les en les tenant dans vos bras.“ Le mari, quand le jeûne fut terminé, fit alors sortir sa femme; celle-ci lui dit: „De ma vie je n'ai vu la place du marché; faites-moi passer par la place du marché.“ Le ciseleur d'argent la saisit

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

alors dans ses bras et la coucha sur le sol au lieu même où elle était; la femme cria à son mari: „Pourquoi laissez-vous un homme me prendre dans ses bras?“ Le mari répondit: „C'est un fou.“ Le mari et la femme arrivèrent ensemble à l'endroit où était le dieu. (La femme) dit en se prosternant la tête contre terre: „De ma vie je n'ai rien fait de mal; ce fou seul m'a tenu dans ses bras.“ Ainsi la femme put sauver sa vie. Le mari confus garda le silence. Telle est la fourberie des femmes.

Hier ist der Gatte also ebenfalls ein sehr frommer Mann, denn daß auch er mitfastet, wäre nicht nötig, und auch hier kommt die Frau auf die Erde zu liegen, und zwar wohl zusammen mit dem Buhlen, beides Züge, die den übrigen indischen Fassungen fremd sind. Es ist zugleich die einzige indische Form, in der die Erzählung unverbunden mit anderen erscheint. Im Pali-Jātaka dagegen tritt uns schon eine sehr erweiterte und umgemodelte Gestalt entgegen (Nr. 62).

In vergangenen Tagen, da Brahmadatta in Benares die Herrschaft führte, wurde Bodhisatta im Schoße seiner Hauptgemahlin empfangen, gelangte, als er das Jugendalter erreicht hatte, zur Vollkomnenheit in allen Künsten, trat nach seines Vaters Hingang in die Regierung ein und führte die Herrschaft mit Gerechtigkeit. Er pflegte mit seinem Hauspriester Würfel zu spielen, und wenn er spielte, warf er die goldenen Würfel auf das silberne Brett, indem er dieses Spielliedchen sang:

Jeder Fluß gewunden geht,
Jeder Wald aus Holz besteht,
Jedes Weib das Böse tut,
Ist Gelegenheit nur gut.

Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Indem der König so spielte, gewann er immer[91]), und der Hauspriester verlor. Als nun im Lauf der Zeit der Reichtum im Hause des Priesters dem Ruin entgegen ging, dachte er: „Unter solchen Umständen wird all mein Gut in diesem Hause dahinschwinden; ich will mir ein Weib suchen, das noch zu keinem anderen Mann gegangen ist und es in mein Haus tun.“ Da überlegte er nun also: „Ein weibliches Wesen, das vorher schon einen anderen Mann gesehen hat, werde ich nicht hüten können. Drum will ich ein weibliches Wesen vom Mutterschoße an hüten, es dann, wenn es das Jugendalter erreicht hat, unter meine Gewalt stellen, es zu einer Einmännerin machen, strenge Hut an ihr üben und aus des Königs Hause mir Reichtümer holen.“ Er war aber klug in der Wissenschaft der Körpermerkmale. Nun sah er ein armes schwangeres Weib und erkannte: „Sie wird eine Tochter gebären.“ Er ließ sie rufen, bestritt all ihre Ausgaben, ließ sie in seinem eigenen Hause wohnen, gab ihr, als sie geboren hatte, Geld und schickte sie dann weg. Das Mägdlein ließ er sonst von keinen Männern sehen; Frauen gab er es in die Hände und ließ es von ihnen großziehen. Als es das Jugendalter erreicht hatte, stellte er es unter seine eigene Gewalt (d. h. eignete es sich zu, machte es zu seiner Gattin). Solange sie im Heranwachsen war, hatte er nicht mit dem König Würfel gespielt. Als er es dagegen zu seiner Gattin gemacht hatte, sprach er: „Großkönig, laßt uns Würfel spielen.“ Der König sagte: „Gut“, und spielte nach seiner früheren Weise. Als der König sein altes Würfellied sang und die Würfel warf, sprach der Hauspriester: „Ausgenommen mein Mädchen.“ Von da an gewann der Hauspriester, der König verlor. Bodhisatta dachte: „In seinem Hause muß ein Weib sein,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

das eine Einmännerin ist." Er ließ die Sache untersuchen, erfuhr den Sachverhalt, und mit dem Entschluß: „Ich will ihre Tugend zerstören lassen", berief er einen Schelm und sprach zu ihm: „Kannst du die Tugend der Frau des Hauspriesters zerstören?" „Ich kann es, Majestät", erwiderte er. Da gab ihm der König Geld und sandte ihn hin mit den Worten: „Dann führe es schnell aus." Der nahm das Geld von dem Könige, kaufte Parfüms, Räucherwerk, wohlriechende Pülverchen, Kampfer usw. und eröffnete nicht weit von der Wohnung des Hauspriesters einen vollständigen Parfümerieladen. Des Hauspriesters Wohnung nun hatte sieben Stockwerke und sieben Toreingänge, in allen Toreingängen stand eine Wache, die aus Frauen bestand; ausgenommen den Brahmanen, durfte nämlich kein Mann das Haus betreten; sogar den Korb, in dem man den Kehricht hinwegschaffte, untersuchte man erst, ehe man ihn wieder hereinbrachte. Nur der Hauspriester bekam dieses Mädchen zu sehen, und sie hatte eine Frau als einzige Dienerin. Nun pflegte diese ihre Dienerin mit dem Geld für Parfümerien und Blumen bei dem Laden eben jenes Schelms vorbeizugehen. Da er sehr wohl wußte, daß dies ihre Dienerin war, stand er eines Tages, als er sie daherkommen sah, aus seinem Laden auf, ging hin und fiel vor ihre Füße nieder, umfaßte ihre Füße fest mit beiden Armen und wehklagte: „Mütterchen, wo bist du denn so lange Zeit gewesen?" Da sprachen auch die anderen dazu angestellten Schelme, die in der Nähe standen: „Sowohl an Händen, Füßen, Gesicht und Gestalt, wie an Putz sehen Mutter und Sohn ganz gleich aus." Da diese und jene also redeten, traute das Weib sich selber nicht mehr und fing selber an zu weinen. Denn sie dachte: „Das wird mein Sohn sein."

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sie standen beide klagend und weinend und einander umschlingend da. Darauf sprach jener Schelm: „Mütterchen, wo wohnst du?“ „Ich wohne dort im Dienst bei der jungen Frau des Hauspriesters, die in Kinnaralieblichkeit[92]) lebt und den Gipfelpunkt der Schönheit erstiegen hat.“ „Wo gehst du jetzt hin, Mütterchen?“ „Nach Parfüm, Kränzen usw. für sie.“ „Mütterchen, was solltest du anders wohin gehen! Nimm von jetzt an nur von mir!“ Ohne ihr Geld zu nehmen, gab er ihr sowohl Betel, Bdellium und ähnliche Dinge, als auch verschiedenartige Blumen. Als das junge Mädchen so viele Parfümeriewaren, Blumen usw. sah, sprach sie: „Wie, Mütterchen? Ist heute unser Brahmane gnädig gelaunt?“ „Warum redest du so?“ „Wegen der Menge dieser Dinge.“ „Der Brahmane hat mir nicht viel Geld gegeben, sondern ich habe sie von meinem Sohn gebracht.“ Von da an nahm sie das Geld, das ihr der Brahmane gab, selber und holte Parfüms, Blumen usw. von jenem Schelm. Der stellte sich nach Verlauf einiger Tage krank und legte sich ins Bett. Als sie zur Tür seines Ladens kam und ihn nicht sah, fragte sie: „Wo ist mein Sohn?“ „Dein Sohn ist von einem Unwohlsein befallen worden.“ Sie ging hin, wo er lag, setzte sich nieder, rieb ihm den Rücken und fragte: „Was fehlt dir, mein Lieber?“ Er schwieg. „Warum sagst du es mir nicht, Kind?“ „Mütterchen, selbst wenn ich sterbe, kann ich es dir nicht sagen.“ „Wenn du mir’s nicht sagst, wem willst du’s sagen, mein Lieber?“ „Mütterchen, ich habe sonst keine Krankheit; aber da ich die Schönheit jenes Mädchens habe preisen hören, habe ich mich in sie verliebt. Bekomme ich sie, dann bleibe ich am Leben, bekomme ich sie nicht, dann sterbe ich hier auf dieser Stelle.“ „Mein

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Lieber, das übernehme ich, mach du dir ihrethalb keine Sorgen!"

Als sie ihn so getröstet hatte, nahm sie viele Parfümeriewaren, Blumen usw. mit, ging zu dem Mädchen und sprach: „Liebchen, mein Sohn hat von mir deine Schönheit preisen hören und sich deshalb in dich verliebt. Was ist zu tun?" „Wenn Ihr ihn herbringen könnt, mir soll's recht sein." Als sie ihre Worte vernommen hatte, kehrte sie von da an immer aus allen Ecken und Enden des Hauses viel Staub zusammen, nahm ihn in einem großen Blumenkorb mit und schüttelte ihn, als sie damit hin ging und er untersucht werden sollte, über die wachhabende Frau aus. Davon gequält, lief diese weg. Die andere (die Alte) schüttete in derselben Weise Kehricht auf jede, die etwas zu ihr sagte. Was sie auch von da an bringen oder wegschaffen mochte, keine wagte mehr, es zu untersuchen. Da ließ sie jenen Schelm sich in den Blumenkorb niederlegen und brachte ihn zu dem Mädchen. Der Schelm zerstörte die Tugend des Mädchens und blieb ein paar Tage in dem Palaste. Wenn der Hauspriester ausging, ergötzten sich die beiden; kam er wieder, dann verbarg sich der Schelm. Nach Verlauf von ein paar Tagen sprach das Mädchen: „Mein Gebieter, jetzt mußt du gehen." „Ich habe das Verlangen, ehe ich gehe, den Brahmanen zu schlagen." „So soll's geschehen", sagte sie, ließ den Schelm sich verbergen und sprach zu dem Brahmanen, als er heimgekommen war: „Herr, ich möchte tanzen, während Ihr die Leier spielt." „Gut, Liebste, tanze", sprach er und spielte die Leier. „Wenn Ihr zuschaut, schäme ich mich, ich will Euer schönes Gesicht mit einem Tuch verbinden und dann tanzen." „Wenn du dich schämst, dann tu nur so." Das Mädchen nahm ein dickes

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Tuch und verband ihm das Gesicht, indem sie dabei seine Augen verhüllte. Als der Brahmane sich das Gesicht hatte zubinden lassen, spielte er die Leier. Sie tanzte einen Augenblick und sagte dann: „Herr, ich möchte Euch gar zu gern einmal auf den Kopf schlagen." Der weibslüsterne Brahmane hatte keine Ahnung und erwiderte: „Schlag nur zu." Das Brahmanenmädchen gab dem Schelm ein Zeichen. Er kam leise herbei, stellte sich hinter den Rücken des Brahmanen und schlug ihn mit den Ellbogen auf den Schädel[93]) Die Augen wollten ihm aus dem Kopf fallen, eine Beule ging auf seinem Schädel auf. Von Schmerz gequält[94]), sagte er: „Reich deine Hand her!" Das Brahmanenmädchen erhob die Hand und legte sie in seine. Der Brahmane sagte: „Die Hand ist weich, ihr Schlag aber hart." Als der Schelm den Brahmanen geschlagen hatte, verbarg er sich. Sowie er sich versteckt hatte, löste das Brahmanenmädchen das Tuch vom Gesicht des Brahmanen, holte Öl und rieb die geschlagene Stelle auf seinem Kopfe ein. Der Brahmane ging aus, und das Weib ließ den Schelm sich wieder in den Korb legen und brachte ihn hinaus. Er ging zum König und berichtete ihm die ganze Geschichte.

Der König sprach zu dem Brahmanen, als dieser zur Audienz kam: „Laßt uns Würfel spielen, Brahmane." „Gut, Großkönig!" Der König ließ die Spielscheibe[95]) herrichten, und in der früheren Weise sang er sein Spielliedchen und warf die Würfel. Der Brahmane, der nicht wußte, daß die Keuschheit des jungen Weibes zerstört war, sagte: „Ausgenommen mein Brahmanenmädchen." Aber während er so redete, verlor er. Der König, der es wußte, sprach: „Brahmane, was machst du eine Ausnahme? Die Keuschheit deines Mädchens ist zerstört. Da du ein

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

weibliches Wesen vom Mutterleibe an hütetest und an sieben Orten Wache halten ließest, hast du geglaubt: ‚Ich werde sie hüten können.' Ein weibliches Wesen kann man nämlich nicht hüten, auch wenn man es in den eigenen Bauch tut und so herumläuft[96]. Es gibt ja kein einmänniges Weib. Dein Brahmanenmädchen sagte: „Ich habe Verlangen zu tanzen, verband dir das Gesicht, ließ ihren eigenen Buhlen, während du die Leier spieltest, dich mit dem Ellenbogen auf den Kopf schlagen und schickte ihn dann fort. Warum nimmst du sie jetzt aus?" Darauf rezitierte er diese Strophe:

> Da tief umhüllt die Leier rührt
> Der Brahme, der sie heimgeführt,
> Eh sie das Licht der Welt geschaut —
> Ein Narr, wer je den Weibern traut[97].

So verkündete Bodhisatta dem Brahmanen die Heilswahrheit. Als der Brahmane die Heilswahrheitverkündigung des Bodhisatta gehört hatte, ging er in seine Wohnung und sprach zu dem Brahmanenmädchen: „Du hast ja so und so eine Schlechtigkeit begangen!" „Herr, wer sagt das? Ich tue so etwas nicht. Ich habe Euch geschlagen, sonst niemand. Wenn Ihr es nicht glaubt, so will ich mich folgendem Wahrheitsakt unterziehen: ‚Euch ausgenommen, kenne ich keines Mannes Handberührung', und damit will ich ins Feuer gehen und Euch überzeugen." Der Brahmane sprach: „So sei es!" ließ einen großen Holzstoß machen und Feuer daran legen. Dann ließ er sie rufen und sprach: „Wenn du dir selber glaubst, so geh ins Feuer!"[98] Die junge Frau aber hatte ihre eigene Dienerin schon vorher belehrt: „Mütterchen,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sag' deinem Sohn, daß er dorthin komme und zu der Zeit, wo ich ins Feuer gehen will, meine Hand ergreife." Sie war hingegangen und hatte es ausgerichtet. Der Schelm kam und befand sich mitten unter der Versammlung. Das Mädchen, das den Brahmanen betrügen wollte, stand mitten in der Volksmenge und schickte sich an, ins Feuer zu gehen, indem sie sprach: „Brahmane, dich ausgenommen, kenne ich keines Mannes Handberührung; kraft dieser Wahrheit soll das Feuer mich nicht brennen." In diesem Augenblick rief der Schelm: „Seht die Tat des Hauspriesterbrahmanen! So ein Weib treibt er, ins Feuer zu gehen!" lief hin und faßte das Mädchen bei der Hand. Sie riß ihre Hand los und sprach zum Hauspriester: „Herr, mein Wahrheitsakt ist zunichte gemacht, ich kann nicht ins Feuer gehen." „Warum nicht?" „Soeben habe ich folgendermaßen den Wahrheitsakt unternommen: ‚Meinen Gatten und Gebieter ausgenommen, kenne ich keines Mannes Handberührung.' Und jetzt bin ich von diesem Mann bei der Hand gefaßt worden." Der Brahmane erkannte: „Ich bin von dieser betrogen worden", prügelte sie durch und jagte sie davon.

Wenn hier das Ordal nicht wirklich zur Ausführung kommt, so ist das sicherlich sekundär. Hier handelt es sich ja nicht mehr um die Entscheidung eines zweifelhaften Falles, sondern die Ehebrecherin ist das freilich sehr willige Opfer eines perfiden Streichs und ihre Schuld ist bekannt. Da kann der Erzähler sie nicht siegreich aus der Wahrheitsprobe herausgehen lassen, was sie in den anderen Formen doch muß. Auch hat da das Verfahren des Königs ja einen guten Zweck: die heilwirkende Belehrung des weibverblendeten Hauskaplans. Da darf die Schuldige nicht triumphieren. Stutzig machen könnte

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

einen freilich dies, daß in der Erzählung von Isoldes zweideutigem Eid die Sünderin ebenfalls erklärt, sie könne sich, nachdem der fremde Mann sie berührt habe, eigentlich dem Gottesurteil nicht mehr unterwerfen. Ist das auch dort nur Scherz, so scheint dieser doch auf den ersten Blick nicht recht ins Ganze hineinzupassen. Aber es soll wohl gezeigt werden, wie Isolde durch ihre heiteren Reden der Sache noch einen unverdächtigeren Anstrich geben will, und es wird wahrscheinlich ein zufälliges Zusammentreffen, nicht ein Überrest einer ursprünglicheren Form vorliegen. Denkbar freilich wäre es schon, daß in einer roheren Urgestalt, gerade wie hier, nicht alles famos geklappt hat und die Gottheit da nicht als eine Art Komplize erschienen ist. Der Einverleibung in die Bodhisattaliteratur, dem Jātakarahmen, dagegen verdankt unsere Geschichte ihren Eingangsteil, der freilich wieder aus verschiedenen, ursprünglich getrennten Elementen, von den Buddhisten in ihrer bekannten Weise verwendet, bestehen mag. Der König, der sein cynisch weltkluges Spielverschen singt, more indico durch die magische Gewalt der darin enthaltenen Wahrheit die Würfel sich zu Dienste zwingt und dann durch sein verschmitztes Stückchen ein eigentümliches corriger la fortune — nach indisch-buddhistischer Anschauung freilich eine Wiederherstellung der sittlichen Wahrheit — ausübt, kann sehr wohl schon einer älteren, vom Buddhismus herübergenommenen Erzählung angehören. Dazwischen wird dann ein sehr beliebtes orientalisches, besonders altindisches Motiv verwertet: ein Liebhaber weiblicher Reinheit erliest eine Maid im Mutterleib oder doch als ganz kleines Kind zur Gattin, läßt sie fern von jedem anderen Mann aufziehen und auch als Ehefrau dann streng

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

bewachen, wird aber doch zum Hahnrei gemacht, weil eben des Weibes Unkeuschheit oder das Schicksal oder beides aller Hut ein Schnippchen schlägt. Manchmal ist es auch der Vater, der seine Tochter so vor der Erfüllung des unabwendbaren Frauenberufes bewahren will. Es frappiert, daß auch hier der junge Mann in einem Behälter bei der Schönen eingeschmuggelt wird: in einem Blumenkorb wie Flore in Konrad Flecks Epos. Zufall wird es also nicht sein, daß in Straparolas Novelle vom Gottesurteil der Schüler Hippolito in einer Kiste zu seiner Filenia gelangt: aller Wahrscheinlichkeit nach hat auch hier Straparola nicht etwa frei kombiniert, sondern seine Vorlage wiedergegeben, also eine Form, die bedeutende Ähnlichkeit mit dem Jātaka aufwies. Von der übermütigen Tollheit, daß das ehebrecherische Paar den Gatten noch so schmählich foppt und ihm am Kopf eine Beule beibringt, soll später die Rede sein.

Der Anfang dieses Jātaka mit den beiden Spielern und der magischen Kraft der Wahrheit und der Frauentugend kehrt wieder in einem prächtigen, balladenartigen Volksdrama von Sîlâ Daî aus dem Pendschab, das Temple in seinen Legends of the Panjab I, 243ff. im Urtext und in einer englischen Übersetzung gibt (vgl. S. 35—39). Der sagenberühmte Râjâ Rasâlû und sein Minister Mahitâ spielen Würfel. Mahitâ spricht:

„Remember truth is truth! know truth for truth!
The heavens and earth are upheld for truths sake!
The heavens and earth are stretched on truths warp!
This is the sign of the virtue of truth in the world[99]).
In my Sîlâs name will my throwing with the dice be lucky:
God gives the game to whom he wills.


Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Râjâ Rasâlû.

Why art (always) saying, „Sîlâ, Sîlâ?“ that art a merchants son!
Who is they Sîlâ? Tell me all about her.
Tell me all about her and her whole story.
Who is that Sîlà, thy hearts darling?
Thou hast given up playing in the name of Gur Dev![100]) what is the anxiety of thy heart?
That taking a woman's name thou dost throw the dice?

Mahitâ.

She is the daughter of Harbans Sahâî! Sîlâ Daî is her name:
She is my wife in my palace and no one else is of any value (to me).
I place no value in any one else, Râjâ.
The virtue of Sîlâ has taken hold of my heart.
I take her name, her memory is dear to me.
All the desires of my heart are fulfilled (in her).
Know this for truth, this is my advice.
She is a virtuous woman, the Lady of my house!

Râjâ Rasâlû.

Thou art a merchants son: Mahitâ is thy name.
To raise the head of (i. e., to praise) a woman is the action of a fool!
It is the action of a fool! mark my words.
Thou wilt never know a second to the virtuous Sîtâ.
She forgot Rams command and destroyed the protecting line[101]).
Thou hast lost thy head over Sîlâs virtue, friend.



Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Mahitâ.

Be silent, Râjâ, and quarrel not!
Thou judgest the mind of others by thine own mind!
All hearts are not made alike, Râjâ.
In no city are all (the people) sinners.
There must be in the city one lady (who is) a help to her husband
Know this for truth in thy heart: this is as true as the Vedas!

Râjâ Rasâlû beschließt die keusche Frau zu verderben, entsendet Mahitâ in die Ferne, daß er edle Rosse für ihn kaufe, und schickt eine dûtî (Kupplerin, von Temple mit witch Hexe übersetzt) zu Sîlâ. Die in allen Liebeszauberkünsten erfahrene Alte sagt, sie sei Sîlâs Tante, und findet so Eingang bei ihr, wird aber auf der Herrin Befehl schnell als Kupplerin von den Dienern geschlagen und hinausgejagt. Der königliche Don Juan geht dann selber zum Palaste seines Ministers, gibt sich für diesen aus, und da er drei Geheimnisse weiß, die nur der Hausherr selber kennen kann und dieser dem König vorher mitgeteilt hat, wird er endlich eingelassen. Seine Werbungen weist die gattentreue Frau, die von ihrem Mann vor dem König gewarnt worden ist, von sich, und nach längeren Reden und Gegenreden zieht er ab, läßt aber seinen Ring in ihrem Bett zurück. Mahitâ, der schon in der Fremde und dann bei der Heimkehr vom Torhüter erfahren hat, daß der König in seinem Hause gewesen ist, stellt seine Gattin zur Rede, und sie leugnet, aber der Ring zeugt zu mächtig gegen sie. So verhängt der Gekränkte schmachvolle Strafe über die vermeintlich so

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ungetreue. Ihr Vater kommt herbei und tut ihm Vorhalt und schließt:

I made the gardener of Sîlâs garden:
And thou hast destroyed it, becoming the keeper of thy own stomach[102]).

Mahitâ.

Thou gavest the garden of Sîlâ, thou gavest heaps of goods.
I am the gardener of the garden, but what can I do when a tiger remains in it all day.
A tiger has come into the garden (and remains) all day.
Why then should the gardener lose his life in that garden?
I had complete belief in her virtue:
And have ruined my life at the hands of this woman[103]).

Auf des Vaters Klage bei Râjâ Rasâlû kommt dieser selber und versichert, daß Sîlâ rein sei. Da aber Mahitâ nicht glaubt, werfen die drei: der König, der Gatte und Sîlâ unter heiligen Eidesformeln die Würfel und in jedem Falle erklärt das Orakel oder Ordal sie für unschuldig. Mahitâ aber nennt alles einen Zaubertrug des Fürsten und sagt zu seinem Schwiegervater:

Put oil into a caldron, get it ready quickly.
Let Sîlâ bathe in it and I will believe.
Then will a little confidence be in my mind,
If no particle of fire touch her body . . .
Put the oil in quickly and light the fire.
Let the furnace blaze, as when glass is made . . .
And let the blaze of the fire spread afar . . .
And when the oil is red hot go and see it (for thyself)
And then tell Sîlâ to come and bathe in it.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sîlâ taucht unter frommen Gebeten zu Vischnu in das siedende Öl und kommt unversehrt hervor. Aber wiederum brandmarkt Mahitâ die Rettung seiner Gemahlin als ein Hexenmeisterstück des zauberkundigen Rasâlû. So nimmt der Vater Sîlâ mit nach Hause, Mahitâ wird in seinem Schmerze Asket, kommt auf seinen Wanderungen in den Garten des Schwiegervaters und stirbt dort, ohne auf die flehentlichen Bitten anderer und seiner Gattin zu hören. Sîlâ verbrennt sich mit seiner Leiche. Râjâ Rasâlû erfährt es, eilt voll Reue herbei und stirbt ebenfalls in den Flammen. Durch ein göttliches Wunder werden alle drei wieder ins Leben zurückgerufen, und alles endet in Versöhnung und Frieden[104]).

Muß hier trotz des sogar doppelten Gottesurteils der zweideutige Eid fehlen, so findet er sich dagegen in einem nordindischen Märchen aus Belutschistan, das ziemlich nahe Berührung mit dem Jātaka aufweist. Es ist Nr. XIII der Balochi Tales vom M. Longworth Dames und findet sich im 4. Bande von Folk Lore, S. 285 ff.

Ein Prinz und ein Ziegenhirt wachsen zusammen heran. Als der Prinz einmal auf ein Jahr mit dem Ziegenhirtensohn zusammen zu dessen Vater darf, will er nicht mehr heim, weil er zu innig an seinem „Bruder“ hängt. Eine verschmitzte Alte hetzt den Prinzen gegen seinen jungen Freund auf, und er verlangt nun, daß ihm in einer Schale die Augen des vermeintlichen Bösewichts gebracht würden. Der Vezir läßt ein Zicklein töten und dessen Augen dem Ergrimmten als die des Ziegenhirten bringen. Der Prinz triumphiert. (Vgl. meine Hindu Tales S. 62.) Bald aber ist er froh, daß man ihm seinen Freund noch lebendig zuführen kann. Als er nämlich einmal auf der Jagd ist, fährt auf dem Fluß ein Boot vorbei, und darin

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sitzt eine wunderschöne Frau. Die beiden verlieben sich auf den ersten Blick. Als das Boot sich gegen das andere Ufer entfernt, legt die Bezaubernde zuerst ihre Hand auf den Kopf, dann über ihre Augen, endlich auf ihren anderen Arm. Der Prinz aber versteht ihre Zeichen nicht und kehrt betrübt heim. Der Vezir weiß auch keinen Rat, aber der junge Ziegenhirt erklärt ihm alles; sie hat ihm mitgeteilt: Ich wohne in der Stadt Choti, mein Name ist Naina Bai, und ich gehöre der Kaste der Chairīgar an. Der Prinz und sein Freund verkleiden sich als Kaufleute und ziehen nach Choti. Dort kommt auch Naina Bai herzu und gibt ihnen ein neues Zeichen, das der Prinz natürlich wieder nicht versteht, der Ziegenhirt aber dahin deutet, daß die Schöne als Ort des Stelldicheins das einsame Grabmal eines Heiligen draußen vor der Stadt angegeben hat. Da treffen die Verliebten denn auch zusammen. Nun ist aber diese Frau zugleich die Geliebte des dortigen Königs, und auf Befragen teilt ihm ein Wahrsager mit, daß sein Liebchen jetzt mit einem fremden Mann in jenem Grabmal sei. Der König läßt den Ort von seinem Heere umzingeln und gibt den Befehl, niemand herauszulassen, ehe er nicht selber am Morgen die Tür öffne. Der treue Freund aber verkleidet sich als Frau, kauft Zuckerwerk, das er mit einem Betäubungsmittel mischt, legt das Zuckerwerk auf einen Teller, stellt eine brennende Lampe daneben — alles, wie es bei Zuckerwerkverkäufern Sitte ist — und begibt sich so zu dem Grabmal. Dort sagt diese vermeintliche Frau, sie sei die Gattin eines Kaufmannes, die ein Gelübde getan habe; wenn ihr lange verreister Mann zurückkomme, wolle sie keinen Verkehr mit ihm haben, ehe sie nicht dem Heiligen des Grabmals ihre Verehrung dargebracht und Zuckerwerk verteilt habe. Jetzt

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sei der Ersehnte heimgekehrt, und sie wolle ihr Gelübde erfüllen. Sie erhält die Erlaubnis und verteilt ihr Zuckerwerk. Davon betäubt, sinken die Soldaten sofort zur Erde[105]). Der Ziegenhirt tauscht im Grabmal Kleider mit Naina Bai, und diese entkommt. Am Morgen ist natürlich das Staunen sehr groß, als man im Grabmal zwei Jünglinge schlafen findet. Der König droht dem Wahrsager, er werde ihm den Bauch aufschlitzen lassen.

Then the soothsayer said: Dig a trench and try her by the fire ordeal. Bring Naina Bai and make her walk through the trench (filled with live charcoal), and then, if she is false, do not blame me, and if she is cleared, you are king to do what you please."

So they dug a trench and filled it with charcoal, and lit it, and the king summoned Naina Bai. All the people crowded together to see the sight of Naina Bai undergoing the ordeal by fire.

The goatherd perceived that Naina Bai, being false, would have to be protected from the effects of the fire by some trick. So he dressed his brother the prince in the dress of a faqir, he made him like a halfwitted beggar, and stationed him in the crowd, and instructed him, when Naina Bai came to the end of the trench, to rush up like a mad man, and throw his arms round her, and cry out, „King, why are you going to throw such a beauty into the fire?"

When all was ready Naina Bai came up to the fire, and a faqir came up and threw his arms round her neck, and called out to the king in the words tought him by the goatherd. Then Naina Bai turned toward the king and said: „I have never been embraced by any other man than my husband, and by this faqir whom God has sent



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

me, and by the king my lover. No other man has touched me, and if I speak falsely may the fire burn me!" Then she entered into the trench, and as she spoke true she was cleared.

The king gave Naina Bai leave to depart,and she went to her home. The king returned to his palace and sent for the soothsayer, and told him to beware against making false charges against Naina Bai, but pardoned him that time.

Der Wahrsager und sein Loos erinnert an den klugen Zwerg in der Mär von Tristan und Isolde, der die Buhlschaft der beiden aus den Sternen liest und dem sein Dienst so schlecht gelohnt wird, weil die beiden Verliebten sich listig aus der Schlinge ziehen. Eilhart 3389ff.; Roman 70ff.

Die bekannteste indische Gestalt hat unser Schwank in der Śukasaptati, Nr. 15 des Textus simplicior. Auch hier findet das Gottesurteil wirklich statt, und zwar mit raffiniertem Schwung. Der hier mit dem zweideutigen Eid verbundene Spangenraub findet sich überhaupt in allen bisher noch nicht besprochenen indischen Fassungen unserer Geschichte.

Es gibt eine Stadt namens Śālipura. Dort lebte der Kaufmann Śāliga, dessen Frau war Jayikā. Ihrer beider Sohn hieß Çuṇākara; dessen Gattin Śriyādevī buhlte mit einem anderen Kaufmanne namens Subuddhi. Wiewohl nun unter den Leuten Gerede entstand, hörte doch ihr verliebter Gatte auf nichts. Und es heißt:

> Wohlgesinnte sehen nur Vorzüge, Abgünstige nur Fehler; unparteiische Männer aber sehen Fehler und Vorzüge.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Und ferner:

> Männer, die in eine Frau verliebt sind, denken nicht an sich, auch wenn sie klug sind; andere Männer aber sind für die Frauen wie Wasser, das sich in der Hand befindet[106]).

Eines Tages sah ihr Schwiegervater, als sie mit dem Buhlen zusammenschlief: da zog ihr der Schwiegervater eine Spange von dem Fuße. Als sie das merkte, ließ sie den Buhlen gehen, holte den Gatten herbei und schlief bei ihm; aber während des Schlafes weckte sie ihren Mann auf und erzählte: Dein Vater hat eine Spange von meinem Fuße abgezogen und mitgenommen; eine solche Freveltat hat man doch noch nicht erlebt, daß der Schwiegervater von dem Fuße der Frau[107]) eine Spange wegnimmt. — Jener entgegnete: Morgen werde ich selbst sie vom Vater zurückgeben lassen. — So erbat nun Guṇākara von dem Vater die Spange, indem er ihm Vorwürfe machte. Der Vater sprach: Da ich sie mit einem fremden Manne schlafen sah, nahm ich die Spange. — Sie antwortete: Mit deinem Sohn habe ich zusammen geschlafen. Darüber will ich ein Gottesurteil anrufen. Hier im Dorfe steht im Norden ein Yaksha: zwischen dessen Beinen will ich hindurch gehen. Wer auch immer die Wahrheit sagt, der geht zwischen den Beinen (unversehrt) hindurch; das ist bekannt. Als der Schwiegervater dazu seine Einwilligung gegeben hatte, ging die Untreue, ehe es Tag ward, in das Haus des Buhlen und sprach zu ihm: „He, Geliebter, frühmorgens will ich, eines Gottesurteils halber, zwischen den Beinen des Yaksha hindurchgehen. Du mußt dorthin kommen, dich wahnsinnig stellen und mir um den Hals fallen. — Als er zugesagt hatte, ging sie in ihr Haus zurück. Am Morgen nun versammelte sie alles Volk,

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

nahm Blumen, unenthülstes Korn usw., ging nach dem Tempel des Yaksha, nahm in dem nahen Teiche ein Bad und ging, den Yaksha anzubeten, als ihr Buhle nach der vorher getroffenen Verabredung als Wahnsinniger seine beiden Arme um ihren Hals schlang. Da rief sie: „Ha, was soll das?“ und ging nochmals baden, während der Verrückte von den Leuten an der Gurgel gepackt und von dem Platze entfernt wurde. Als sie ihr Bad vollendet hatte, trat sie zu dem Yaksha, erwies ihm mit Blumen[108]), Spezereien usw. ihre Verehrung und sprach, so daß es alle hören konnten: He, ehrwürdiger Yaksha, wenn mich außer dem eigenen Gatten und diesem Verrückten noch ein anderer Mann jemals berührt hat, dann möge ich zwischen deinen Beinen hindurch keinen Weg finden. Mit diesen Worten schritt sie vor den Augen aller Welt zwischen die Beine und hindurch; und der Yakscha stand da, indem er ihre Schlauheit im Herzen lobte. Sie aber ging in ihre Behausung, indem sie von allen Leuten als Gattentreue gepriesen wurde. (R. Schmidts Übersetzung S. 29f.)

Weitaus die schönste Gestaltung auf indischem Boden bietet der berühmte Jainamönch Hemacandra dar in seinem Pariśishṭaparvan II, 446—640[109]). Hier ist eine beträchtliche Anzahl Geschichten zu einem kleinen Roman vereinigt.

In Rājagṛiha tadelsbar
Ein Goldschmied Devadatta war;
Und Devadinna ward genannt
Der Sohn, der ihm zur Seite stand.

Des Devadinna Ehgemahl
Hieß Durgilā, sie in der Zahl
Der Schlau'n die Führerin allein,
Der Schönheitsfülle Wunderschrein.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zu baden ging sie einst dahin
Zum Flusse, junger Männer Sinn
Mit Seitenblicken — Liebespfeilen —
Erregend längs den Straßenzeilen.

An jedem Gliede Goldgeschmeid,
Umstrahlt von prächtig schönem Kleid,
Dem Flussesrand sie Glanz verlieh,
Als wär des Wassers Göttin sie.

Das Leibchen zog sie aus gar sacht,
Der großen Brüste Zauberpracht,
Des Liebesgottes Burgbastei,
Enthüllte tändelnd sie dabei.

Leibchen und oberes Gewand
Gab sie in ihrer Freundin Hand,
Und mit der halben Badehülle
Die Schlanke barg der Brüste Fülle.

Mit ihrer Freundin scherzt sie schlau,
So glitt dann schwanengleich die Frau
Langsam, erweckend Liebesglut,
Vom Landsaum in den Saum der Flut[110]).

Die Wellenarme warf empor
Der Fluß vom Weitem, lang zuvor,
Den ganzen Leib er ihr umschlang:
„Ich sah dich nicht so lang, so lang!“

Wie sie blickt bangende Gazelle;
Sie wollte spielen in der Welle,
Durchschnitt mit Armen zwein die Bahn
Wie mit dem Ruderpaar ein Kahn.

9*


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sie badete dort lange so
Und spritzte Wasser eiferfroh;
Als regten Lotos sich im Tanz
Erschien der flinken Arme Glanz.

Ihr Kleid gelöst, verwirrt das Haar,
Entfärbt ihr rotes Lippenpaar —
Sie schien, aufs Wasserspiel bedacht,
Wie erst vom Lustgenuß erwacht[111]).

Ein Städter jung von schlechter Art
Sah dort auf einer Schlenderfahrt
Im Fluß sie baden schönheitshehr
Wie eine Götterfrau im Meer[112]).

Ein Kleid nur, dünn und flutdurchnäßt,
Das alle Glieder sehen läßt,
Sich um den Leib der Schönen legt,
So sieht er sie und spricht erregt:

„Dir wünscht ein glücklich Bad der Fluß,
Die Bäume wünschens, und ich muß
Dasselbe wünschen, sinke dar
Dir vor das Lotosfüßepaar."

Sie aber spricht: „Dem Flusse Heil!
Lang sei die Lust der Bäume teil!
Und wer mir wünscht ein glücklich Bad,
Für sein Begehren schaff ich Rat[113])."

Da ihm die Wunschesranke sprießt,
Ihr Wort wie Necktar sich ergießt,
So steht er, wie durch Königswort
Gebannt, an jenem selben Ort[114]).



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Wer ist sie?“ sinnt am Flussessaum
Er einsam; unter einem Baum
Sieht er da Kinder aufwärts schielen
Voll Sehnsucht, ob nicht Früchte fielen[115]).

Des Baums Gezweig bewirft sodann
Mit Schollen flink der junge Mann,
Zur Erde läßt mit Risselrasseln
Er so die Früchte niederprasseln.

Als Früchte er nach Wunsch verliehn
Dem frohen Trupp, da fragt er ihn:
„Wer ist die Badende da draus
Im Flusse, und wo liegt ihr Haus?“

Die Kinderchen erzählen da:
„Das ist die Schwiegertochter ja
Aus Goldschmied Devadattas Haus;
Die Leute wohnen dort hinaus.“

Auch Durgilā muß fort und fort
Nur denken an den Jüngling dort,
Sie läßt das Badespiel und eilt
Zu ihrer Wohnung unverweilt.

„Wann kommt der Tag, die Nacht, die Stund,
Wo ist der Ort, der uns zum Bund
Der Liebeslust vereinen mag?“
So sinnen beide Nacht und Tag.

Die Trennung quält die jungen Zwei,
Vereinigung sehnen sie herbei,
In Liebe loh'n sie immerdar
Gleichwie ein Cakravākapaar*).

*) Eine Art Ende. Die Pärchen werden angeblich nachts getrennt und wehklagen dann.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Mit Speis' und anderem gewann
Er einer Nonne Gunst sodann
Und bat sie flehend im Vertrauen,
Die Schutzgottheit der losen Frauen:

„Leibhaftige Schicksalsgöttin mir,
O füge du es schnell, daß wir
Verliebte uns vereinen nur,
Ich und des Devadatta Schnur.

Mein eigner Bote sprach ich schlau
Zuvor zur brauenschönen Frau.
Sie sagte die Vereinung zu.
So hast nun leichte Arbeit du."

Die Nonne willigte darein:
„Ich tu's!" Sie gab sich klug den Schein,
Als bettle sie, und zog hinaus
Sofort zu Devadattas Haus.

Des Goldschmieds Schnur die Alte fand
Beschäftigt eines Kessels Wand[116])
Zu reinigen vom schwarzen Ruß.
Sie sprach zu ihr nach kurzem Gruß:

„Großaugige, durch meinen Mund
Tut dir sein Lustverlangen kund
Ein Jüngling wie der Liebesgott.
Versetz mich nicht in Scham und Spott!

Dir gleich an Schönheit, Geist und Jugend
Verschlagenheit und andrer Tugend,
Ist er zu deinem Dienst bereit.
O nütze deine Blütezeit[117]).

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Er hat im Fluß dich baden sehn;
Seitdem ist's um sein Hirn geschehn:
Er singt nur deiner Schönheit Preis,
Von andern Frau'n er nichts mehr weiß."

Mit harten Worten drohte da
Der Bettelnonne Durgilā[118]),
Die Kluge, daß der eignen Seele
Gesinnung tief sie ihr verhehle:

„Du Kahlkopf, trankst du Branntewein?
Unedle Reden bringst herein
Du hier, wo edler Frau'n Verbleib!
Bist, Schlechte, du ein Kuppelweib?

Ha, aus den Augen mir sofort!
Verschwinde wie ein leeres Wort![119])
Schuld zeugt es, sieht man dein Gesicht,
Was erst, wenn jemand mit dir spricht!"

Als die Gescholtne wich im Flug,
Die andre auf den Rücken schlug
Ihr wie auf eine weiße Wand
Den rußigen Abdruck ihrer Hand[120]).

Tief schämte sich die Büßerin;
Sie kannte nicht des Weibes Sinn.
Sie ging zum schlechten jungen Mann,
Sie fuhr mit rauhem Wort ihn an:

„Ha, also hast du mir gelogen:
„Sie ist in Liebe mir gewogen."
Sie steht auf stolzer Keuschheit Grund,
Sie drohte mir, wie einem Hund[121]).

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bei dieser edeln Frau mißlang,
Einfältger Tor, mein Botengang.
Es braucht doch eine Wand, dann strahlt
Das Bildwerk, das der Meister malt[122]).

Mit rußbeschmutzter flacher Hand
Schlug sie, in heißem Zorn entbrannt,
Erfüllt von ihrem Hausgeschäfte
Hier auf den Rücken die Geäffte".

So sprach die Nonne, zeigte dar
Ihm, der der Schelme Häuptling war,
Den Rücken, den des Goldschmieds Schnur
Gezeichnet mit der Rußfigur.

„Das Stelldichein ist zugedacht
Mir in der fünften finstern Nacht,
Drum schlug sie auf den Rücken ihr
Aus Ruße die Fünffingerzier[123]).

Ach, wie ist die doch schlau und fein,
Daß sie den Tag fürs Stelldichein
Mir angezeigt durch diesen Schlich!"
So dacht er; „Herz nun tröste dich!

Doch tut sie durch kein Zeichen kund
Den Ort für unsern Liebesbund.
Ach, der Vereinung süßes Glück
Drängt jetzt ein Hindernis zurück!"

Er sprach aufs Neu zur Büßerin:
„Du kennst nicht ihres Herzens Sinn.
Ich weiß, daß ich ihr Herz gewann.
Tritt sie mit neuer Werbung an,

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der Glücksrank' erster Wurzeltrieb
Ist Unverdrossenheit. Ergib
Dich nimmer des Verdrusses Qual
In meinem Werk. Geh noch einmal"[124]).

„Sie rief: Die Frau von edelm Schlag
Deinen Namen selbst nicht hören mag!
Zu Berge führt man Wasser schwer
Und schwer zu tun ist dein Begehr.

Ich weiß nicht, ob dein Werk gelingt,
Ich weiß nur, daß es Schelte bringt.
Doch will ich die Verzweiflung fliehen
Und hingehn, ohne zu verziehen."

So sprach das Weib. Von dannen schieds.
Behende liefs zur Schnur des Schmieds.
Aufs neu ihr Reden sich ergoß,
Das wie ein Nektarstrom entfloß:

„Umarme du den Jüngling schnell,
An Schönheit ist er dein Gesell.
Die Frucht der Jugend pflücke du;
Denn solches kommt der Jugend zu."

Am Hals sie Durgilā ergreift,
Als zürnte sie, und schilt und keift.
Zum Westtor im Asokawald
Stößt sie hinaus sie alsobald[125]).

Die Kahle zog des Schleiers Flor,
Aus Scham ihr Antlitz deckend, vor;
Sie lief zum jungen Mann in Hast,
Erzählte ihm von Harm erfaßt:

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Gescholten ward ich, bös gezwackt
Wie früher, dann am Hals gepackt,
Zum Westtor vom Asokawald
Hinausgestoßen alsobald.“

Da dacht der Mann, sein Witz war flink:
„Gewiß gibt sie mir diesen Wink:
„Du komm in den Asokahain
Durchs Westtor zu dem Stelldichein.“[126])

„O Heilige,“ der Schlaue lügt,
Den Schimpf, den sie mir zugefügt,
Muß tragen ich. Die Schlechte, die!
Von nun an sprich zu ihr du nie!“

Als dann die fünfte Nacht begann
Der finstern Hälfte, ging der Mann
Und schlich in den Asokahain
Zum Westtor leise sich hinein.

Er sieht den Pfad entlang sie sehn,
Von weitem sie daher ihn gehn:
Vermählung feiern schon von ferne
Reglos vereint die Augensterne[127]).

Entgegen fliegen sich die Zwei,
Die Arme strecken sie dabei
Wie Blicke aus[128]; um jedes Glied
Ein schauernd Härchensträuben zieht.

Zuvor nur *eine* Seele war,
Ein Leib wird jetzt der Leiber Paar,
Fest Arm in Arm das Pärchen ruht
Wie Ozean und Sturmesflut.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

In liebevollem Redefluß,
In immer neuem Lustgenuß,
Vom Liebesfreudensee umspült,
Zwei Wachen lang die Glut es kühlt.

Doch da stand Devadatta auf,
Nahm zum Asokahain den Lauf,
Weil ihn die Not des Leibes trieb,
Er sah dort schlafen Lieb mit Lieb.

„Ist meine Schwiegertochter schlecht!
„Pfui!“ dacht er, „was sie sich erfrecht:
Sie liegt in festen Schlafes Bann,
Erschöpft von Lust mit fremdem Mann!“

Damit er ganz gewiß es weiß,
Es sei ein Buhle, geht der Greis
Ins Haus und sieht den Sohn dort ruhn;
Er kehrt zurück und denkt sich nun:

„Vom Fuße leis die Spange raube
Ich ihr, damit mein Sohn es glaube,
Wenn ich ihm bringe den Bericht,
Daß zuchtlos sie die Ehe bricht.“

So zog gleich einem Räuberluchs
Er ihr vom Fuß die Spange flugs,
Wonach er auf demselben Pfad
Zurück in seine Wohnung trat.

Entzog den Reif er noch so sacht,
Des Goldschmieds Schnur war gleich erwacht.
Wenn man in Angst sich schlafen legt,
Flieht leicht der Schlaf, wie furchterregt.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Die Spange ward mir abgestreift
Vom Schwiegervater“, dies begreift
Die Frau, die sich sofort erhebt;
Zum Buhlen spricht sie angstdurchbebt:

„Der Schwiegervater hat uns gesehn,
Der Böse! Drum mußt rasch du gehn.
Und übe was mir hilft und frommt,
Wenn über mich das Unheil[129]) kommt.“

„Gut“, spricht er, geht nur halb gehüllt
In sein Gewand und furchterfüllt.
Die Dirne eilt als wie der Wind
Und legt zum Gatten sich geschwind.

Der klugen Frauen Führerlicht,
Erheuchelnd kecke Zuversicht[130]),
Erweckt ihn, der ihr Ehgenoß,
Indem sie heftig ihn umschloß.

Sie sprach: „Wie heiß ist's hier, Gemahl!
Mir macht die Glut zu große Qual.
Komm im Asokahain zu liegen,
Wo sich im Wind die Zweige wiegen.“

Und Devadinna, treu geweiht
Dem Weib in seiner Redlichkeit,
Erhob sich, in den Hain er ging
Mit ihr, die ihm am Halse hing.

Wo mit dem Buhlen sie im Schlaf
Zuvor der Schwiegervater traf,
Da legte sie sich und der Gatte,
Den feurig sie umschlungen hatte.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ihr Mann entschlief nun ebendort —
Die Einfalt war sein Seelenhort.
Wenn der Verstand nicht allzufein,
So stellt der Schlaf sich willig ein[131]).

Sie spricht zum Mann, beherrscht die Miene
Gleich einer Schönen von der Bühne:
„Was ist das für ein Brauch im Haus!
Man spricht's ja selbst nicht gerne aus!

Als ich so schlief und dich umwand,
Entblößt den Busen vom Gewand,
Zog mir vom Fuß den Spangenring
Dein Vater, nahm ihn mit und ging.

Dem Schwiegervater nicht gebührt,
Daß er auch sonst die Schnur berührt[132]),
Wie erst, liegt an des Gatten Brust
Sie im Gemach der Liebeslust!"

Da spricht zu ihr der Goldschmiedssohn:
„Dem Vater sag ich morgens schon,
Daß solches tadelbringend sei,
Und, Liebchen, du bist selbst dabei[133])."

Sie drängte: „Rede jetzt sofort
Mit Väterchen ein ernstes Wort!
Am Morgen kommt er mit dem Segen,
Ich sei bei fremdem Mann gelegen."

„Ich schelt ihn," rief er „wird es Tag,
Daß er, als ich im Schlafe lag,
Die Spange dir vom Fuße riß.
Ich steh zu dir, und ganz gewiß!"

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Sprich so auch, wenn der Morgen graut,
Wie jetzt du sprichst, Geliebter traut."
Ihn ließ auf das des Goldschmieds Schnur,
Die Schelmin, leisten manchen Schwur.

Am Morgen Devadinna spricht
Zum Vater, Zorn im Angesicht:
„Was zogst der Schwiegertochter du
Vom Fuß den Reif? Wie geht das zu?"

„Die schlechte Schwiegertochter macht
Zum Hahnrei dich. Ich sah heut nacht,
Wie im Asokahain sie schlief
Mit anderm Mann", der Alte rief.

„Daß ich dir überzeugend klar
Ihr unkeusch Wesen tue dar,
Hab ich vom Fuß der Spange Bogen
Der Schwiegertochter abgezogen[134])."

Der Sohn darauf: „Ich schlief ja da;
Kein andrer Mann war dann ihr nah.
Du Vater, den die Scham verließ,
Erzeugst mir Scham. Warum denn dies?

Drum gib den Reif der Tochter hier!
Verbirg ihn, Vater, nicht vor ihr!
Du nahmst ihn, da ich bei ihr lag.
Sie ist von edlem, keuschem Schlag."

Der Greis aufs neu das Wort ergreift:
„Als ich die Spange abgestreift,
Da eilte ich hieher im Saus
Und sah dich schlafen hier im Haus."

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Ich duld es nicht," die Schlaue schreit,
„Daß man mich einer Sünde zeiht.
Und überzeugen will ich ihn,
Mich dem Ordale unterziehn.

So etwas, ist's ein Wort auch bloß,
Ist Makel mir, die makellos.
Ein einzig Fleckchen Ruß allein,
Verdirbt[185]) ein Kleid, das weiß und rein.

Dem Tugendyaksha[186]) hier am Ort
Geh durch die Beine ich sofort;
Denn da hindurch kann niemand schreiten,
Den Unreinheit und Schuld begleiten."

So rief der Keckheit Wundertruh,
Und dem Gelöbnis stimmten zu
Der Vater, zweifelsvoll dabei,
Der Sohn von allem Zweifel frei.

Gebadet sie, rein ihr Gewand,
Als Opfer Blumen in der Hand
Und Weihrauch, mit Verwandtenheeren,
Ging sie, den Yaksha zu verehren.

Als dem sie so Verehrung bringt,
Ihr an den Hals der Buhle springt,
Der tollend den Verrückten spielt,
Wie früher Wink von ihr befiehlt[187]).

Man ruft: „Verrückter", packt ihn roh
Am Kragen, schleudert weg ihn so,
Sie badet wieder, sie verehrt
Aufs neu den Yaksha und erklärt:

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Von mir ward nie ein Mann berührt
Als der, der einst mich heimgeführt;
Vor deinen Augen[138]) hing dann hier
Am Halse der Besessne mir.

Wenn nur der Tolle und mein Mann
Am Leib mir hing und sonst kein Mann,
So laß die Unschuld du erscheinen
Der Reinen, du der Freund der Reinen[139])."

Und während noch der Yaksha sinnt,
In Sorgen, was er nun beginnt,
Ist zwischen seinen Beinen schlau
Schon durchgehuscht die junge Frau.

Laut lärmt das Volk: „Rein ist sie, rein!"
Da legt des Königs Richterreih'n
Den Blumenkranz ihr um den Hals
Inmitten dieses Jubelschalls.

Das Spiel der Instrumente klingt,
Der Freunde Kreis sie froh umringt,
Und Devadinna nennt sie sein —
So zieht ins Goldschmiedhaus sie ein.

Weil sie den Makel von sich nahm,
Der ihr vom Spangenringe kam,
So ward von nun an sie im Land
Die „Spangenmeisterin" genannt.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Seit ihm ihr Witz den Schimpf getan,
Ging Devadatt in Sorgenwahn,
Den Schlaf er wie ein Ilf verlor,
Den man gefesselt an dem Tor.

Der König macht, als er erfuhr,
Daß yogigleich er wache nur,
Zu seinem Haremswächter ihn;
Begehrter Sold ward ihm verliehn.

Da immer wieder in der Nacht[140]),
Zu sehen, ob er schläft, ob wacht,
Geht eine von den Königsfrauen
Auf diesen Haremswächter schauen.

Er sinnt: „Ich kenne keinen Grund,
Daß jene Frau zu dieser Stund
So immer wieder sich erhebt
Und mich nur zu belauern strebt.

Was täte sie wohl, schliefe ich?"
Dies zu erfahren stellt er sich,
Als schlummre er; sie aber tritt
Aufs neu heraus mit zagem Schritt.

Da sie in tiefem Schlaf ihn sieht,
Die Freude in das Herz ihr zieht,
Und sie beginnt zum Fenster leise
Dahinzugehn in Diebesweise.

Des Königs Lieblingselefant
Gefesselt unterm Fenster stand.
Des Götterilfen Bruder schier
War dieses immerbrünstge Tier.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

In seinen Wärter treu verliebt,
Das Holzbrett sie beiseite schiebt,
Das übers Fenster geht, und leis
Steigt sie hinaus zum Fensterkreis.

Der Ilf, durch Übung sehr gewandt,
Nimmt sie mit seiner Rüsselhand
Und stellt zur Erd' die Liebesbraut.
Der Treiber zürnt, da er sie schaut.

„Was kommst so spät?“ Mit grausem Blick
Nimmt er des Elefanten Strick
Und peitscht damit die Königin
Wie eine niedre Dienerin.

Sie fleht: „O schlag mich nicht! Gebeut!
Der Fürst entließ den Wächter heut.
Da kommt nun so ein Neuer drauf,
Der immer wacht. Der hielt mich auf.

Doch endlich schlief er: Ha, ein Spalt[141])!
Ich schlüpfte her zu dir alsbald.
Da du's nun weißt nach dem Bericht,
So zürne, Schöner, du mir nicht!“

Als so den Wärter sie belehrt,
Von seinem Zorne er sich kehrt.
Er pflegt mit ihr den Liebesscherz
Ganz furchtlos, wie's begehrt sein Herz.

Dann kehrt im letzten Teil der Nacht
Sie, die da birgt der Kühnheit Macht,
Vom Ilfenrüssel frei erhoben,
Aufs neue in ihr Zimmer oben.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der Goldschmied dachte: „Weh o weh!
Kann einer wohl verstehen je
Der Weiber Tun und Gaukelei?
Es ist wie foppend Roßgeschrei[142]).

Ach, wenn sogar des Königs Fraun,
Die nie das Licht der Sonne schaun,
Die Treu und Tugend so zerbrechen,
Was will man erst von andern sprechen!

Wie lang bewahrt die Frau vom Haus
Des Bürgersmanns der Tugend Strauß?
Sie streift ja in der Stadt umher,
Nach Wasser gehend und anderm mehr."

Da ließ er Zorn und Trauer fahren
Ob seiner Schnur Unzuchtsgebahren,
Entschlief so fest als wie ein Mann,
Der schwerer Schuldenlast entrann.

Und selber bei des Morgens Licht
Erwacht der alte Goldschmied nicht.
Die Dienerschaft zum Fürsten geht
Und meldet ihm, wies um ihn steht.

Da klingt es von des Königs Mund:
„Das hat gewiß besondern Grund.
Er werde zu mir hergebracht,
Sobald er dann vom Schlaf erwacht."

Mit dieser Weisung ging der Troß.
Der Goldschmied schlief. Und er genoß
Des lang entbehrten Schlafes Glück
Jetzt sieben Tag in einem Stück.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Und als der siebte Tag zu Ende,
Erwachte er; er ward behende
Vom Troß dem König angesagt,
Vom Könige dann so gefragt:

„Gleichwie dem Häßlichen[143]) ein Lieb
Der Schlaf dir immer ferne blieb.
Was schliefst du sieben Tage lang?
Sprich! Was der Grund? Und sei nicht bang!"

Dem König meldet sein Getreuer
Der Fürstin nächtlich Abenteuer
Mit jenem Mahaut und dem Tier,
Wie er's gesehn im Schloßrevier.

Der Fürst entläßt ihn huldbeschenkt.
Zu seinem Haus den Schritt er lenkt;
Die Zeit bringt froh er, schmerzfrei zu.
Dem Menschen gibt der Mensch die Ruh[144]).

Daß er das schlechte Königsweib
Erkunde, einen Ilfenleib
Aus Matten[145]) ließ der König baun,
Und so befahl er seinen Fraun:

„Weil ich es so im Traume sah,
So muß den Mattenilfen da
Vor mir die ganze Damenschar
Besteigen, aller Kleider bar."

Und vor des Königs Augen nun
So alle Königsfrauen tun.
Doch jene eine spricht befangen:
„Der Elefant erweckt mir Bangen."

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

In Unmut mit dem Lotos schlägt
Der Fürst sie, den zum Spiel er trägt;
Zu Boden fällt das Weib darauf
Und führt der Ohnmacht Schauspiel auf.

Der Fürst erkennt in seinem Sinn:
„Das ist die Übeltäterin,
Die Schlechte, die mein Haus befleckt
Und deren Schuld der Greis entdeckt.“

Er untersucht den Rücken ihr
Und sieht die Fesselhiebe hier.
Mit seinen Nägeln knipst er laut[146])
Und spricht, indem er lächelnd schaut:

„Mit tollem Ilfen spielst du keck,
Der Mattenilf erregt dir Schreck;
Die Fesselschläge sind dir lieb,
Und Ohnmacht bringt ein Lotoshieb!“

Der Fürst, dem starker Grimm entloht,
Ging zum Vaibhāraberg, gebot,
Des Ilfen Wärter herzuholen,
Dem aufzusitzen man befohlen.

Mit ihm hieß jenes Königsweib
Er steigen auf des Ilfen Leib;
Er war ein Fürst von strengem Recht,
Befahl dem bösen Ilfenknecht:

„Den Ilfen reite du hinauf
Auf dieses Berges steilen Knauf
Und stürze ihn hinab; euch zwein
Soll Sühne dieser Sturz verleihn.“

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der Mahaut sitzt auf seinem Sitze
Und lenkt das Tier zur Bergesspitze;
Er hält es dort auf Beinen drei:
Das vierte Bein erhebt es frei.

„Die Ilfenperle!“ klagt und preist
Das Volk. „Das Tier tut wie man's heißt.
O Fürstenperle, nicht gebührt
Es sich, daß man zum Tod ihn führt.“

Doch taub erscheint des Königs Ohr,
Er ruft: „Hinab!“ gleichwie zuvor.
Der Mahaut läßt, als dies geschehn,
Den Ilfen auf zwei Beinen stehn.

Die Leute schrein in neuen Nöten:
„O weh, man darf das Tier nicht töten!“
Der König schweigt. Da stellt allein
Der Knecht es auf ein einzig Bein.

Der Ilfenperle Tod zu schaun
Vermag das Volk nicht, und in Graun
Und Staunen hebt die Arme auf
Und fleht zum Erdenherrn der Hauf:

„Solch Fürstenreittier unerreicht,
Dem an Dressur kein Ilfe gleicht,
O König, wird nur schwer gefunden,
Wie Muscheln, die nach rechts gewunden[147]).

Du bist der Herr, dem keiner wehrt,
Du tust, was auch dein Herz begehrt —
Entspringt dir Schmach aus Unverstand,
Geht ungezügelt sie durchs Land.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der Herr muß in Erwägung ziehn,
Was auszuführen, was zu fliehn.
Erwäge selbst, Herr, und erhalte
Die Ilfenperle! Huld uns walte!"

Der König sprach: „Es sei gewährt!
Ihr alle auf mein Wort erklärt
Dem Ilfenknecht, er schaffe jetzt,
Daß sich der Ilfe nicht verletzt."

Es rief das Volk: „Hast du die Macht,
Das du so hoch hinaufgebracht,
Zurückzuwenden nun das Tier,
Du aller Ilfenwärter Zier?"

Er sprach: „Der Ilf wird unberührt
Von Leid durch mich hinabgeführt,
Wenn dies der Erdenhirt verleiht:
Uns beiden volle Sicherheit."

Der König, da das Volk ihn bat,
Verlieh die Sicherheit. Vom Grat
Des Felsens brachte sachte, leise
Das Tier herab der Ilfenweise.

Vom Ilfenrücken stieg das Paar:
Der Kornak und die Fürstin klar.
Der König sprach: „Verlaßt mein Reich!"
Die zwei entwichen allsogleich.

Auf ihrer Flucht erreichten dann
Ein Dorf sie, als der Tag zerrann;
In einem leeren Tempel schlief
Das Pärchen, das vereint entlief.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Doch als die Mitternacht genaht,
Ein Dieb in diesen Tempel trat,
Der aus dem Dorf geflohen war
Vor jenes Dorfes Wächterschar.

Der Tempel wurde eng umschlossen
Nun von des Dorfes Wachtgenossen,
Wozu sie die Entscheidung trieb:
„Am Morgen greifen wir den Dieb."

Mit jeder Hand, nach Blindenbrauch,
Den Ort erforschend, kam dann auch
Der Dieb zur Stelle, leis und zag,
Wo jenes Paar im Schlafe lag.

Der Mann erwachte nicht vom Schlaf,
Obgleich die Hand des Diebs ihn traf.
Hat jemand Mühsal überdauert,
Ist er in Schlaf wie eingemauert[148]).

Vom Schlaf empor die Fürstin fuhr,
Obwohl berührt ganz sachte nur.
„Wer bist du?" sprach sie, schon entbrannt
Von der Berührung mit der Hand.

So leise angesprochen, sagt
Er leis: „Ich bin ein Dieb, es jagt
Die Wache hinter mir darein;
Mich zu erretten trat ich ein."

Da raunt die Schlechte von Beruf
Im Drang, den ihr die Liebe schuf:
„Ich schätze dich, kein Zweifel dran,
Begehrst du mein, geliebter Mann[149])."

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Es spricht der Dieb: „Ich habe Golds
Gar viel erlangt und Sandelholz,
Wenn du das Leben mir errettest,
Als Gattin dich mit mir verkettest.

Du Frauenantlitz schön und zart,
Ich frage nun: Was ist die Art,
Wie du mich retten willst? O sprich,
Du kluges Weib, und tröste mich!“

Sie raunt: „Geliebter Schönheitsstrahl,
Ich sage, du seist mein Gemahl,
Sowie der Dorftrupp naht herbei.“
Der Dieb erwidert: „Ja, es sei!“

Des Dorfes Helden Schwerter tragen —
Sie dringen morgens ein und fragen
Die Drei: „Wer ist der Dieb?“ Ein Graun
Erweckt das Runzeln ihrer Braun.

Die Schelmin, der leibhaftige Trug,
Sagt zu des Dorfes Männerzug
Und zeigt auf den, der gern stibitzt:
„Dies ist der Mann, der mich besitzt.“

Aufs neu dann spricht sie demutsfromm:
„Wir blieben, als der Tag verglomm,
O Brüder, in dem Tempel hier.
Zu anderm Dorfe wandern wir.“

Das Dörflervolk zusammentrat
Und sprach nach wohlgepflegtem Rat:
„Wer kann im Haus des Diebs sich denken
Ein Fraunjuwel, wies Götter schenken!

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Brahmanin, Kauffrau, Fürstin — das
Mag diese sein, auch sonst etwas.
Ihr Leib schon spricht sie sündenrein[150]).
Ein Dieb wird nicht ihr Gatte sein.

Im Prachtschmuck, glanzgewandumwallt,
Wie Lakshmī herrlich von Gestalt —
Wem die als Gattin wird gegeben,
Wie sollte der von Diebstahl leben!

Und folglich ist das hier der Dieb."
Dem Elefantenwärter schrieb
Man so Verbrechen zu und Schuld
Und pfählte ihn voll Ungeduld.

Und wen er sah des Weges gehn,
Dem tönte des Gepfählten Flehn:
„Gib Wasser, meine Not ist groß!
Zu trinken, o zu trinken bloß!"

Aus Furcht doch vor des Königs Bann
Gab keiner einen Trunk dem Mann.
Nur wenns für einen selber gut,
Geschiehts, daß man das Gute tut[151]).

Ein Jainalaie Jinadās,
Der zog daher dieselbe Straß';
Ihn sah er, bat um Wasser ihn.
Die Antwort wurde ihm verliehn:

„Ich stille deinen Durst sofort,
Befolgst du mir ein einzig Wort:
Bis ich dir Wasser bringe, schreist
Du laut: „Die Arhats sein gepreist!"

Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der Kornak in des Durstes Pein
Begann die Worte laut zu schrein;
Nach Wasser ging der Mann von dannen,
Ermächtigt von des Königs Mannen.

Der Mahaut sieht die kühle Flut
Schon nahn und schöpft schon frischen Mut,
Er ruft: „Die Arhats sein gepreist!"
Da weicht von ihm der Lebensgeist.

Wohl übte nie er Tugend ja,
Doch jetzt akāmanirjarā,
Dies und des namaskāra Kraft
Ihm die Geburt als Gott verschafft[152]).

Die Männertolle aber nahm
Den Dieb, zog fürder so und kam
Zu einem Fluß; der Übergang
War schwer bei all der Wasser Drang.

Zur Männertollen sprach der Dieb:
„Ich kann zu gleicher Zeit, mein Lieb,
Mit deinen Kleidern, Schmuck und Ringen
Dich nimmermehr hinüberbringen.

Gib, Schöngesichtige, du mir
Gewand und Schmuck, all deine Zier,
Die schaffe ich zuerst ans Ziel,
Dann dich hinüber wie im Spiel.

Und bis ich wiederkehr im Husch
Verbirg dich in dem Röhrichtbusch.
Auch sei alleine du nicht bang;
Denn bis ich komme, währts nicht lang.

Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Auf meinem Rücken Liebchen ruht,
Ich kreuze wie ein Kahn die Flut,
Ich bringe dich zum Uferport.
Sei bang nicht, tu nach meinem Wort!"

Die Männertolle also tat,
Indem ins Rohrgebüsch sie trat.
Der Schmuck und Kleider mitgenommen,
Er dacht', am Ufer angekommen:

„Die ihren Gatten umgebracht,
Weil Liebe ihr zu mir erwacht,
Von kurzer Glut wie Abendrot,
Sie brächt auch mir wohl Not und Tod."

Gewand und Schmuck er zu sich rafft,
Entflieht dann antilopenhaft,
Indem den Kopf zurück er dreht
Und immer nach dem Weibe späht.

Die Arme wirft sie hoch empor[153]),
Nackt wie bei der Geburt, im Rohr
Und ruft, als sie ihn gehen sieht:
„Was läßt mein Liebster mich und flieht?"

Er sprach zu ihr, die kleiderbar
Allein im Röhrichtswalde war:
„Als Rākshasī erscheinst du mir[154]).
Ich fürchte dich. Genug von dir!"

Sie rief — er ward dem Blick entzogen,
Dem Vogel gleich, der aufgeflogen.
Die Dirne saß am selben Ort,
Die an dem Mann geübt den Mord.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der Geist nun jenes Ilfenknechts,
Der einer ward des Gottgeschlechts,
Sah, nutzend den Erkenntnisblick[155]),
Die Ärmste und ihr Wehgeschick.

Und weil sein frühres Weib nunmehr
Er zu erwecken trug Begehr,
So wandelt er sich zum Schakal,
Im Mund ein Stückchen Fleisch als Mahl.

Da[156]) lag am Flussesuferhang
Ein Fisch, der aus dem Wasser sprang.
Schnell ließ das Stückchen Fleisch er fahren
Und lief dahin, den Fisch zu wahren.

Aufs neu der Fisch ins Wasser schwimmt,
Das Stückchen Fleisches aber nimmt
Ein Vogel weg, hervorgebracht
Durch jenes Gottes Gaukelmacht.

Da sprach die Nackte, die am Rand
Des Stroms im Röhricht sich befand,
Das Wunder schauend, zum Schakal
Trotz ihrer eignen Not und Qual:

„Du läßt das Stückchen Fleisch im Stich,
Nach Fisch, o Tor, verlangt es dich.
Und jetzt um Fleisch und Fisch gekommen,
Was schaust, Schakal, umher beklommen?“

„Du läßt den Ehgemahl im Stich,
Nach dem Galan verlangt es dich,
Um Mann und Buhlen jetzt gekommen,
Was, Nackte, schaust umher beklommen?“

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Auf dieses Wort des Tieres schweigt
Sie tief erschreckt, die Gottheit zeigt
Ihr nun die eigene Gestalt
Und spricht, erstrahlend von Gewalt:

„Obwohl du Böses nur getan,
Du Böse, flüchte dich zum Kahn
In diesem Sündenschmutzesmeere:
Des Jina Heils- und Tugendlehre!

Ich bin der Kornak, den du ließt,
Und in den Tod, du Närrchen, stießt.
Doch durch der Jinalehre Macht
Ward ich ein Gott. Sieh meine Pracht!"

Und sie beschließt: „Um Rettung kehre
Auch ich mich zu der Jinalehre."
So bringt sie, der ein Gott geworden,
Zu Nonnen[157]), läßt sie weihn im Orden.

Diese prächtige Mär scheint der Einheit zu entbehren, sie dreht sich um zwei Heldinnen, der erste Teil um die eine, die dann ganz verschwindet, der zweite um eine andere. Aber die zwei sind nur Komplementärstücke; ein einheitlicher Gedanke geht durch das Ganze: die Ehebrecherin und ihr Schicksal. Durgilā triumphiert in ihrer Sünde und ihrem Trug, die Königin büßt schwer für ihren Frevel — im Kleinen ein Bild des ganzen Weltlaufs. Aber dieses Bild hat zwei Gesichter, das eine schaut in diese Welt, in das eine, sich gerade abspinnende Leben herein, das andere in jene Welt, in das folgende Leben. Über die Königin kommt die Strafe und die Sühnung, aber damit zugleich die Erkenntnis und das ewige Heil: sie wird zur

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

frommen Nonne und scheidet wohl mit dem Tode aus dem schmerz- und unruhvollen Sansara aus und geht ein in den Frieden, ins Nirwana. Durgilā aber, deren Los sich scheinbar so glücklich gewendet hat, muß durch Leidenschaft und Leid, die unzertrennlich verbunden sind, dahintanzen und dahinklagen, bis auch sie, und sei's erst nach Tausenden von Geburten, erweckt und erlöst wird. Solche Gedanken mochte ein frommer Jaina haben.

Ist aber auch ein tiefsinniges Ganze zustande gekommen, so lassen sich die einzelnen Bestandteile doch leicht zerlegen.

Die Verständigung durch Zeichen, die wir in dem Märchen aus Belutschistan schon angetroffen haben, ist im Orient zwischen Verliebten häufig genug und in dortigen Verhältnissen begründet: die Frauen sind oft abgesperrt und können nicht schreiben. Sodann ergötzt sich der Morgenländer gerne an Rätseln und rätselratendem Scharfsinn. Die ganze Novelle von der Zeichenbotschaft und ihrer klugen Auslegung sowie der scheinbar üblen Behandlung der Botin findet sich wiederholte Male in Indien, und die schönste Form dieser Vetālaerzählung bietet Somadeva, Kathāsaritsāgara, Taranga 75, Śl. 59 ff. (Tawneys Übers. II, 234 ff.). Eine ansprechende Übertragung in Versen hat Friedr. von der Leyen in seinen „Indischen Märchen" gegeben (S. 12 ff.). Vgl. Oesterleys Baital Pachisi 26 ff.; Śivadāsa (ed. Uhle) 7 ff. usw. Tawney, v. d. Leyen und Oesterley liefern schon reichliche Parallelen und Verweisungen; weitere dann bei Hertel, Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde Bd. 18, S. 69; Hertel, Hemacandras Pariśishṭaparvan S. 235.

Die Geschichte von der geraubten Fußspange ist uns schon in der Śukasaptatifassung des Gottesurteils

Digitized by Google | Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

entgegengetreten. Davon losgelöst findet sie sich im Textus ornatior des sanskritischen Papageienbuchs (Nr. 24). Die Erzählung ist hier recht ungeschickt. Die Buhlerin will mit dem Galan der Liebe pflegen. Sie trägt an jedem Fuß zwei Spangen. Da die nun zusammenschlagen und verdächtigen Lärm machen, entfernt sie je eine, und alles ist gut. (Vgl. meine Hindu Tales 121; 168; Suttanipāta Kaggavisānasutta 14).

Doch der Schwiegervater hat die beiden beobachtet und nimmt ihr eine Fußspange weg. Sie geht zu ihrem Gatten, liebkost mit ihm und beklagt sich dann über den Schwiegervater. Der Sohn schilt seinen Erzeuger aus.

Etwas besser erzählt diese Fassung dann Nachshabīs Tuti-Nameh in Kādirīs gleichnamiger Verkürzung. In Ikens Übersetzung des Nachshabī (richtiger Kādirī) wird auf Seite 52—53 berichtet: Die Frau eines Krämers bestellt einen Jüngling auf die Mitternacht zum Stelldichein unter einem Baum auf dem Hofplatz. Ihr Schwiegervater kommt „eines Geschäftes wegen" und nimmt ihr unvermerkt die Ringe von den Füßen. Die Frau schickt den Jüngling weg, weckt ihren Gatten und sagt: „Im Hause ist es sehr heiß, komm, laß uns unter dem Baum schlafen." Kurz, die Frau lagerte sich mit ihrem Mann auf demselben Fleck, wo sie und der junge Mann gewesen waren. Dann beklagt sie sich, daß der Schwiegervater ihr, während sie neben ihrem Mann geschlafen, die Ringe genommen habe, und der Alte muß am Morgen schweigend und beschämt die Vorwürfe seines Sohnes hinnehmen[158]).

Mit dieser persischen Gestaltung stimmt eine andere persische im Sindibad Nameh, die in Cloustons Book of Sindibald S. 65 ff. zu finden ist.

In days of yore there lived a just and pious hus-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

bandman, who sowed the seeds of goodness and reaped a hundred-fold. His house was all the year full of corn; his fields abounded with flocks; and on the poor he bestowed a portion of his wealth. He had a Babylonish wife; a magician-deceiver — all coquetry and leering. One day, when he was abroad inspecting the harvest of his fields, this perī-faced one went on the terrace of the mansion, and there like a fowler, she spread her snare. A graceful youth was pacing the plain, and coming near the enclosure of the harem, he beheld the face of that hurī — that mail-haired beauty of the lasso-tresses — and field and waste were filled with light. Now his sighs arose from his heart; now his feet sank in the clay. From above the perī-faced one shook her head, and stroked her face and bosom.

In the street of this youth dwelt an aged woman; — in foxery she was the old wolf of the city; in trickery, the crafty dissembler of the age. To her the young man went, and told her what signs the young lady had made to him upon the roof of her house. The old woman answered: „Thy beloved — thy passionate companion, thy desired one — indicated thereby: „Choose out a damsel; seek out a pomegrate-breasted one; if she be fair, speak with her.“ So the youth sought out such a girl, and sent her secretly, with a token. When she had delivered her message, the lady pretended to be very wroth; spoke harshly to her; made black her face; and turned her out by the waterway. On reaching her own house, the young man went to meet her; and when he saw her plight and heard her story, he ran along the road to the door of the old woman. If he had a grief, he told it all; for one must not hide pain from the physician. The past-mistress thus answered

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

him: „Knowest thou what thy beloved hath said? — When Night draws her pitchy curtain over her head, and the Ethiop king leads his host against Rūm, come thou into the garden by the way of the water, for this indeed is the proper way.“

By reason of this the youth went off glad and bright. And when it was night he went into the garden. The jasmine-faced one came from the house into the garden, which was (as it were) filled with lamps by (the brightness of her cheek[159]). In one place were the box-tree and the cypress; the hawk and the pheasant made peace together. Who should think that this night was the night of treachery? . . . When it was midnight sleep bore them off. An aged man, who was father to her husband, chanced to come out of the house. He was confounded at what he saw in the garden, and took away her anklets. Awaking soon afterwards she perceived what had befallen her, and, having dismissed her companion, went into the house and lay down. And when an hour yet remained of the night, her husband awoke, and she said to him: „O kind comrade, would not the garden be more pleasant than the house? On such a day the garden is a spring-tide. When the rose smiles, the house becomes a prison. In the morning, when the nightingale laments from the bough, put forth thy head like a rose, from the corner of the pavilion. Why liest thou when thou hast slept so long? Now are the walks of garden and orchard pleasant; for the garden is become the place of the nightingale, not of the crow.“ Then she took her husband by the hand, and with him entered like a nightingale flushed into the rose-bower. In that same place where the anklets had been taken off her feet, she threw down a mat and lay thus with her husband till the

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

morning. Then said the woman to him: „Ask thy father what he wishes of me. He is neither my uncle nor my aunt; — why does he take off my two anklets?“ The young man was angry with his father, saying to her: „Why should he give thee a headache?“

When that experienced man came into the garden from the mansion, he told the whole affair to the youth — told him with displeasure the affair with the anklets. He flared up and was very wroth with his father, and said to him: „Thou hast beheld all this only in a dream; for this woman was not separated from me this night. Go, master, be shamed before God. It was I who was with her in that place where she lay.“ When the father heard this tale from his son, he bowed his head and was shamed. Then made he apologies to the woman; he increased her dower, and gave her the half of that garden. Vgl. Chauvin VIII, S. 74[160]).

Am allernächsten aber steht dem Texte Hemacandras die hübsche türkische Fassung bei Cardonne, Melanges de Litterature Orientale (A la Haye MDCCLXXXVIII, S. 23 ff.[161]).

Un riche negociant d'Agra, deja vieux, et qui n'avoit plus de femme, résolut de marier un fils unique qu'il amoit tendrement; aussitôt que cet enfant eût atteint l'âge de puberté, il lui donne une femme pourvue en même tems de toutes les graces et toutes les défauts de son siecle. Un Indien, passant sous le balcon de cette belle, en devint bientôt amoreux; il le lui témoigna par des gestes; elle n'y fut pas insensible: les deux amans ne pouvoient pas se communiquer facilement leurs sentimens réciproques; mais leur adresse surmonta les difficultés.

Le jeune homme employa d' abord des moyens les


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

plus connus. Une vieille pour quelque argent se chargea d' une lettre; cette avance fut en apparence mal reçue; la messagere, après avoir été bien rebutée, eut ordre de fuir par un aqueduc qui communiquoit du dehors dans le jardin. Elle rendit compte de son message; la circonstance de l' aqueduc n' echappa pas à l' amant clair-voyant, bien sûr que ce n' étoit pas sans mystere que la vieille été chassée par l'aqueduc: il resolut de s'introduire par ce même chemin dans la maison de sa belle.

L'Indienne qui avoit soupçonné q'un amant si empressé devoit entendre à demi-mot, l'attendoit dans le jardin à l'heure à laquelle il avoit put se rendre. Cette nuit delicieuse ne fut pas la seule que ces amans surent se procurer. Plus les difficultés sont grandes, plus les Orientaux savent s'armer contre elles; mais pour être plus industrieux que les autres amans, ils n'en sont pas plus prudens: on fit si souvent usage de cet aqueduc, que le pere du mari, qui vivoit dans la même maison, s'apperçut de l'infidélité de sa bru. Il épia les deux amans, et les surprit au moment ou ils se livroient inconsidérablement aux douceurs du sommeil.

Le vieillard, jaloux pour le compte de son fils comme il l'auroit été pour le sien propre, chercha les moyens de convaincre l'infidelle; il detacha de son bras un bracelet qu'elle tenait de son époux: la Belle à son reveil, s'apperçu du larcin; elle soupçonna son beau-pere d'en être l'auteur, plutôt que son mari, qu'elle sçavoit plongé dans un sommeil profond.

Pour sauver son honneur et prévenir les maux dont elle étoit menacée elle congedia bien vite l'amant qui l'y avoit exposé. De retour dans le lit conjugal, elle trouva son époux endormi; quelques feintes caresses le réveillerent

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

bientôt, et la traitresse attira la dupe dans ce même jardin, témoin de son infidelité; ils y passerent le reste de la nuit, q'elle s'efforça de lui rendre delicieuse.

Avant de rentrer dans la maison, la perfide feignit de s'apercevoir de la perte de son bracelet, qu'elle prétendoit lui avoir ravi pendant quelques momens d'un sommeil supposé.

Aussi-tôt que le matin fut venu, le beau-pere s'empressa d'avertir son fils des déportemens de sa femme, et lui donna pour preuve le bracelet que tous deux connoissoient. Le jeune homme abusé ne fit que rire à la vue de ce temoin muet: „C'est moi-même, dit-il à son pere, qui reposois avec ma femme dans le berceau où vous nous avez trouvés. Elle n'est pas infidelle; rapportez-vous-en à moi sur ce qui doit m'interesser plus que vous.“

Le pere, piqué de l'aveuglement de son fils, résolut de le dissiper à quelque prix que ce fût. On admiroit à Agra un bassin mysterieux, construit par des Sages qui y avoient fait venir l'eau sous la conjonction de certaines planetes. La vertu de cette eau consistoit à eprouver tous les mensonges. Une femme soupçonnée juroit qu'elle avoit été fidelle et étoit précipitée dans ce bassin, appellé le bassin d'épreuve: si elle accusoit faux, elle tombait à l'instant au fond; si elle disoit vrai, elle surnageoit sur l'eau[162]).

Le beau-pere irrité cita sa bru à cette épreuve, selon le droit de tous les chefs de familie. Cette femme, convaincue dans son coeur, chercha les moyens de se laver aux yeux du monde. Elle fit dire à celui, dont elle avoit été la conquête, de contrefaire l'insensé et de se précipiter dans ses bras, au moment où elle seroit prête a subir l'epreuve fatale: cet amant qui desiroit autant qu'elle de sauver l'honneur et la vie de sa maîtresse, ne fit aucune

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

difficulté de s'exposer aux yeux du public; il vint à bout de joindre et embrasser son amante, et en fut quitte pour quelques coups de bâton, étant reputé fol aux yeux de ceux qui ne le connoissoient pas.

La femme accusée s'avance sur les bords du bassin, et elevant sa voix d'un ton ferme et modeste: „J'atteste le Dieu qui m'écoute, le Prophete, auteur de notre loi, le mari qu'on m'accuse d'avoir offensé, son pere mon delateur et mon juge, j'atteste la vertu, la verité, l'honneur, la vie même, à laquelle je ne renonce pas, et le peuple qui m'entend, que je n'ai touché aucun homme que l'époux que le ciel m'a donné, et que ce malheureux qui vient de m'insulter aux yeux de tous. Que cette eau me punisse, si j'ai fait un faux serment": Elle dit, et se précipite dans le bassin fatal. Les eaux la soutiennent aux yeux du peuple qui l'avoit entendu, et l'adresse de son serment lui tient lieu de la vertu qu' elle avoit offensé: tous les assistans se déclarerent pour elle, et elle rentra triomphante dans les bras de son époux qui l'avoit toujours cru fidelle.

Le beau-pere obstiné, ne perdit point l'opinion que ses propres yeux lui avoient donnée; quoique le bassin eût assuré la vertu de sa bru, il n'en voyait pas moins cette Belle sous le berceau, et dans les bras d'un amant, qui n'étoit pas son fils: il continua la garde la plus sévere dans le jardin. Mais le jeune amant moins fol qu'il ne l'avoit paru aux yeux du peuple, et la Belle devenue sage pour le danger qu'elle avoit courue, cesserent leut rendez-vous.

L'activité du vieillard n'en fut point ralentie. Le Roi des Indes apprit tous les soins que prenoit cet argus, et le cru plu propre qu'un autre à éclairer la conduite de ses femmes: bien persuadé que l'âge avoit fait sur lui ce que l'operation fait sur ceux à qui l'on confie dans l'Orient

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

la garde des femmes, il crut pouvoir sans danger choisir cet homme pour Kislaraga[163]). Le vieillard, honoré de cet emploi, en remplissoit les fonctions avec une sévérité merveilleuse; tout trembloit devant lui, et ses yeux sembloient pénétrer des dehors du serrail jusques dans le secret des appartemens des Sultanes.

Une nuit que l'impitoyable Kislaraga faisait sa ronde ordinaire, il apperçoit l'elephant du Prince monté par son conducteur; cette bête privilegiée s'avance sous le balcon de la Favorite; le balcon s'ouvre, l'elephant saisit la Sultane avec sa trompe, et la porte sur son dos à son conducteur: apres quelque tems, elle retourna sur le balcon par la même voiture qui l'en avait fait sortir. Le vieillard ne put s'empêcher de rire de la bonté de cet animal, de la confiance de la Belle et du bonheur du conducteur: cette aventure lui ayant appris que le Sultan n'étoit pas plus heureux que son fils, il se consola, et resolut de garder le secret de la Sultane mieux qu'il n'avait fait celui de sa bru[164]).

Der verzehrende Schmerz über die Unkeuschheit einer schönen Sünderin und die Heilung von diesem Kummer dadurch, daß der Grambeladene eine andere Frau buhlen sieht, und zwar meist eine hochstehende mit einem recht niedrigen Manne, wie wir dies bei Hemacandra und bei Cardonne sehen, verbindet diese Erzählung mit dem Jātaka von der Kinnarā (Jāt. V, 437 ff.), der Einleitung von tausend und einer Nacht und der Novella von Giocondo und Astolfo im Orlando Furioso. Darüber sehe man meinen Aufsatz Twice-Told Tales in den Decennial Publications der Universität Chicago (1903), Bd. 6 und vgl. Liebrecht, *Zur* Volkskunde 141 ff.; 187, sowie Chauvin V, 188 ff.; VI, 196 ff.

Der erste Teil der Novella des Ariosto hat seine älteste

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

bisher erreichbare Quelle in einer buddhistischen Erzählung, die Chavannes aus der chinesischen Übersetzung wiedergibt (Actes du XIV. Congr. intern. des orient. 1905, cinqu. sect. 127 ff., Nr. XIX[165]).

Autrefois il était un fils d'une famille de noble caste qui était fort beau; il fit en or l'image d'une fille et dit à son père et à sa mère: „S'il y a une fille telle que celle-ci, je l'épouserai.“ En ce temps, dans un autre royaume, il y avait une fille qui elle aussi était fort belle; elle aussi fit en or l'image d'un homme et dit à son père et à sa mère: „S'il y a un homme tel que celui-ci, je l' épouserai.“ Les parents chacun de leur côté apprirent ce qui en était et alors, de loin, ils fiancèrent et unirent ces deux personnes pour qu'elles fussent mari et femme[166]).

En ce temps, le roi du royaume, ayant pris un miroir pour se régarder, dit à ses ministres rassemblés: „Dans le monde y a-t-il un homme dont la figure vaille la mienne?“ On lui répondit: „Nous, vos sujets, avons entendu dire que dans tel royaume il y a un homme d'une beauté sans égale[167]).“ (Le roi) envoya alors un messager pour le quérir. Quand le messager fut arrivé, il dit (au jeune homme): „Le roi désire vous voir parce que vous êtes un sage.“ (Le jeune homme) alors prépara son char et se mit en route; au bout d'un moment, il fit cette réflexion: „C'est à cause de mon intelligence que le roi est venu m'appeler.“ Il retourna donc chez lui pour y prendre les enseignements essentiels de ses livres, mais il vit alors sa femme qui se livrait à la débauche avec un étranger. Tout déconcerté et plein d'émotion il en conçut de l'irritation; sa figure s'altéra, il prit une physionomie extraordinaire et devint de plus en plus laid: le ministre (du roi), le voyant devenir un tel homme, pensa que les cahots du voyage

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

avaient amaigri son visage et lui réserva alors une place dans l'écurie pour l'y installer commodément. Au milieu de la nuit, (le jeune homme) vit dans l'écurie l'épouse principale du roi qui était sortie pour s'unir à un palefrenier. Son coeur alors fut éclairé (et il se dit): „Si l'épouse du roi agit ainsi, à combien plus forte raison ma femme (agira-t-elle de même)." Ses soucis se dissipèrent et sa figure redevint comme auparavant.

Il eut alors une entrevue avec le roi et le roi lui demanda: „Pourquoi êtes-vous resté trois jours hors (du palais)?" Il repondit: „Quand votre ministre est venu me chercher, j'ai oublié quelque object; j'ai rebroussé chemin et suis rentré chez moi afin de le prendre. J'ai vu alors ma femme qui se livrait à la débauche avec un étranger. Je me suis irrité et, à cause de cela, j'ai eu de l'affliction et de la colère; aussi ma figure s'est-elle altérée; je suis resté dans l'écurie pendant trois jours; hier, dans l'écurie, j'ai vu votre épouse principale, ô roi, qui venait pour s'unir secrètement à un palefrenier. Si votre femme en use ainsi, à combien plus forte raison les autres femmes! Mes soucis se sont dissipés et ma figure est redevenue comme auparavant." Beide werden dann Mönche und mit der Zeit Pratyekabuddhas.

Hier reiht sich dann die türkische Erzählung bei Rosen, Tuti-Nameh II, S. 71 ff. an.

Einer von den Königen von Tabriz hatte einen weisen, bedächtigen — klugen und mächtigen — Vezier, der am Geiste klar — in seinen Reden war — den Namen Asim führte — und gleichsam unbeschränkt regierte — so daß was zu lösen und zu binden im Land — anvertraut ward seiner Hand — die jeden Knoten zu lösen verstand.

Einst kamen nach Tabriz Gesandte des Königs von

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Indien. Der Vezier ließ dieselben in seinem eigenen Palast wohnen, sorgte angelegentlich für ihren Unterhalt und zeigte sich überhaupt so zuvorkommend gegen sie, daß er sie täglich bei sich zu Gaste lud, bei welcher Gelegenheit er eine Menge wunderbarer und seltsamer Dinge vorbrachte, um sie zu unterhalten.

Nun befand sich unter den Hofleuten des Königs ein gewisser Gûlfischân, der eine sehr merkwürdige Eigenschaft besaß; so oft er nämlich lachte, streute er aus seinem Munde Rosen umher, sodaß das Zimmer, in welchem er sich aufhielt, nach Gottes Willen in ein Rosenbeet verwandelt wurde[168]). Um dies eigentümliche Kunststück den Gesandten zu zeigen, wurde Gûlfischân eines Tages ebenfalls zu Gaste gebeten.

Da sich aber derselbe nach dem Hause des Veziers begab, begegnete er einem durch seine Häßlichkeit Abscheu erweckenden — durch Mißgestalt erschreckenden — niederträchtigen Wicht — so widrig von Angesicht — daß selbst die Dämonen — die in der Steppe wohnen — wenn sie ihn gesehen — irgendwo stehen oder gehen —, um ihn nie wieder zu erblicken — hinaufflohen auf des Kaukasus Rücken! — Dieses Scheusal war so außerordentlich lustig, daß es vor sich selbst hüpfte und tanzte, als wäre die ganze Welt sein eigen geworden. Die Freudensprünge, verbunden mit einem solchen Äußeren, setzten den Gûlfischân in großes Erstaunen, weshalb er den Menschen nach der Ursache seiner Heiterkeit befragte. Dieser, den Gûlfischân durchaus nicht kennend, antwortete: „Aber, mein Bester, warum sollte ich nicht lustig sein und tanzen? — Hast du nicht gehört, daß indische Gesandte zu unserm König gekommen sind, und daß der Vezier für dieselben alle Tage ein Gastmahl veranstaltet? Auch Gûlfischân,

einer von den Hofleuten, ist geladen und soll dort mit seinen Kunststücken aufwarten. Er wird einige Tage dort verweilen, und sein Haus wird inzwischen leer bleiben. Ich lebe aber seit langer Zeit mit seiner Frau auf vertraulichem Fuße, und eine solche Gelegenheit wird uns nicht immer geboten. Gottlob, diese Nacht lächelt mir das Glück, und deshalb bin ich so lustig[169])."

Gûlfischân wäre nach dieser Mitteilung gern nach Haus zurückgekehrt; aber von den Leuten des Veziers zur Eile angetrieben und zugleich fürchtend, daß sein Ausbleiben übel vermerkt werden möge, setzte er wieder Willen den Weg nach dem Palaste fort. Kaum angelangt, wurde er zu den Gesandten hereingeführt und fand daselbst noch viele andere Künstler, welche ihre Stücke vorführten. Der Vezier wünschte nun, daß er an irgend etwas Gefallen finden und lachen und bei der Gelegenheit Rosen ausstreuen möge, damit die Gesandten dieses Wunder ansähen. Der arme Gûlfischân war aber vom Lachen so weit entfernt, daß selbst ein Messer ihm den Mund nicht würde eröffnet haben; auch an den Speisen sich zu erfreuen hatte er so wenig Lust, daß er nicht einmal ein Tröpfchen Wasser in seine Kehle gleiten ließ. Der Vezier tat das Unsagliche, um ihn zum Lachen zu bringen, in seinem tiefen Unmute war es ihm unmöglich.

Endlich war das Gastmahl beendigt und die Gesandten zogen sich zurück. Der Vezier schrieb nun umständlich und genau auf, wie ein jeder der anwesenden Künstler sich benommen, und reichte darüber dem Könige einen Bericht ein, in welchem er auch nicht verschwieg, wie unpassend sich Gûlfischân aufgeführt und wie rücksichtslos er seine dringenden Vorstellungen zurückgewiesen habe. Der König wurde deshalb über ihn unwillig. „Der Umstand",

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sprach er, „daß Gûlfischân den mir schuldigen Dienst gerade zu einer Zeit, wo ich seiner bedurfte, nicht versehen hat, beweist, daß er ein Verräter an meinem Reiche ist. Ein solcher aber darf nicht frei umher gehen; man setze ihn in Haft.“ — Auf diesen Befehl ließ der Vezier ihn sogleich festnehmen, und in ein Gefängnis bringen, welches er unter seinem Hause hatte.

War also das Unglück Gûlfischâns bisher ein einfaches gewesen, so wurde es nun ein zehnfaches. Tag und Nacht sann er im Gefängnis über seine Lage nach. „O Gott,“ sprach er bei sich selbst, „das ist mein schwarzes Geschick! Mein Herr und Wohltäter, dem ich mein häusliches Leid klagen und den ich um Hilfe ansprechen möchte, läßt mich, ohne sich bei mir nach meinem Ergehen zu erkundigen, unschuldigerweise in den Kerker setzen; ja damit noch nicht zufrieden, läßt er mich vielleicht umbringen, ohne mir auch nur zu gestatten, mich zu verantworten! Was wird am Ende aus mir werden!“

Unter solchen Gedanken trat er an das Fenster seines Gefängnisses und blickte tränenden Auges hinaus. Da bemerkte er, daß der oberste Elefantenführer Asims auf einem Elefanten reitend an sein Fenster kam. Über dem Gefängnisse befand sich nämlich das Harem des Hauses, und Meh-Yzâr, die Gemahlin Asims, lebte in vertraulichem Verhältnis mit dem Elefantenführer. Die schöne Frau ließ sich nunmehr an einem Stricke auf den Rücken des Elefanten hinab und umarmte den Führer des Tieres auf das zärtlichste, worauf beide anfingen das Schlangenspiel zu spielen.

Als Gûlfischân dies sah, mußte er dergestalt lachen, daß sein Kerker sich mit Rosen füllte und gleichsam zu einem blühenden Rosenbeet wurde. In diesem Zustande

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

fanden ihn die Wächter und gerieten in das größte Erstaunen. „Gott sei uns gnädig," riefen sie aus, „ist dieser Mensch toll? Gestern warf man ihn in das Gefängnis, weil er nicht lachen wollte, und hier, an dem Orte des Schreckens, ist er vergnügt und lacht!" Die Sache schien ihnen wichtig genug, um gleich zu dem Vezier zu eilen und denselben davon zu benachrichtigen — er hatte nämlich seinen Leuten befohlen, ihm alles, was Gûlfischân sagen und wie er sich betragen würde, zu melden, indem er selber an den König darüber berichten wollte. Sehr verwundert über die Mitteilung der Wächter zögerte er auch nicht, sich nach der Hofburg zu begeben und dem Könige umständlichen Bericht abzustatten.

Am Abend desselben Tages besuchte Asim seinen Harem. Seine Frau begleitete ihn durch die Gärten, sie besahen die Rosenbeete und ließen sich sodann zu einem köstlichen Mahle nieder. Inzwischen sammelte eine von den Sklavinnen von den Blumen des Gartens, als Rosen, Hyazinthen, Veilchen, Tulpen, Narzissen usw. einen Strauß, welchen sie vor Asim hinstellte. Kaum aber hatte Meh-Yzâr die Blumen gesehen, als sie sich von ihnen abwandte und den Schleier vor ihr Gesicht zog. Ihr Gemahl fragte: „Warum verschleierst du dich denn; ist hier jemand Fremdes?" Ihm antwortete die Frau: „O Vezier — den Gott erleuchte für und für! — mein keusches Angesicht — schön wie der Sonne Licht — will ich nicht vor andern Augen lassen erscheinen — als nur vor den deinen. Ich verschleierte mich, damit das freche Auge der Narzisse da mich nicht ansehe."[170]) Der gute Vezier schloß aus dieser Antwort, daß er eine Frau von ganz besonderer Ehrbarkeit besitze; er freute sich deshalb sehr, und seine Liebe wurde doppelt so stark, als sie schon vorher gewesen war.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Es befand sich aber in der Nähe eine Nachtigall in einem Käfig. Diese hub nach dem Ratschluß Gottes bei der merkwürdigen Geschichte so laut zu lachen an, daß alle Sklavinnen es hörten. Meh-Yzâr erschrak über dies Lachen und geriet in große Verwirrung; der betrogene Gatte aber sagte: „Warum lacht denn dieser Vogel? Das muß ich unfehlbar herausbringen. Will er anzeigen, daß ich nunmehr den Gipfel meines Glückes erreicht habe, oder daß mir bald ein Unglück bevorstehe?"

Er ließ darauf alle Gelehrten und Derwische zu sich kommen; aber da war keiner, der ihm Antwort geben konnte. Kurz, das Lachen des Vogels hallte in der ganzen Stadt wider, alle Welt sprach davon, und es gelangte sogar zu den Ohren des Königs. Dieser verwunderte sich darüber und wünschte die Ursache zu erfahren, aber da war niemand, dessen Verstandes Fingerspitzen fein genug gewesen wären, den Knoten zu lösen.

Gar bald drang die Nachricht von diesem Ereignisse in die Gefängnisse, und so hörte auch Gûlfischân davon, welcher ausrief: „Möchte man mich nur zu dem Könige bringen, ich wollte ihm das Rätsel schon aufklären!" Diese Worte wurden von der Hofwache sofort dem Vezier gemeldet, welcher selber den König davon in Kenntnis setzte. Letzterer befahl nun, den Gûlfischân aus dem Gefängnisse herzuholen und ihm vorzuführen.

Als derselbe vor dem Könige erschien, sprach dieser zu ihm: „O Gûlfischân, wie konntest du, der so lange mein Brot genossen und meiner Wohltaten dich erfreut, der du gleichsam im Meere meiner Gnade versenkt warst, als ich deiner bedurfte, dich weigern, dein Kunststück vorzuzeigen und dadurch meine Herrscherehre zu vermehren! Wie konntest du so eigensinnig und rücksichts-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

los sein, während du doch gleich darauf im Kerker lachtest, wie nur jemand lachen mag? Erkläre mir, was ist der Grund dieser Sonderbarkeit, und dann sage mir auch, warum die Nachtigall gelacht hat." Ihm antwortete Gûlfischân: „O König, möge Gott dein Leben und dein Glück — mehren jeglichen Augenblick! — Vom Schmutze der Widerspenstigkeit — ist rein meines Gehorsams Kleid — der Spiegel meiner Treue ist unbefleckt — mit der Halsstarrigkeit Staube nicht bedeckt. — Behüte und aber behüte, daß ich mich eigensinnig weigern sollte, in dem erhabenen Gemache meines Herrn und Wohltäters die Künste zu zeigen, welche mir als schuldige Dienerpflicht obliegen. Aber höre, was mir zugestoßen. Als ich mich nach dem Gastmahle begab, da begegnete mir ein sehr häßlicher Mensch und machte mir eine so entsetzliche Mitteilung, daß ich davon gleichsam erstarrte. Deshalb war es mir unmöglich, in jener Gesellschaft zu lachen; in der Todeshöhle, dem Gefängnis, dagegen sah ich etwas so Eigentümliches, daß ich unwiderstehlicherweise zum Lachen hingerissen wurde. Wenn ich nun sage, worüber ich gelacht habe, da fürchte ich, daß man mich umbringen wird, und sage ich es nicht, da ist mein Tod gewiß — ich schwebe daher unschlüssig in der Mitte.

Ein wunderbar Ding, und es quält mich gar sehr,
Zu sagen ist's schwer, und zu leugnen ist's schwer!"

Also sprach er sich entschuldigend. Der König aber erwiderte ihm: „O Gûlfischân, wenn du die Wahrheit sagst, da soll dir kein Leids geschehen, ich selber will dich da in meinen Schutz nehmen. Wo du aber die Wahrheit nicht sagst und mir die Geschichte verheimlichst, da wird, bei der Seele meines Großvaters, der Mordstahl meines Zornes dich treffen!"

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Gûlfischân konnte nunmehr nicht umhin, ein wahrhaftes Geständnis abzulegen; er erzählte also, wie ihm auf dem Wege zu dem Gastmahl jener häßliche Mensch begegnet sei, welcher über seine eigene Frau so unbegreifliche Äußerungen getan, und das Gefühl der Schmach und der Eifersucht es ihm unmöglich gemacht habe zu lachen; wie er aber dann von seinem Gefängnis aus alles, was sich zwischen Meh-Yzâr und dem Oberelefantentreiber begeben, angesehen, und wie dieser Anblick ihn zum Lachen gezwungen. „O König," fuhr er fort, „von Eifersucht wegen meiner Hausehre gequält war ich so weit entfernt zu lachen, daß mir vielmehr sogar der Tod erwünscht gewesen sein würde, als ich aber nachher sah, was sich zwischen der Frau des Veziers und dem Elefantentreiber ereignete, da konnte ich mich nicht halten, ich mußte lachen! Denn wenn sogar eine hocherlauchte Person wie der Vezier ein derartiges Mißgeschick zu leiden hat, da darf ein aımer Tropf wie ich, wenn es ihn betrifft, nicht klagen. Besagt doch auch ein Sprichwort:

Zeigt sich der Schaden nicht dem Blick,
Da ist noch Glück im Mißgeschick!

Wenn nun aber, großer König, ein Weib, das sich solche Scheußlichkeiten zu schulden kommen läßt, nachher noch die Heilige spielt und sich, um ihrem Ehemanne zu gefallen, vor dem frechen Auge der Narzisse versteckt, ist es da wohl zu verwundern, wenn die Nachtigall im Käfig laut auflacht?"

Als der König und alle im Divan Anwesenden diese Aufschlüsse vernommen hatten, sandte ersterer Leute aus, welche sowohl die Frau des Gûlfischân mit ihrem schmutzigen Liebhaber, als auch die Frau des Veziers mit dem Oberelefantentreiber herbeibrachten, und ließ sie alle zum ab-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

schreckenden Beispiel für andere kreuzigen; dem Gûlfischân aber ließ er zum Zeichen, daß ihm seine Schuld verziehen, wieder ein Ehrenkleid anlegen und schenkte ihm unermeßliche Reichtümer.

Diese Geschichte geht zurück auf eine indische, die in der Śukasaptati (textus simplicior) V—IX erscheint. Der König Vikramāditya speiste mit seiner geliebten ersten Gemahlin zusammen und bot ihr gebratene Fische an. Sie wies sie zurück: „Herr, ich bin nicht imstande, diese Männer auch nur anzublicken, wie könnte ich sie wohl anfassen!"[171]) Darüber lachten die Fische so laut, daß man's in der ganzen Stadt hörte. Der König befragte alle Weisen umsonst nach dem Grunde, und er drohte seinem Hauspriester, ihn aus dem Lande zu jagen, wenn auch er's ihm nicht sagen könne. Die kluge Tochter des Hauspriesters Bālapaṇḍitā richtete den Niedergeschmetterten auf und sagte, sie wolle dem König schon Bescheid geben. Vor ihm erzählte sie verschiedene Geschichten, die ihn auf die Spur bringen sollten. Allein vergeblich; da fragte sie ihn (in der 9. Erzählung), warum er den Pushpahāsa ins Gefängnis gelegt habe. „So oft er in meinem Audienzsaale lacht, fallen aus seinem Munde eine Menge Blumen. Die Kunde hiervon drang auch in den Bereich fremder Länder: da schickten sie Gesandte, das Wunder zu schauen. Als diese zusammengekommen waren, lachte er nicht, und es kamen auch keine Blumen zum Vorschein." „Weißt du den Grund?" „Nein." „Frag ihn, so wie du mich nach dem Grunde fragst, warum die Fische gelacht haben." Der König ließ den Pushpahāsa holen, und der erzählte:

„Damals, König, war meine Frau in einen fremden Mann verliebt; das wußte ich, und aus Kummer darüber

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

konnte ich nicht lachen.“ Als der König das gehört hatte, schlug er die Königin mit Blütenbüscheln, wobei er ihr in das Gesicht sah: da tat sie, als ob sie durch diesen Schlag in Ohnmacht fiele[172]). Als nun Pushpahāsa sie so sah, brach er in Lachen aus, wobei eine Menge Blumen zum Vorschein kamen. Da ward der König, nachdem er jene beruhigt hatte, zornig und sprach, mit einem Blick auf die Tochter des Brahmanen, zu dem Minister: „Wie kannst du bei meinem Mißgeschick lachen?“ Voller Furcht antwortete der Minister, nachdem er die Hände zusammengelegt hatte: „König, in der Nacht wurde deine Gemahlin zwar von den Knechten mit Rohrstöcken bearbeitet, aber da wurde sie nicht ohnmächtig, wohl aber jetzt: deshalb mein Lachen.“ Zornig fragte der König: „Minister, hast du das gesehen oder gehört?“ Der Minister sprach: „Herr, gesehen habe ich es. Wenn der Herr es nicht glauben will, dann möge er ihr das Mieder ausziehen und nachsehen!“ Das tat der König und fand alles so. Da sah er dem Minister und der Tochter des Brahmanen ins Gesicht und sprach: „Was ist das?“ Der Minister sprach: „Was die Tochter des Brahmanen versteckt als den Grund des Lachens der Fische angegeben hat, das habe ich hier offen herausgesagt.“ So angeredet, entließ der König die Versammlung. Nun gingen die Tochter des Brahmanen und Pushpahāsa halb bestürzt halb froh ein jedes in sein Haus; der König aber fand in einer Kiste versteckt den Buhlen jener und tötete ihn; sie selbst ward aus ihrem Heim verbannt.“[173])

Nr. 9 des Textus simplicior ist = Nr. 17 des Textus ornatior. Hier erbittet sich Pushpahāsa, nachdem er über den Ohnmachtsanfall der Königin gelacht hat, erst Sicherheit (abhaya) und berichtet dann: „Diese ‚Gattentreue‘

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ist in der Nacht in die Pferdeställe zu dem Pferdeknecht[174]) getrippelt." Mit den Worten: „Warum bist du Schlechtgesinnte zu spät gekommen?" schlug sie der Pferdeknecht mit der Peitsche auf den Rücken. Sie fiel ihm zu Füßen und sagte: „Von jetzt an werde ich eilenden Laufes zu dir kommen; vergib mir mein jetziges Vergehen." Warum haben sie denn seine Schläge nicht geschmerzt? Und jetzt ist sie durch die Berührung mit deinem Blütenbüschel in tiefe Ohnmacht gesunken!" Der König untersuchte auf die Aufforderung des Ministers hin ihren Rücken und sah die Male (S. 31 in Schmidts Text).

Endlich gehört hierher die fünfte Novelle in der Reise der Söhne Giaffers, herausgegeben von Hermann Fischer und Johannes Bolte, Stuttgart, Lit. Ver. Bd. 208, S. 116ff. Der Eingang dieser Novelle ist schon erwähnt worden.

Ein sehr kunstreicher „Meister und Philosophus" macht ein Bild aus Silber, das zu lachen anfängt, sowie jemand vor ihm eine Lüge, sagt und schenkt es dem muhammedanischen Herrscher des Landes. Der „ließe alsobald wegen deß Bildes, ein sehr schön, groß, und rings herumb beschlossen Hauß bauwen, und in vier Eck auffieren. An dem einen Eck was ein lustiger Wasserfluß, am andern eine schöne Stallung, am dritten die Küchen, und am vierdten des Fürsten Keller und Hausapothek. Auff diese vier Eck gebote er vier schöne und gantz herrliche Wohnungen zu bauwen, mitten aber deß Hofes, ließ er das Bild auff ein hohe Saul stellen und auffrichten". Der Fürst hatte oft gelesen, was das Weib für ein „böß und treuwloß Thier", sei und wollte darum nie heiraten. Aber die Untertanen und Hofleute, die einen Thronerben wünschten, drängten ihn so sehr, daß er sich

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

endlich vier hochgeborne Jungfrauen zuführen und jede in einem besondern Gemach, je an den vier Ecken jenes Hauses, unterbringen ließ. Am Abend heißt er die erste Jungfrau rufen, scherzt mit ihr und wirft ihr Rosenblätter gegen die Brüste. Ein Rosenästchen ist darunter und trifft das Gesicht der Zarten. Sie fällt sofort in Ohnmacht und wird von dem erschrockenen Fürsten mit Mühe wieder zu sich selber gebracht. Er schaut hinaus zum Fenster — das Bild lacht. Die Jungfrau deckt die Hände vors Gesicht, damit dieser fremde Mann sie nicht anschaue. Das Bild lacht wieder. Der Sultan aber läßt sich nichts merken und schläft die Nacht bei ihr. Am zweiten Abend tändelt er mit der zweiten, sie aber beklagt sich sehr, daß sein Pelz sie beim Anstreifen an ihrer Haut so verletze. Das Bild lacht, und der König stellt sich mit ihr vor einen Spiegel. Sie schlägt schamvoll die Hände vors Gesicht, auf daß der fremde Mann im Spiegel sie nicht beflecke. Der Fürst sieht das Bild wieder lachen. Am dritten Abend spaziert er mit der dritten im Garten an einen See und die Schöne verhüllt ihr Gesicht mit einem Tuch, sonst könnten es ja die männlichen Fische erblicken, und das Bild bekundet wieder seine Heiterkeit. Auf dem See fährt ein Schifflein mit kleinen holzgeschnitzten Figuren; da kommt ein Wind, wirft das Schifflein heftig umher und versenkt es dann. Vor Schmerz über das entsetzliche Unglück verliert die Begleiterin des Fürsten die Besinnung, und wieder lächelt das Bild. Aber er tut, wie bei den zwei anderen, ganz unwissend, schläft auch bei ihr und entsendet sie wie die anderen am Morgen. Die vierte findet er sehr züchtig und verschämt, und das Bild verzieht keine Miene. So lebt er mit allen vieren. In einer Nacht ist er bei der, die gegen das Rosenästchen

Digitized by Google | Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

so empfindlich war, erwacht in der Nacht und findet die Stätte neben ihm leer. Er sucht überall und hört sie endlich im Stall, über dem sie wohnt, schreien. „Der weise Fürst verbürgt sich in ein Winckel, und siehet, wie der Stallmeister sie mit feusten unnd füßen gewaltig (darumb daß sie in so lang warten lassen) abschmieret: sie aber bitterlichen weinende, bittet in, wölle doch vom schlagen abstehn: zeigt auch an, wie daß der Fürst zu ir kommen, bey ir geschlaffen hette, derenthalben sie nicht eh kommen können, denn so bald er entschlaffen, were sie von im auffgestanden, und her ab gangen." In der folgenden Nacht ruht er bei der, die über der Küche wohnt und der sein Pelz so weh getan hat. Aber in der Nacht sieht er, wie der Koch sie auf einen Haufen Dornen legt, und da mit ihr der Liebe pflegt. Wie bei ihrer Vorgängerin stellt er sich in der dritten Nacht bei der dritten, als ob er schlafe, und ertappt sie, die über dem Fluß wohnt, wie sie ihre Kleider auszieht, sie um den Kopf bindet, in einem irdenen Geschirr über den Fluß schwimmt und drüben von einem Bauern genossen wird. Mit großer Gefahr des Lebens kehrt sie so wieder zurück; und das war die, die das Schifflein nicht hatte können untergehen sehen. Die vierte Jungfrau findet er in der Nacht, als sie von seiner Seite aufgestanden ist, in ihrer Kammer beten. Dasselbe wiederholt sich mit ihr vier Nächte. Da nimmt er sie zur Gemahlin, die drei andern aber übergibt er ihrem verdienten Schicksal: die erste wird nachts im Stall von einem überaus bösartigen Maultier, das er dorthin hat bringen lassen, getötet; die zweite stürzt die Küchentreppe, von der er die obersten vier Stufen hat entfernen lassen, hinab zu Tode; die dritte ertrinkt in dem Strom, weil man ihr ein ungebranntes Geschirr untergeschoben hat[175].

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Eine Analyse des italienischen Textes (Peregrinaggio di tre giovani figliuoli del Re di Serendippo), der keine irgendwie wichtigen Abweichungen enthält, und reichliche Parallelen zu den verschiedenen Momenten dieser Novelle gibt Georg Huth in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Neue Folge, 4, S. 182f. Ebenso liefert J. Bolte viele Nachweise S. 216—218 der deutschen Textausgabe.

Mit dieser Erzählung berührt sich dann der ungemein große Kreis von Geschichten, in denen eine Frau an ihren Mann, gerade wie die Königin bei Hemacandra an ihrem Geliebten, dem Elefantenführer, den schwärzesten Verrat übt, obwohl sie dem Gatten zu unendlichem Dank verpflichtet ist, und zwar erscheint die Frevlerin als um so verächtlicher, weil der Gegenstand ihrer neuen Brunst hinter dem Manne, der ihm geopfert wird, weit zurücksteht. Benfey hat diesen Zyklus sehr gut benannt: „Wie eine Frau Liebe belohnt“ und ihn eingehend behandelt in seinem Pantschatantra I, 436—461. Dann habe ich in meinem Daśakumāracaritam S. 87ff. einiges darüber gegeben. Eine zusammenfassende und fast erschöpfende Studie verdanken wir Gaston Paris: „Die undankbare Gattin“, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. Bd. XIII (1903), S. 1ff., 129ff (Nachtr. von Polivka S. 399ff). Siehe noch die Jainalegende von Agaladatta in Versen, übersetzt in meinem Kavyasamgraha S. 108ff., Hindu Tales S. 279ff. und Hertels Verweisungen, Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 18 (1908), S. 70; Hertel, Hemacandras Pariśishṭaparvan S. 235.

Die Strafe nun, von der die Männertolle nach ihrem Verrat mit dem Elefantenführer bei Hemacandra getroffen wird, der Schluß seiner Erzählung kehrt wieder, freilich

Digitized by Google	Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

minder gut, in dem buddhistischen Märchen Suśroṇī, das Schiefner aus dem tibetanischen Kandjur übersetzt hat (Bulletin de l'Academie Imper. des Sciences de St.-Pétersbourg, Bd. 21, Spalte 478 ff.) Die erste Hälfte dieses Märchens hat ihr Seitenstück in dem bereits mitgeteilten Aṇḍabhūtajātaka und eine noch weit genauer entsprechende Parallele, die jedenfalls auf unsere buddhistische oder eine andere ihr entsprechende indische Form zurückgeht, in Tausend und einer Nacht (Chauvin VI, S. 29; vgl. V, 253). Schiefners indische Erzählung lautet:

„Ein Handelsherr heiratet in Vārāṇasī und will sich wieder mit Waren aufs Meer begeben. Seine Frau will nicht zurückbleiben. Als sie auf der Meeresfahrt sind, wird das Schiff von einem Seeungeheuer umgeworfen, der Mann kommt um, die Frau rettet sich auf einem Brett und wird von dem Winde nach Kaśerudvīpa getrieben. Dort wohnte der Vogelkönig Suparṇa, der sie zur Frau nahm. Sie gebar ihm zuerst einen sehr schönen Knaben und dann einen jungen Vogel Suparṇa, welcher nach des Vaters Tode zum Vogelkönig eingesetzt wurde. Nun bestand seine Mutter darauf, daß er den älteren Bruder zum König in Vārāṇasī einsetzte. Er entführte den König Brahmadatta mit den Krallen, warf ihn ins Meer, setzte seinen mit allem Schmuck ausgerüsteten Bruder an dessen Stelle auf den Thron und drohte den Ministern, daß er denjenigen, welcher nur das geringste Unrecht tun würde, ebenfalls wie Brahmadatta behandeln werde. Der letztere Name ging übrigens auch auf den neuen König über, der seinen Bruder bat, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen.

Nach einiger Zeit konnte des Königs Elefantin, welche werfen sollte, das Junge nicht zur Welt bringen, und es rieten die Minister, sie ins Frauenhaus zu führen,

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

damit sie dort durch die Beteuerungen der Gattinnen ihrer Qualen entledigt werde. Obwohl die Elefantin dorthin geführt wurde und die Gattinnen ihre Beteuerungen aussprachen, nahmen die Qualen kein Ende, und die Elefantin stieß die furchtbarsten Töne aus[176]). Diese hörte eine unferne des königlichen Palastes befindliche Rinderhirtin und gab die Versicherung, daß durch ihre Beteuerung die Schmerzen ein Ende nehmen würden. Als die Minister dies dem König gemeldet und der König sie ins Frauenhaus zu führen befohlen hatte, sagte sie: „Wenn es wahr ist, daß mir ein Mann genug ist und ich nicht zwei Männer habe, so soll infolge dieser Wahrheit die Elefantin ihrer Qualen ledig werden." Sofort nach diesem Ausspruch warf die Elefantin. Als dies dem Könige gemeldet wurde, meinte er, daß alle seine Gattinnen von schlechtem Wandel seien und befahl die Rinderhirtin zu rufen. Als sie auf seine Frage, ob durch ihre Beteuerung die Elefantin ihrer Qualen enthoben worden, bejahend geantwortet hatte, meinte der König, daß sie eine ihr ähnliche Tochter haben müsse, und nimmt sich diese zur Frau. Da er befürchtet, daß, wenn er sie unter den anderen Frauen seines Hofes ließe, Suśroṇī ohne Zweifel schlechte Sitten annehmen würde, bat er den Vogelkönig Suparṇa, sie auf den Tag nach Kaśerudvīpa zu nehmen, auf die Nacht aber zu ihm zurückzubringen. Suparṇa ging darauf ein und sandte ihm täglich Kränze von einer wohlriechenden Blume Timira, welche auf Kaśerudvīpa wuchs.

Ein Brahmanenjüngling, welcher nach Brennholz in den Wald gegangen war, wurde von einer Kinnarī erblickt und in eine Felsenhöhle geschleppt, wo sie sich mit ihm der Liebeslust hingab. So oft sie sich, um Blumen und

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Früchte zu holen aus der Höhle entfernte, verdeckte sie den Eingang derselben mit einem großen Felsblocke, den der Brahmanenjüngling nicht imstande war zu bewegen. Als sie ihm einen Sohn geboren hatte, nannte man ihn, weil er überallhin schnell ging, Āśuga (Schnellgang). Da der Vater in der Gegenwart des Sohnes stets die Eigenschaften Vārāṇasīs pries und der Sohn erfahren hatte, daß dies seine Geburtsstadt sei, fragte er, warum er nicht dahin entweiche. Der Vater wies auf die Schwierigkeit hin, da der Gang mit dem Felsblocke versperrt sei. Da fing der Sohn an von Tag zu Tag immer größere Steine zu heben, bis er es endlich dahin gebracht hatte, daß er imstande war, den Felsblock in Bewegung zu setzen. Um aber die Mutter, welche Blumen und Früchte aus der nächsten Umgebung holte, davon abzuhalten, daß sie zu schnell zurückkehre, warf er eines Tages alle Früchte, so wie er sie in den Mund gesteckt hatte, fort und erklärte, daß die Mutter bessere Früchte in weiterer Entfernung von der Höhle suchen müsse, da die in der Nähe derselben gepflückten ungenießbar seien. Am nächsten Tage begab sich die Mutter in größere Entfernung und nun forderte Āśuga den Vater auf zu entfliehen, da er die Mutter weit fortgeschickt habe. Darauf schob er den Felsblock auf die Seite, und es gelangten beide nach Vārāṇasī. Als die Mutter heimkehrte und die Höhle leer fand, saß sie weinend da. Die Freundinnen trösteten sie und meinten, der Sohn werde, da er ein Mensch sei, unter den Menschen nicht Kummer leiden. Die Mutter erklärt, sie wolle ihm, damit er, von ihr getrennt, nicht Kummer leide, etwas geben, womit er sich sein Leben fristen könne und bat ihre Freundinnen, ihm, sobald sie seiner ansichtig würden, eine Laute zu geben, damit er sich vermittelst derselben

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ernähre; nur solle er sich hüten, die oberste Saite zu berühren, denn dann würde ein Unglück eintreten[177]). Es hatte der Brahmane seinen Sohn Āśuga zu einem Brahmanen in die Lehre gegeben. Als Āśuga nun eines Tages mit den anderen Brahmanenschülern in den Wald gegangen war, um Brennholz zu sammeln, wurde er, da er sehr weit gegangen war, von den Freundinnen seiner Mutter gesehen und gefragt, was zu hören sei[178]). Als er sich über Hunger und Durst beklagte, fragte sie ihn, ob er nicht zur Mutter gehen wolle, da diese jammere und weine. Er sagte, er könne mit der Mutter nicht sprechen, da diese hitzig sei. Da gaben sie ihm die Laute, damit er sich mit ihr sein Leben friste; damit kein Unglück geschehe, solle er die oberste Saite nicht berühren. Āśuga begab sich mit der Laute zu den Brahmanenjünglingen. Als er nun dort unter ihnen spielte und dazu sang, aber die oberste Saite nicht berührte, fragten ihn die Jünglinge, weshalb er sie nicht berühre. Als er den Grund gesagt hatte, sie aber dennoch die oberste Saite berührten, fingen sie alle an zu hüpfen und zu tanzen. Da sie durch das Tanzen sich verspätet hatten, kamen sie erst am Abend zu ihrem Paṇḍita, der sie fragte, weshalb sie so lange ausgeblieben wären. Als die Jünglinge den ganzen Hergang erzählt hatten, fragte der Paṇḍita den Jüngling Āśuga, ob er wirklich die Laute zu spielen und zu singen verstände. Als er bejaht hatte und nun spielen mußte und, von dem Paṇḍita veranlaßt, die oberste Saite berührte, fing der Brahmane samt seiner Frau an zu hüpfen und zu tanzen, aber auch das ganze Haus stürzte hüpfend zusammen und alle Gefäße und Geschirre gingen hüpfend in Stücke. Erzürnt packte der Brahmane den Jüngling Āśuga am Halse und warf ihn hinaus. Darauf

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

erwarb sich Āśuga durch sein Lautenspielen und Singen seinen Unterhalt. Da nahmen ihn fünfhundert Kaufleute, die sich aufs Meer begaben, als Musiker aufs Schiff mit. Als er nun auf dem Meere spielte und auch dort auf Verlangen der Kaufleute die oberste Saite berührte, fing das Schiff an zu hüpfen und stürzte um, worauf sämtliche Kaufleute ihr Leben einbüßten. Āśuga, der ein Brett erfaßte, wurde durch einen Sturm nach Kaśerudvīpa verschlagen. Dort hielt er sich in einem Lusthain auf; da es dort keine anderen Menschen gab, gab er sich, als er Suśroṇi erblickt hatte, mit ihr dem Liebesgenuß hin. Auf diese Weise war sie bei Tage dem Āśuga, bei Nacht dem Könige Brahmadatta zu Diensten. Als Āśuga sie bittet auch ihn nach Vārāṇasī zu nehmen, geht sie auf seinen Wunsch ein, fragt ihn aber nach seinem Namen und nennt ihm den ihrigen. Sie fing darauf an von Tag zu Tag mehr Steine mitzunehmen, wenn sie den Suparṇa bestieg, bis sie es zu einer Last, die einer Menschenschwere gleichkam, gebracht hatte. Dann bestieg sie mit Āśuga zusammen den Suparṇa und befahl ihm, die Augen zu schließen, denn falls er sie öffnete, würde ein Unglück geschehen. Als sie nun in die Nähe von Vārāṇasī gelangt waren und er das Schreien und Lärmen vieler Menschen hörte, glaubte er, daß sie schon angekommen seien und schlug die Augen auf, worauf er sofort erblindete. Suśroṇī ließ ihn im Lustgarten und begab sich selbst nach dem Frauengemach des Königs Brahmadatta. Als der Frühling gekommen war und im dichten Walde die Bäume blühten, die Gänse, Kraniche, Pfauen, Papageien, Predigerkrähen, Kokilas und Fasanen sangen, begab sich der König Brahmadatta von seiner Frauenschar umgeben nebst Suśroṇī in den Lusthain, wo der Brah-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

manenjüngling Āśuga, als er den Duft der Timirablume spürte, ein Lied solcher Art anstimmte: „Von dem Winde in Bewegung gesetzt, wird der Timiraduft vernommen, Kaśerudvīpa ist es, wo Suśroṇī sich aufhält.“ Als der König diese Worte hörte, befahl er seinen Frauen nachzuforschen, wer dieselben gesungen habe. Als Āśuga aufgesucht und vor den König geführt, das Lied wiederholen mußte, fragte ihn der König, wie weit es nach Kaśerudvīpa sei; er antwortete in einem Śloka: „Von hier befinden sich fast 100 Yodschana weit die Gewässer des Ozeans, dort liegt Kaśerudvīpa, wo Suśroṇī weilt.“ Ihm antwortete der König ebenfalls in einem Śloka: „Hört man, daß du meine liebliche Suśroṇī angeschaut hast, so sprich, was für Merkmale hat sie am Leibe?“ Āśuga entgegnete in einem Śloka: „Am Schenkel ist Svastika, die Brust ist gewunden, außerhalb hat sie Timirablumengewinde.“ Als der König auf diese Weise gesehen hatte, daß sie sich vergangen hatte, war er der Ansicht, daß er sie nicht nötig habe und dem Blinden geben wolle. Erzürnt sprach er diesen Śloka: „Suśroṇī wird dir gegeben, mit allem Schmucke angetan, lasset auf einen Esel steigen sie und eiligst gehet verbannt aus dieser Stadt“, und ließ Suśroṇī und den Blinden zusammen auf einem Esel zur Stadt hinaus treiben. Als sie nun hin und her irrten, gelangten sie bei Sonnenuntergang in einen Gebirgsort und wohnten dort in einem leeren Tempel. An demselben Abende waren fünfhundert Räuber gekommen, um die Gebirgsstadt zu erobern, die Bewohner derselben aber, welche dies bemerkt hatten, überwältigten die Räuber. Der Anführer derselben, dessen sie nicht habhaft wurden, flüchtete in denselben Tempel. Die Stadtbewohner umzingelten den Tempel, der Anführer

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

aber schloß die Tür. Als die Stadtbewohner nun fragten, wer drinnen wohne, antwortete Āśuga, daß sie Reisende seien. Die Stadtbewohner drohten ihn selbst zu vernichten, wenn er nicht den Räuber auslieferte. Der Anführer sagte zu Suśroṇī: „Was willst du mit einem blinden Mann machen? Wollen wir diesen hinauswerfen und uns beide vergnügen?“ Sie ging darauf ein, der Anführer warf den Blinden von der Grabenmauer herab, und die Städter schlugen diesem den Kopf ab. Am anderen Tage gelangte der Räuberhauptmann mit Suśroṇī zum Flusse Karada, wo sie kein Boot zum Übersetzen fanden[179]). Der Räuberhauptmann hieß sie ihren Schmuck ablegen, sie solle durch den Fluß schwimmen, er werde ihr die Sachen nachtragen. Sie gab ihm alle Kleider und sämtlichen Schmuck und stieg nackt ins Wasser. Als sie in die Mitte des Flusses gekommen war, erwachte in ihr die Besorgnis, er könne mit den Sachen davongehen; sie sagte in einem Śloka: „Der Karada ist voll Wasser, die Schöne gab dir alle Sachen, Furcht ist mir entstanden, betrüg' mich nicht, o Bösewicht!“ Er entgegnete ebenfalls in einem Śloka: ‚Für einen Unbekannten hast du einen Bekannten, den Mann für nutzlos haltend, getötet; deshalb ist es schwer, dir zu trauen, du könntest auch mich töten.“ Er lief mit den Sachen davon, sie aber trat nackt in das dichte Gras. Da kam ein alter Schakal[180]), der einen Fleischklumpen trug, und da gerade von der Flut des Flusses Karada ein Fisch ans Ufer getragen, aufs Trockene geraten war, ließ der Schakal das Fleisch fallen und lief auf den Fisch los, der Fisch sprang wieder in den Fluß, das Fleisch wurde von einem Geier davongetragen, so daß der Schakal beider Dinge beraubt mit hangenden Ohren dastand. Dies sah Suśroṇī und sprach folgenden Śloka: „Den

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Fleischklumpen hat der Geier davongetragen, der Fisch ist ins Wasser geschlüpft, weshalb trauert der Schakal nicht beider Dinge beraubt?" Der Schakal blickte nach allen vier Seiten, und als er niemand sah, sprach er folgenden Śloka: „Die dem Räuber nicht vortanzt, am Gesange selbst keine Freude hat[181]), jetzt im Grase weilt, wer ist sie, die mich schilt und meiner spottet?" Sie antwortete: „Ich, Suśroṇī, bin es, Oheim." Ärgerlich dachte der Schakal, daß diese Yoginī (Büßerin) ihn schmähe und sprach: „Den Mann hast du getötet, fortgelaufen ist der Buhle, weshalb trauerst du nicht, Yoginī, da du beider beraubt bist?" Suçroṇī entgegnete: „In mein Haus gelangt, werde ich einen trefflichen Gatten nehmen; habe ich einen Gatten erlangt, werde ich das Haus nicht beschimpfen." Der Schakal sprach: „Wenn die Gangā aufwärts fließt, wenn der Rabe Milchfarbe hat und dann die Frucht erwächst, dann wirst du sittsam sein. Wenn der Rabe und die Eule beide auf einem Baum nisten und in Freude leben, dann wirst du sittsam sein. Wenn die Schlange und das Ichneumon in einem Loche wohnen und sich vertragen werden, dann wirst du sittsam sein. Wenn man aus dem Haar der Schildkröte Kleider anfertigend, ein Winterkleid anfertigen wird, dann wirst du sittsam sein. Wenn man aus Fliegenfüßen eine Leiter machen und zum Himmel steigen wird, dann wirst du sittsam sein. Wenn mitten aus dem Meere ein Feuer emporlodern wird und die Menschen hineingehen werden, dann wirst du sittsam sein[182]). O Suśroṇī, nachdem ich dich nun genug verspottet habe, frage ich dich, was du für einen Lohn geben wirst, wenn ich dich in deine frühere Stellung zurückversetzte"[183]). Sie entgegnete: „Oheim, wenn du das tust, werde ich dir täglich einen Fleisch-

Digitized by Google	Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

klumpen geben.“ „Ich werde es tun, schau zu! Da steige nun ins Wasser, tauche bis an die Kehle hinein und bleibe darin, mit dem Gesicht nach Osten gewendet; ich aber werde den König bitten.“ Er lief in die Nähe des königlichen Palastes und bat den König; es wäre recht und billig, Suśroṇī rasch herbeizurufen, da sie fromm und aufrichtig Buße wirke. Der König Brahmadatta verstand die Sprache des Schakals und befahl den Ministern sofort Suśroṇī herbeizurufen. Die Minister erschienen mit Kleidung und Schmuck, und der König setzte sie in ihre frühere Stellung ein. Sie gab dem Schakal täglich einen Klumpen Fleisch. Sie tat das eine Zeitlang. Als sie es unterlassen hatte, kam der Schakal in die Nähe des königlichen Palastes und drohte, daß, falls sie die Gabe unterließe, er ihr zu Leibe gehen und sie in die frühere Lage zurückversetzen werde. Sie erschrak und fuhr fort, ihm täglich einen Klumpen Fleisch zu geben.

Die genaueste Übereinstimmung mit dem Schluß dieses Märchens weist Rosen, Tuti-Nameh II, 4ff. auf. Der Vezier des Königs von Chorasan hatte einen ungeheuer häßlichen, dummen und boshaften Sohn. Er verheiratete ihn mit einem wunderlieblichen Mädchen, die dann über ihr dunkles Los an der Seite eines solchen Gatten höchst unglücklich war. In einer Nacht hörte sie einen unvergleichlich schönen Gesang, und ebenso schön war der singende Jüngling selber, als sie den Herannahenden unter ihrem Fenster erblickte. Sie verliebte sich sofort in ihn, klagte ihm ihre Not und entfloh mit ihm, nachdem sie alle ihre Kostbarkeiten und Schmucksachen geholt hatte. Nach mehreren Tagen kamen sie in einen großen Fluß, wo keine Brücke zu entdecken war. Der jugendliche Sänger sprach: „Ich verstehe mich gut auf die Schwimmkunst,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

lege darum deine Kleider und Kostbarkeiten ab, damit ich sie mit meinen eigenen Kleidern hinüberbringe. Nachher komme ich dann wieder, nehme dich auf meinen Rücken und hole dich auch herüber.“ Drüben aber denkt er, die Gattin des Vezierssohnes, die man gewiß aufsuche, werde ihm Unglück bringen, und er macht sich mit allem davon. Die nackte Schöne weinte und klagte. Da kam ein Fuchs mit einem Knochen und schickte sich an, seine Mahlzeit zu halten. Währenddessen tauchte im Wasser ein Fisch auf. Der Fuchs warf seinen Knochen nach ihm und gedachte ihn so zu töten, traf ihn aber nicht und stand nun betroffen da. Die Frau konnte sich des Lachens nicht erwehren und verspottete ihn, daß er, der doch zum klugen Fuchsgeschlecht gehörte, einen sicher erworbenen Genuß mit einem bloß mutmaßlichen vertauschen wollte. Der Fuchs fragte sie, wie es denn komme, daß sie nackend hier verweile. Sie erzählte. Der Fuchs mahnte sie, mit dem Gatten zufrieden zu sein, den der Himmel ihr beschert habe und erbot sich, ihr einen guten Rat zu geben. Sie flehte ihn darum an. „Stelle dich wahnsinnig, dann führt man dich als Kranke heim; du wirst nach und nach wieder vernünftig, und alles ist gut.“ So geschah es[184]).

Der versöhnliche Ausgang ist gewiß sekundär. So findet er sich denn auch nicht in Jātaka Nr. 374 (Bd. III, 219ff.). Ein Brahmanenjüngling von Benares gelangt in Takkasilā zur höchsten Vollkommenheit in der Bogenschützenkunst und erhält die Tochter seines erfreuten Meisters zur Frau. Mit ihr zieht er heim. Sein Weg führt durch eine Wildnis, wo ein gefährlicher Elefant und 50 Räuber hausen. Obwohl die Leute ihn zurückhalten wollen, wankt sein Mut keinen Augenblick; er tötet den Elefanten und 49 Räuber. Für den fünfzigsten, den An-

Digitized by Google · Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

führer, hat er keinen Pfeil mehr. Er ringt ihn nieder, kniet auf seine Brust und ersucht seine Gattin, ihm das Schwert zu reichen, damit er ihm den Kopf abschlage. Sie wird von Begierde zu dem Räuber erfaßt und bietet diesem das Heft, ihrem Gatten die Klingenseite dar. Der Räuber zieht das Schwert schnell aus der Scheide und haut dem Schützenmeister den Kopf ab. Mit ihrem neuen Geliebten, dem sie Auskunft über sich selber gibt, kommt sie an einen angeschwollenen Fluß, und auf ihren eigenen Rat bindet der Räuberhauptmann ihre Sachen in ein Bündel und bringt sie ans andere Ufer. Da er sich aber schon vorher gesagt hat, wenn sie ihrem angetrauten Gatten so mitgespielt habe, werde es ihm nicht besser gehn, so läuft er mit dem Bündel davon. Auf ihre kläglichen Rufe hin antwortet er:

Du gabst das Sichre um das Ungewisse,
Den Altvertrauten um den Unbekannten,
Auch mich wirst du um einen andern tauschen;
So will von hier ich in die Ferne ziehen[185]).

Die Ratlose setzte sich in ein Gebüsch und weinte. Damals hatte nun Bodhisatta den Thron des Götterkönigs inne. Er wollte ihr eine Lehre geben und sprach zu seinen Dienern Mātali und Pañcasikha: „Mātali, du wirst ein Fisch, du, Pañcasikha, ein Vogel, ich aber verwandle mich in einen Schakal, packe mit dem Maule ein Stück Fleisch und trete ihr vor Augen. Du springst dann aus dem Wasser und fällst vor mich hin, und ich werde das Stück Fleisch fallen lassen und auf den Fisch losstürzen. In demselben Augenblick faßt Pañcasikha das Stück Fleisch und fliegt damit in die Luft empor. Du aber, Mātali, sinkst wieder ins Wasser.“ So geschah's, und als die

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Frau den Schakal verdutzt und traurig dastehen sah, brach sie in ein schallendes Gelächter aus. Da sprach der Schakal:

Wer ist sie, die im Rohrgebüsch
So froh aus vollem Halse lacht,
Hier ist kein Tanz doch, kein Gesang,
Und schlägt man nicht die Zymbel schön.
Was lachst, wo es nicht Scherzenszeit,
So laut du, schöne Sussoṇī?“[186])

Sie antwortet: „Du bist der Tor; um Fisch und Fleischstück gekommen, trauerst du wie ein armer Tropf.“ Er aber wirft ihr entgegen: „Anderer Fehler zu sehen ist leicht, die eigenen schwer. Um den Gatten und um den Buhlen gekommen, trauerst du, scheint mir.“ Auf ihre Antwort: „So ist's, aber ich werde jetzt sicher dem Gatten (den ich heirate) ergeben sein“, ruft er:

„Wenn jemand stahl den irdnen Topf,
So stiehlt er auch den Messingtopf:
Das Böse, das du schon getan,
Wirst ebenso aufs neu' du tun.“

Im Pañcatantra übersetzt von R. Schmidt S. 275 haben wir eine Variante derselben Erzählung[187]), und die zwei Schlußverse, in denen die Frau und der Schakal einander mit ihrer Dummheit hänseln, entsprechen dort den von mir in Prosa wiedergegebenen Strophen desselben Inhaltes im Palıȷātaka, bei Schiefner und im Pariśishṭaparvan. Daß aber alle diese Strophen Übersetzungen ein und desselben Originals seien, wie Hertel meint, läßt sich weder beweisen, noch ist es wahrscheinlich. Vgl. seine Nachweise Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. Bd. 18, S. 70 und Hemacandras Pariśishṭaparvan S. 235. Dort zitiert er auch Chauvin II, 85, 232; III, 57, 145.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die erste Hälfte des Schiefnerschen Märchens hat im Palijātaka mehrere Seitenstücke. Neben dem bereits mitgeteilten Aṇḍabhūtajātaka käme da vor allem in Betracht Nr. 327 und Nr. 360. Nr. 360 erzählt: In Benares herrschte ein König names Tamba. Damals war Bodhisatta ein Suparṇa[188]) auf der Insel Serumadīpa. Er pflegte in Menschengestalt mit Tamba Würfel zu spielen. Einmal kam die Königin Sussondī[189]) und schaute zu. Die beiden verliebten sich ineinander. Der Suparṇa verursachte einen ungeheuren Sturm und dichte Finsternis und trug die schöne Fürstin auf seine Insel. Niemand wußte, was aus ihr geworden war. Der König entsandte einen Spielmann seines Hofes, sie zu suchen[190]). Der schiffte sich zusammen mit Kaufleuten ein, die nach Suvaṇṇabhūmi (Goldland) fuhren. Die Kaufleute forderten ihn auf, ihnen Musik zu machen. Er sagte: „Dann werden die Fische unruhig, und das Schiff wird zerbrechen." Aber sie ließen nicht nach, und er spielte und sang. Die Fische wurden ganz toll, und einer sprang empor und fiel mit solcher Gewalt auf das Schiff nieder, daß es zerbarst. Der Spielmann gelangte auf einer Planke nach Serumadīpa zu dem Nyagrodhabaume, auf dem der Suparṇa wohnte. Als der Vogelkönig fort war, fand ihn die Königin am Strand, pflegte ihn aufs herrlichste und buhlte mit ihm. War der Suparṇa daheim, dann hielt sie den Musikanten versteckt. Nach längerer Zeit hatte der Spielmann Gelegenheit, zu Schiffe nach Benares zurückzukehren, und er sang dort vor dem Könige und dem mit ihm spielenden Suparṇa:

„Es weht Timirablumenduft,
Erbrausend rauscht das böse Meer.
Weit fort von hier ist Sussondī.
Die Wünsche, Tamba, stacheln mich."

Digitized by Google | Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der Suparṇa war sehr erstaunt und fragte, wie er denn nach Serumadīpa gelangt sei und mit der Königin Umgang gepflogen habe. Er berichtete in mehreren Strophen, und der Suparṇa sprach: „Ich habe sie sogar in der Suparṇawohnung nicht hüten können; was soll mir die Schlechte!" Wesentlich Gleiches enthält die verkürzte Darstellung in Nr. 327. Hier aber wird der Spielmann vom Vogelfürsten selber auf die Insel und wieder zurückgetragen, ohne daß der gefiederte Kuppelmann seiner eigenen Geliebten etwas davon merkt. Die erste Strophe lautet dort:

Von jenem Ort weht dieser Wind,
Wo meine Allerliebste wohnt.
Weit fort von hier ist Kākātī,
An der[191]) sich meine Seele freut.

Besonders interessant ist die Form bei Chavannes (Nr. XXVII, S. 139), die freilich trotz ihres hohen Alters[192]) einen moderneren Eindruck macht, als die bisher gegebenen Gestaltungen.

Autrefois il y eut une femme qui enfanta une fille d'une beauté sans égale. Quand (cette fille) eut trois ans, le roi du royaume la prit pour la regarder et appela un réligieux pour déterminer d'après son horoscope si elle pourrait ou non devenir plus tard son épouse principale. Le réligieux lui dit: „Cette fille connaîtra un homme, et Votre Majesté ne viendra certainement qu'après lui." (Le roi dit:) „Je la tiendrai prisonnière et bien cachée." Il appela alors auprès de lui une grue (et lui demanda:) „Où est l'endroit où vous habitez?" Elle répondit au roi: „Je réside sur un arbre qui est à mi-côte d'une haute montagne; c'est un lieu par où ne peuvent passer ni les

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

hommes ni les animaux. En bas est un tourbillon d'eau sur lequel les bateaux ne peuvent aller." Le roi lui dit: „Je vous confie cette fille pour que vous l'éleviez." Aussitôt elle la saisit et l'emporta. Chaque jour elle allait prendre de la nourriture chez le roi pour la donner à la fille. Après qu'il en eut été pendant longtemps ainsi, il y eut au sommet (de la montagne) un village qui fut emporté par les eaux; un arbre suivit, tantôt droit et tantôt incliné, le fil de l'eau et descendit le courant; or un jeune homme avait pu se cramponner à cet arbre et tomba dans le tourbillon d'eau sans pouvoir en sortir; arrivé à la fin du tourbillon, l'arbre sortit en bondissant et resta appuyé contre la montagne; le jeune homme put monter sur l'arbre de la grue et s'unit avec la fille; la fille alors le tint caché. (Cependant) la grue soulevait chaque jour la fille pour la peser, (pensant que) si elle devenait lourde, ce serait preuve qu'elle était enceinte, tandis que si elle n'état point encore (enceinte), elle serait légère; la grue s'aperçut (ainsi) que la fille était devenue lourde; elle chercha de tous côtés et trouva le jeune homme; elle le prit et le chassa; puis elle alla raconter au roi ce qui s'etait passé. Le roi dit: „Le religieux était habile à dresser les horoscopes."

Le maître dit: „Quand des personnes sont appariées pour des causes provenant de naissances antérieures, il n'y a aucune force qui puisse les maîtriser; dès que l'une d'elles rencontre celui a qui elle est appariée, alors leur union doit avoir lieu. Il en est aussi de même pour les animaux vivants de toute espèce[193]).

Die bekannte Erzählung aus Tausend und einer Nacht vom König Salomo und dem Greifen (Chauvin VI, 29 und 30, vgl. V, 253) stimmt zum Teil näher mit Schiefners Märchen, zum Teil näher mit den Jātakas überein, so

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

genau sie auch in gewissen Einzelheiten zu Chavannes' Version paßt. Direkt geht sie wohl auf keine einzige dieser Formen zurück. Je mehr wir in das Märchenmeer hineinschauen, desto größer wird unser wirres Staunen über das Ineinanderwogen und desto geringer unsere Neigung zu sagen: „Dies ist da herausgeschöpft worden[194]).

Das Palijātaka schon berichtet auch von dem wohldressierten Elefanten des Hemacandra. In Nr. 122 wird uns mitgeteilt: Bodhisatta wurde einmal als herrlicher weißer Elefant geboren und vom Magadherkönig zu seinem Staatselefanten gemacht. Da aber die Leute nur dieses edle Reittier priesen, so wurde der König zornig und beschloß, es von einem steilen Berg hinabstürzen zu lassen. Er rief den Elefantenlehrer und herrschte ihn an: „Du hast den Elefanten schlecht dressiert!" „Gut habe ich ihn dressiert." „Kannst du ihn dann auf die Spitze des Berges Vepulla hinaufreiten?" „Gewiß." Als der Elefant mit seinem Lenker droben stand, sprach der König: „Ist dein Elefant wohl dressiert, so laß ihn auf drei Beinen stehen." Es geschah. „Auf den zwei Vorderbeinen." „Jetzt auf einem Bein." Alles führte der Elefant aus. „Jetzt laß ihn in der Luft stehen!" Da ging der Elefant, von dem erzürnten Lehrer dazu aufgefordert, kraft der Wundermacht seiner in früherem Dasein erworbenen Verdienste durch die Luft dahin, weg von dem schlechten, törichten König und hin zum Fürsten von Benares, der ihm dann die höchsten Ehren erwies.

Auch der einfältige junge Gatte bei Hemacandra, der so fest auf seinem: „Das war ich" besteht, hat noch eine Sonderexistenz, eine Novelle ganz für sich, und zwar in dem 45. Tag des Heptameron der Margareta von Navarra, der Schwester Franz des Ersten von Frankreich.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

In Tours wohnte ein kluger Tapetenwirker (tapissier), der eine gute Frau hatte und mit ihr in Frieden und Eintracht lebte. Aber obwohl er bestrebt war, ihr in allem zu gehorchen und ihr nichts Böses zuzufügen, trieb ihn doch seine menschenfreundliche Freigebigkeit, oft seinen Nachbarinnen zu geben, was seiner Frau gehörte, freilich so heimlich wie nur möglich. Einmal verliebte er sich in ein Zimmermädchen in seinem Hause, schalt aber immer auf sie, um seine Gattin irre zu führen. Eines Tages sagte er: „Das faule Mensch verdiente eine Tracht Prügel. Aber du kannst sie ihr nicht geben, denn deine Hand ist zu schwach, und dein Herz ist zu mitleidig. So muß ich's wohl tun.“ Die Frau war es zufrieden. Grimmiger Miene ging er mit einem Bündel Ruten hinauf ins Zimmer zu dem Mädchen, büßte an ihr seine Lust und schlug dann die Ruten am Bett in Stücke, damit ja seine Frau nichts merke. Die arme Magd weinte aufs heftigste, ging zu ihrer Herrin und fiel vor ihr auf die Knie nieder, indem sie sagte, der Mann habe an ihr das größte Unrecht begangen, das je einer Chamberière zugefügt worden sei. Die Herrin aber glaubte, sie meine die Rutenhiebe und sprach: „Mein Mann hat ganz recht getan, schon über einen Monat habe ich ihn darum gebeten.“ Da dachte das Mädchen, weil ihre hochverehrte Herrin völlig einverstanden sei, könne die Sünde nicht groß sein, und sagte nichts mehr. Der Tapetenwirker freute sich, daß seine Eheliebste so zufrieden war, und die Magd weinte von jetzt an nicht mehr, wenn er sie umarmte. So ging die Sache bis zum Winter, und wie der Mann bisher mit dem Mädchen auf dem grünen Gras im Garten das Kruzifix gemacht hatte, so machte er es jetzt eines frühen Morgens, ehe sonst jemand wach war, dort draußen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

auf dem Schnee. Aber eine Nachbarin sah es von ihrem Fenster aus und war sehr über diese Schlechtigkeit des „unverfrorenen" Liebeshelden und der Dienerin erbost. Als der Tapetenwirker seine schönen Künste gemacht hatte, schaute er sich um und gewahrte die Nachbarin. So führte er seine Gattin im Hemd, gerade wie vorher das Hausmädchen, hinaus in den Garten und vergnügte sich mit ihr auf dem Schnee genau wie zuvor mit der Zimmerfee. Als die gute Frau dann zur Messe ging, erzählte ihr die Nachbarin die Geschichte. Sie aber lachte und rief: „Das war ja ich!" „Wie? Im Hemd? Heute morgen ungefähr um fünf Uhr?" „Gewiß, das war ich." Wie auch die andere auf sie einreden mochte, sie blieb dabei. Als dann ihr Mann kam, berichtete sie ihm alles. Er lobte sie wegen ihrer Klugheit und sprach den Wunsch aus, Gott möge sie zu seiner Ehre beide recht lange in so gutem Einverständnis erhalten. „Amen, mein Freund," sagte die Gute, „ich hoffe, von meiner Seite soll's nie fehlen."[195])

Weniger kompliziert als Hemacandras Erzählung, die wir soeben in ihren Parallelen verfolgt haben, ist das von Jülg übersetzte Märchen aus der Sammlung Ardschi Bordschi (Innsbruck 1867). Es schließt mit dem Gottesurteil.

„Früh vor Zeiten lebte ein König mit Namen Tsoktu Ilagukssan, der eine Tochter namens Naran Gerel („Sonnenschein") hatte. Wer Naran ansah, dem wurden die Augen ausgestochen; dem Manne, der in ihr Wohnzimmer trat, schlug man beide Beine entzwei: so unerbittlich hart war der König mit seinem Machtgebot. Diese Tochter Naran sprach einst zu ihrem Vater: „Da ich weder Mensch noch Tiere zu sehen Gelegenheit habe, so wird mir die

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zeit lang; am Fünfzehnten des Monats hätte ich Lust auszugehen und mich etwas umzuschauen." Der König war damit einverstanden. Er ließ überallhin einen Befehl des Inhaltes verbreiten: alle Auslagegegenstände solle man öffentlich zur Schau ausstellen, alles Vieh lasse man herein, die Männer und Frauen dagegen sollen Fenster und Türen schließen und nicht heraustreten; wenn einer heraustrete, den werde er mit strenger Strafe züchtigen[196]).

Am Fünfzehnten des Monats nun fuhr Naran in einem neuen Wagen sitzend, von zahlreichen Mädchen und Frauen rings umgeben, in der Stadt umher und betrachtete sich alle Waren und Auslagegegenstände.

Inzwischen hatte ein Minister namens Ssaran („Mond") vom Söller aus, auf den er, in der Absicht die Königstochter zu schauen, emporgestiegen war, dieselbe mit Muße betrachtet. Diesen gewahrte Naran. Sofort streckte sie einen Finger in die Höhe und machte mit der anderen Hand auswärts rings um denselben eine Kreisbewegung; darauf ballte sie die Hand zusammen und ließ sie wieder frei; dann legte sie zwei Finger zusammen und deutete damit nach ihrem Hause hin. Ssaran stieg eiligst herab und ging in seine Wohnung. ‚Nun," fragte ihn seine Frau, „hast du die Königstochter gesehen?" „Sie hat mir," erwiderte er, „Böses gedroht; was soll ich anfangen?" „Wie hat sie dir denn gedroht?" fragte die Frau. Da machte er sie mit sämtlichen Zeichen von Naran bekannt. Die Frau sprach: „Sie hat dir keineswegs gedroht. Die angeführten Zeichen dürften wohl so zu deuten sein: das Emporstrecken des einen Fingers in die Höhe bedeutet, daß sich in der Nähe der Wohnung ein einzelner Baum befindet; daß sie die Hand auswärts um den Finger einen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Kreis machen ließ, damit dürfte eine Ringmauer gemeint sein; daß sie die Hand zusammenballte und dann wieder frei ließ, damit dürfte sie angedeutet haben: ‚komm in den Blumengarten‘; das Zusammenlegen der beiden Finger dürfte heißen: ‚mit dir möchte ich mich vereinen‘; geh nur hin.“ Der Minister erwiderte: „Ist denn nicht das Verbot des Königs Tsoktu Ilagukssan so streng?“ worauf die Frau sagte: „Wenn die Fürstentochter einladet, pflegt man da nicht zu kommen? Geh, nimm diesen Edelstein und mache dich auf den Weg; der Edelstein wird dir vielleicht nötig sein.“ Mit diesen Worten entließ sie ihn.

Ssaran machte sich auf, begab sich in den Blumengarten und setzte sich an den Fuß des Baumes. Inzwischen war auch Naran herausgetreten, und die beiden genossen der Freude und ruhten schlummernd bis zum Aufgang der Sonne. Da erschien ein Beamter, der die Aufsicht über den Garten führte, mit hundert Bewaffneten, erkannte die Königstochter Naran und den Minister Ssaran, ergriff sie beide, führte sie ab und setzte sie ins Gefängnis. Bei diesem Anlaß sprach die Königstochter: „Ich sollte zu meinem Vater, dem Chan, gehen.“ Doch der Beamte, der sie verhaftet hatte, versetzte: „Wie viele Menschen, die dieses Mädchen geschaut haben, sind nicht schon umgekommen! Jetzt ist Naran Gerel dem Tode nahe. Dem Tode vieler Leute setze ich auf diese Weise ein Ziel. Den Leuten, die dieses Mädchen geschaut, mußte man die Augen ausstechen; den Leuten, die ihr nahe gekommen, die Füße entzwei schlagen!“ Und mit diesen Worten behielt er sie in Gewahrsam.

Indessen fragte Naran Gerel den Ssaran, ob er irgendein Rettungsmittel kenne; aber der Minister erwiderte, daß es keinen Ausweg gebe. „Wie hast du denn“, fragte

Digitized by Google	Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sie weiter, „meine Zeichen erkannt?“ „Ich“, versetzte er, „habe sie nicht erkannt; meine Frau hat sie erkannt.“ „Da muß wohl deine Frau sehr verständig sein,“ sprach sie, „hat sie dir sonst etwas mitgegeben?“ „Nichts,“ sagte er, „nur diesen Edelstein hier hat sie mir gegeben.“ Naran nahm den Edelstein, und indem sie damit an das Fenster des Gefängnisses klopfte, rief sie: „Ihr Leute, die ihr uns bewacht, nehme einer von euch diesen Edelstein; für Menschen, die sterben sollen, ist ein Edelstein unnütz; sollte er nicht euch Lebenden einmal nützlich sein? Wer ihn aber in Empfang nimmt, der gehe hin, klopfe dreimal an das Tor des Ministers Ssaran, umwandle dasselbe dreimal und komme dann zurück.“ Ein Mann nahm den Edelstein und kam, nachdem er dreimal klopfend die Türe des Ministers Ssaran umwandelt hatte, wieder zurück. Da Ssarans Gemahlin die Verhaftung ihres Mannes hieraus erkannt hatte, zog sie ein buntgeschmücktes Gewand an, setzte einen großen schwarzen Hut auf, nahm ein kostbares Körbchen, in welches sie allerlei Früchte füllte, und machte sich auf den Weg in Gestalt derer, welche die Türen der die Verbrecher aufnehmenden Gefängnisse mit Almosenspenden besuchen. Als sie zu der ihren Mann einschließenden Türe gelangt war, sprach sie zu dem wachhabenden Aufsichtsbeamten: „Da mein Mann heftig erkrankt ist, so lautet der Ärzte Ausspruch dahin, daß es ersprießlich wäre, wenn ich unter diesen Unglücklichen hier Speise austeilen würde; ich möchte hier eintreten und diese meine Speise reichen.“ Auf diese Worte versetzte der Beamte: „Bei einem Weibe sind viele Reden unnötig; tritt rasch ein und wenn du ausgeteilt, so komm wieder heraus.“

Nachdem die Frau eingetreten, setzte sie der Naran

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Gerel ihren eigenen Hut auf und ließ sie auf diese Weise entkommen; sie selbst aber blieb mit ihrem Manne ruhig abwartend zurück[197]).

Inzwischen war der König erschienen, und als ihm auf seine Frage der Beamte die von ihm vorgenommene Verhaftung der Naran Gerel und des Ministers Ssaran meldete, da geriet der große König in Zorn, und das Schwert ziehend befahl er, die beiden auf der Stelle vor ihn zu führen. Man führte sie vor, und als der König die beiden erblickte, rief er: „Wo ist Naran Gerel?“ Die Frau sprach: „Wir beide wissen es nicht.“ „Warum seid ihr denn verhaftet worden?“ fragte der König. Der Minister antwortete: „Meine Frau hier hatte Lust den königlichen Blumengarten zu besuchen; indem ich sie hinführte, um ihn ihr zu zeigen, haben wir die Nacht da zugebracht; eine andere Schuld auf unserer Seite wissen wir nicht.“ Der König sprach: „Wo auch immer der Mann und die Frau die Nacht zugebracht haben, dafür sind sie nicht strafwürdig; wie sollte man sie deshalb gefangen setzen?“ Damit ließ er den kommandierenden Aufsichtsbeamten samt den hundert Mann dem Minister auf Gnade und Ungnade. Da wagte der Aufsichtsbeamte dem Könige folgende Vorstellung zu machen: „Bei der unlängst erfolgten Verhaftung war es in der Tat deine Tochter Naran; den Mann aber kenne ich nicht im geringsten. Es bleibt mir freilich nichts anderes übrig als der Tod; doch laß die Tochter Naran zuvor einen Eid über Gerstenkörnern leisten, dann will ich sterben.“ Der König willigte ein und befahl seiner Tochter Naran den Eid über Gerstenkörnern zu schwören. Bei einer solchen Gelegenheit pflegt alles, was Gerstenkorn heißt, sobald ein Mensch schwört, der vorher Böses getan hat, auf falsche Worte

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

hin mächtig in die Höhe zu schießen, auf wahre Worte hin wächst sicherlich nichts.

Naran Gerel sprach zu ihrem Vater: „Warum soll ich, deine einzige Tochter, schwören? Mag ich nun aber eingezogen oder zuchtlos mich aufgeführt haben, vor einer zahlreichen Menge will ich den Eid leisten.“

Der König ging darauf ein und ließ mittelst einer Kundmachung das Volk sich versammeln.

Als die Gemahlin des Ministers Ssaran dies erfahren, bestrich sie ihren Mann am ganzen Leibe mit schwarzer Farbe und, indem sie auf diese Weise ihn ganz schwarz aussehend machte, gab sie ihm folgende Anweisung: „Zur Stunde, wann die Königstochter Naran sich daran macht, bei der Führung ihres Prozesses vermittelst Gerstenkörner den Eid zu leisten, da begib dich, das eine Auge halb schließend, auf einem Fuß hinkend, blindlings und blödsinnig lachend, ein als Stab dienendes Stück Holz in die Hand nehmend, unter allerlei bösartigen Bewegungen in die zahlreiche Versammlung. Bei dieser Gelegenheit wird vielleicht die Königstochter Naran irgendeinen Ausweg finden; den königlichen Untertanen suche ihr Essen wegzunehmen.“ Mit solchen Anweisungen entließ sie ihn. Als er nun diesen Vorschriften gemäß auftrat, sprach der König: „Entfernt doch dieses widrige, abscheuliche Wesen, das man nicht anschauen kann!“ Während ihn nun die Minister, den Abscheu gegen ihn noch mehr erregend, etwas weiter zurückstießen, erhob sich die Königstochter Naran und sprach zu ihrem Vater also: „Während ich unschuldig bin, hat mich dieser Aufsichtsbeamte verleumdet. Indessen über diesen Gerstenkörnern hier zu schwören, verstohlene Liebe, so lange man jung heißt, gänzlich abzuschwören, das wäre gegen alle Gewohnheit.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Dessen ungeachtet aber will ich, indem ich auf irgendein Mannsbild hinweise, den Eid leisten. Wenn ich nun auf einen schönen Mann hinweisen und schwören wollte, so würde ich neuerdings mit diesem Scherz treiben. Ich zeige euch daher diesen mißgestalteten Menschen hier, bei ihm will ich schwören; sprecht nur eure Zustimmung aus.“ Da riefen die sämtlichen Minister: „Wie kann die Königstochter auf ein so häßliches widriges Geschöpf hinweisen und bei ihm schwören?“

Doch Naran antwortete: „Das verschlägt nichts; laßt mich einmal mit dem in Wirklichkeit verbunden gewesen sein; was für ein besonderer Mut gehört denn dazu, ein nichtiges Geständnis abzulegen?“ Dabei erhob sie sich und begann also: „Von klein an bis auf heute habe ich meines königlichen Vaters Namen nimmermehr befleckt; der einzige Mann, den ich geliebt, ist dieser mißgestaltete Mensch hier; mit einem anderen Menschen außer ihm habe ich nimmer männlichen Umgang gepflogen.“ In solchen Worten leistete sie ihren Eid. Da sie ihrerseits die Wahrheit gesprochen, so erhoben sich die Körner auch nicht im geringsten. Der König an der Spitze und alle insgesamt glaubten jetzt an die Unschuld der Königstochter Naran; den Aufsichtsbeamten ließ er hinrichten; den Minister Ssaran ließ er straflos ausgehen.

In vielen Punkten berührt sich aufs innigste mit diesem Märchen der von Hertel übersetzte moderne kaschmirische Volksroman vom klugen Vezier, Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde Bd. 18 (1808), S. 66ff, 160ff., 379ff.

Der Königssohn von Rūm sieht die wunderschöne Prinzessin von Rūs und wird sehr liebeskrank. Sein treuer Freund und täglicher Genosse von Kindheit an,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

der Vezierssohn, bricht mit ihm auf, und sie ziehen nach Rūm. Dort geben sie sich als schiffbrüchige Kaufleute aus und quartieren sich in einem Häuschen bei einer Alten ein. Dem listigen Vezierssohn gelingt es, zuerst in der Verkleidung als Cousine der Gärtnerstochter mit einem Kranze zur Königstochter zu gelangen und sich und seines Prinzen Liebesnot zu entdecken, dann als Stellvertreterin der Freundin der Lehrerstochter, die der Prinzessin Leseunterricht erteilt, und schließlich mit Hilfe eines großen und sehr künstlichen Papageien, in dessen Bauche er sich vom Prinzen zu ihr hinziehen läßt. Die Königstochter sagt alle drei Male ein Stelldichein im Garten zu, kommt jedoch die beiden ersten Male zu spät, findet den Prinzen eingeschlafen und läßt für ihn oder an ihm Zeichen zurück, die aber keinerlei Bestimmung über ein zukünftiges Rendezvous enthalten, sondern nur einen Sachverhalt angeben, und die der Vezierssohn, als der Prinz verzweifelnd heimkehrt, richtig deutet. Beim dritten Male jedoch findet die Liebesvereinigung der beiden wirklich statt. Aber der Prinz hat das Gartentor zwar geschlossen, jedoch die Kette nicht vorgelegt, während ihm doch beides eingeschärft worden war. Das bemerkt der Polizeichef, als er seine Runde macht, stellt Nachforschungen an und findet die beiden zusammen eingeschlafen. Die Prinzessin sucht ihn durch Bitten und Geldanerbietungen zur Schonung zu bewegen. Der Beamte aber weist auf den strengen Befehl des Königs hin, jedes Weib, das die Keuschheit verletze, dem Gerichte auszuliefern, und auf die Gefahr, die seinem eigenen Leben drohe, wenn er seine Pflicht versäume. Er läßt also die beiden, gerade wie sie auf dem Bette liegen, ins Gefängnis bringen. Die Königstochter aber findet Ge-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

legenheit, einen vorübergehenden Mann anzuflehen, er möge an einem bestimmten kleinen Häuschen laut rufen: „Vezier, beim Pflügen sind die Rinder in Kümmernis gefallen.“ Als der auf seinen Herrn wartende Ministersohn diese Worte hörte, rannte er hinaus und erfuhr von dem Manne, daß jemand im Gefängnis diesen Auftrag gegeben habe. Da wußte er alles, kleidete und schmückte sich als Kaufmannsfrau, legte Kuchen und 200 Rupien auf ein Brett und trug sie so zum Gefängnis. Dort sagte die „Kaufmannsfrau“ den Torhütern, ihr Gatte sei nach zwei Jahren endlich von einer Handelsreise heimgekehrt und sie habe folgendes Gelübde getan, das sie jetzt ausführen wolle: „In der Stunde, in der mein Gatte mit dem Gelde zurückkommt, das er mit seinem Handel verdient hat, gehe ich, um unter die Gefangenen Kuchen und Rupien zu verteilen.“ Sie gab den Wächtern selber tüchtig von ihrem Geld und den Kuchen und diese mahnten sie, den zwei frisch eingebrachten Gefangenen auch etwas zu geben. Die Prinzessin verließ dann als Kaufmannsfrau unbehelligt das Gefängnis und ging nach Hause. Der Veziersohn hatte von daheim Rauchmaterial mitgebracht, und so zogen er und der Prinz sich nackt aus, bestrichen ihren Körper mit Asche und rauchten nun als Betteljungen Hanf aus Leibeskräften. Der König war natürlich sehr aufgebracht, als er den Bericht seines Polizeioberhauptes erhielt, schaute aber doch erst nach, ob seine Tochter wirklich nicht in ihrem Bette sei, und sah sie ruhig schlafen; am Morgen fand man dann im Gefängnis auch nur die zwei Jünglinge[198]). Diese erzählten, wie sie, von Hunden verfolgt, sich in den Garten und dann in die dortige Villa geflüchtet und auf dem Bette den betäubenden Hanf geraucht hätten; weiter wüßten sie von nichts. Der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Polizeichef sollte nun auf des Königs Gebot gepfählt werden. Er aber sagte: „O König, ich selbst habe die Prinzessin gesehen zu jener Zeit, habe auch mit ihr gesprochen. Ja, sie hat sogar zu mir gesagt: „Enthülle mein Geheimnis nicht. Ich bin des Königs Tochter. Alle Schätze, die ich aufgehäuft habe, will ich dir geben; nur laß mich frei." Ich aber ließ sie nicht frei, weil ich mir sagte, du würdest mich hinrichten lassen, wenn du es erführest. Nun will ich dir etwas sagen: Die Prinzessin muß sich einem Gottesurteil unterwerfen, indem sie die Kette der Moschee berührt. Ruft sie das Gottesurteil ungerechterweise an, so wird ihre Hand von der Kette gefesselt; tut sie es gerechterweise, so bleibt ihre Hand frei. Geschieht dies, so mögest du mich pfählen lassen, sonst nicht." Der König erklärte sich einverstanden.

Die Prinzessin war zuerst der Verzweiflung nahe, dachte aber dann, der Veziersssohn werde schon einen Ausweg finden und schickte ihm einen Brief. Und er schrieb ihr zurück, der Prinz werde sich wahnsinnig stellen und vor dem Gottesurteil sie anpacken und umarmen. Sie solle ihn von ihren Dienern schlagen und auf dem Boden schleifen lassen, dann aber auf die Bitte des Veziersohnes sofort freigeben. Darauf möge sie sich dem Gottesurteil in dieser Weise unterziehen: „Wenn mich außer diesem Verrückten jemals ein Mann umarmt hat, soll meine Hand gefesselt sein; wenn nicht, so bleibe sie frei."

Der Prinz zog nun jeden Tag bis zu der Stunde, die für das Ordal anberaumt war, als irrsinniger Unfugstifter in der Stadt umher, und vor aller Augen umarmte er dann die Königstochter, als sie sich zur Unschuldsprobe anschickte. Sie leistete den Eid in der vom Veziersohne angegebenen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Weise, berührte die Kette und war gerechtfertigt[199]). Der Vezierssohn brachte es dann durch seine List auch dahin, daß die Prinzessin, obwohl sie mit dem Königssohn von Arb vermählt werden sollte, in Wirklichkeit ihren Prinzen in aller Form heiratete und daß das junge Paar unbemerkt zusammen in die Heimat des Gatten kam; der Vater der Königstochter söhnte sich schließlich mit der Sachlage aus. Ja, der Verschlagene erreichte sogar in seiner Rolle als neuvermählte Prinzessin von Rūs, daß er zuerst der Bettgenosse und dann der Gemahl der Schwester des Prinzen von Arb wurde. Diese letzte List gehört in den Kreis von Geschichten, die ich in meinem Daśakumāracaritam S. 81 ff. besprochen habe. Man vergleiche dazu noch Clouston, Book of Sindibad S. 286; Folk-Lore IV, S. 291 ff.; Iken, Touti Nameh von Nechschebi (oder besser: Kādirī) S. 97 ff.; Rosen, Tuti-Nameh II, 178 ff.; ZDMG. XXI, 539 (36. Nacht); Stuttg. Lit. Verein Bd. 208, S. 215[200]).

Die Geschichten mit der Zeichenbotschaft bieten also folgende Gestalten:

Vetāla: Die Schöne macht Zeichen, der Prinz versteht nicht, der Freund deutet, die Alte wird (dreimal) geschickt, schlecht behandelt und weiß nichts, der Freund deutet wieder, und infolgedessen Vereinigung der Liebenden.

Chauvin V, 144 (1001 Nacht): Zeichen, keine Kupplerin, Zeichen gedeutet durch die edle Cousine des Liebhabers, die er heiraten soll.

Sindibād: Zeichen, Erklärung durch Alte, eine Botin wird gesandt, ihr Angesicht geschwärzt und sie durch Wasserleitung entfernt, neue Erklärung durch die

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Alte, Schlaf im Garten, Spangenraub, Hinausnehmen des Gatten in den Garten, Beklagung über den Schwiegervater, der beschämt wird. (Vgl. Chauvin VIII, 75.)

Hemacandra: Kurzes Gespräch, in der die Schöne ihre Bereitwilligkeit verrät, der junge Mann schickt eine Alte zu ihr, sie schlägt ihr ein Rußmal auf den Rücken, der Verliebte deutet richtig, schickt die Alte wieder, diese wird zum Westtor (oder Hintertor) des Aśokagartens hinausgestoßen, der junge Mann versteht wieder, Zusammenkunft und Schlaf im Garten, Spangenraub, sie mit dem Gatten in den Garten, sie beklagt sich, der Schwiegervater denunziert am Morgen, der Sohn: „Das war ich." Der Schwiegervater protestiert, sie verlangt Gottesurteil, der Buhle als Verrückter, der schlaflos gewordene Schwiegervater wird vom König zum Haremswächter gemacht, sieht Königin mit Elefantenwärter buhlen, gibt sie an, die Schuldigen werden verbannt, Königin verrät erst ihren Galan um einen neuen, wird dann von diesem verraten und durch Schakal und den von ihr getöteten, zum Gott gewordenen Elefantenführer belehrt und bekehrt.

Cardonne: Zeichen, junger Mann versteht, schickt Alte, sie gescholten und durch unterirdischen Gang weggeschickt, junger Mann versteht, wieder Schlaf im Garten, Spangenraub, Hinausnehmen des Gatten in den Garten, Klage durch den Schwiegervater, Sohn: „Das war ich!" Schwiegervater fordert Gottesurteil, der Buhle als Verrückter, Schwiegervater hält umsonst strenge Wache, König macht ihn zum Haremswächter, er sieht Königin mit Elefantenwärter buhlen, ist jetzt zufrieden.

Mongolisches Märchen: Zeichen der Prinzessin gedeutet durch die Gattin des damit beehrten Ministers,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zusammenkunft im Garten, überrascht und gefangen genommen durch Gartenaufseher, Minister bekennt ihr, daß seine Frau Zeichen gedeutet, Rätselbotschaft an diese durch die Prinzessin, Gattin kommt, gibt frommes Werk vor und substituiert sich für die Buhlerin, Gottesurteil vom Gartenaufseher gefordert, Galan als abstoßender Mensch von seiner Gattin gesandt, mit seiner Hilfe geht sie rein hervor.

Kaschmirisches Märchen: Zeichenbotschaft, aber ohne den gewöhnlichen Zweck, der Prinz versteht nicht, wohl aber sein Freund, Überraschung beim Stelldichein im Garten und Abführung ins Gefängnis, Befreiung durch den Freund, der sich als Weib verkleidet und substituiert, Gottesurteil vom Beamten verlangt, Liebhaber als Verrückter und vom Freund angestiftet.

Belutschistanisches Märchen: Zeichen, Prinz versteht nicht, Deutung durch Freund, Prinz und Freund kommen als Kaufleute in die Stadt der Frau, neue Zeichensprache durch sie, gedeutet vom Freund, Zusammenkunft in einsamem Grabmal, König liebt die Heldin, läßt die von einem Wahrsager verratenen Verliebten umzingeln, Freund kommt als Weib verkleidet, „um dort zu beten", macht die Wache betäubt[201]), substituiert sich, der Wahrsager verlangt Gottesurteil, der Prinz als vom Freund beorderter Schwachsinniger.

Das Gottesurteil (der zweideutige Eid) ist mit dem Spangenraub kombiniert: Śukas. text. simpl. (während der text. orn. kein Gottesurteil hat); mit der Zeichenbotschaft ohne Spangenraub: mongol., kaschmir. und belutsch. Märchen; mit Zeichenbotschaft und Spangenraub: Hemacandra und Cardonne.

Die ursprünglich getrennte Novelle vom Spangen-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

raub lautet etwa: Zwei Verliebte werden vom Schwiegervater der Frau überrascht, er zieht der Sünderin zum Zeichen ihrer Schuld die Fußspange ab, muß sich aber am Morgen durch den Sohn gedemütigt sehen a) weil der Hahnrei sich von der Gattin ohne weiteres beschwatzen läßt (Śukas. text. orn.)[202], b) weil sie nachher den Gatten herausgeholt und sich mit ihm an der gleichen Stelle gelagert hat, der Gute also glaubt, er sei es gewesen (Kādirī). Daß der Ort des Spangenraubes ursprünlich im Freien war (bei Kādirī unter einem Baum im Hof[203]), sonst Garten oder Park) hat von vornherein alle Wahrscheinlichkeit für sich, sodann die große Mehrzahl der Fassungen. Wo dies Moment fehlt, liegt Ungeschicklichkeit vor.

Wie nur im text. orn. der Śukas. und bei Kādirī der Spangenraub gesondert gehalten ist, so nur in 1001 Nacht (Chauvin V, 144) die Zeichenbotschaft: eine Frau macht einem Manne Zeichen, die ihm sonst jemand deutet, worauf die beiden glücklich zusammenkommen.

Sonst erscheint:

a) Zeichenbotschaft und Spangenraub kombiniert: Sindibād.
b) Spangenraub und zweideutiger Eid: Śukas. text. simpl.
c) Zeichenbotschaft mit Überraschung beim Stelldichein, Gefangennahme und Substitution der Gattin oder des verkleideten Freundes an Stelle der Sünderin: mongol., kaschmir. und belutsch. Märchen.
d) Zeichenbotschaft, Spangenraub, Gottesurteil (und weitere Motive) zusammenfabuliert: Hemacandra und Cardonne.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schon darnach gehören also die unter den einzelnen Rubriken aufgeführten Fassungen enger zusammen. Mit dem kaschmir. und dem belutsch. Märchen verbindet dann die Vetālerzählung der Umstand, daß in allen dreien der Freund zum Schluß die Verliebten in den Hafen der Ehe einlaufen läßt[204]).

In allen Fassungen der Zeichenbotschaft macht die Frau die Zeichen (und sendet die Rätselbotschaft). Die Deutung aber erfolgt durch:

a) den Buhlen: Hemacandra und Cardonne;
b) die Braut oder die Gattin des Buhlen: 1001 Nacht, mongol. Märchen;
c) den Freund: belutsch., kamsch., Vetāla.
d) eine Kupplerin: Sindibād.

Dagegen versteht die auch als Botin fungierende Alte nicht, weshalb sie so behandelt wird: Vetāla, Hemacandra, Cardonne (im Sindibād dient folgerichtig dann auch die Kupplerin nicht als Botin, sondern eine andere). Der Botin werden von der Schönen Male auf den Leib oder das Gesicht aufgetragen, und sie wird auf einem bestimmten Wege entfernt — beides als Verständigungsmittel: Vetāla, Sindibād, Hemacandra („Anschwärzung" in den zwei letzten Fällen), während Cardonne eine Abweichung von Hemacandra aufweist: das erstgenannte Moment fehlt. Auch das Tor des Aśokahains ist in der türkischen Form gewichen und hat dem unterirdischen Gang des Sindibād Platz gemacht. Ebenso wird wie im Sindibād die Botin nur einmal geschickt, bei Hemacandra aber zweimal und in der Vetālerzählung dreimal.

Beim Spangenraub muß, wie in den einfachen Formen, auch in der kombinierten des Sindibād der


Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schwiegervater die Vorwürfe seines Sohnes hinnehmen und alles beim Alten lassen. Dagegen ist er nicht zufrieden und verlangt darum die Buhlerin das Gottesurteil: Hemacandra, Śukas. Ebenso erbietet sich die Ehebrecherin selber in der Grettissage und im Pālijātaka. In allen übrigen Fassungen vom zweideutigen Eid aber stellen andere die Forderung, und zwar:

a) der Gatte (zusammen mit seinen Beratern oder dem Gericht): Tristansage[205], Virgiliussage, Straparola, Basset, Chavannes;
b) der Schwiegervater: Cardonne;
c) der Aufsichtsbeamte: mongol. Märchen;
d) der Polizeichef: kaschmir. Roman;
e) der Wahrsager: belutsch. Märchen (also in den drei letzten fremde Personen).

Auf die List verfällt:

a) die Buhlerin: Gottfried, nordische Tristansage, englisch. Tristan (? „wie es zwischen ihnen abgemacht war"), Berol, wohl auch Grettissage und isländische Tristramsage (doch läßt es sich wenigstens aus Golthers Darstellung nicht entscheiden), Virgiliussage, Basset, Cardonne, Hemacandra, Śukas., Chavannes, Pālijātaka;
b) eine dritte Person, nämlich der Freund des Helden in den Fassungen aus Kaschmir und Belutschistan, die Gattin des Buhlen im mongol. Märchen;
c) der Buhle selber: Tavola ritonda, Straparola.

Der Buhle erscheint dabei:

a) als blödsinniger (häßlicher und bösartiger) Zuschauer, den dann ohne sein weiteres Zutun die


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schuldige zu ihrer Eidesformel gebraucht[206]): mongolisch;

b) als *Zuschauer*, der die Frau bei der Hand faßt: Jātaka;

c) als Eselstreiber: Basset (hier wie schon im Jāt. und in allen folgenden Formen direkt beteiligt);

d) als Bettler: Berol (krank), Grettissage, isländische Tristramsage;

e) als Pilger: Gottfried, Nordische Übers. des Thomas, wohl auch Sir Tristrem;

f) als Narr: Straparola, Virgiliussage, Märchen aus Kaschmir und Belutschistan[207]), Cardonne, Hemacandra, Śukas., Chavannes.

Zur Keuschheitsprobe selber werden verwendet:

a) Feuer: Pālijātaka, hier zugleich Würfel (wie auch im pendschabischen Drama von Sîlâ Daî, wo daneben siedender Ölkessel in der Flamme), belutsch. Märchen;

b) das glühende Eisen (dem Feuer ja aufs engste verwandt): Tristansage[208]);

c) Wasser: Cardonne;

d) magischer Stein: Tavola ritonda (neben dem glühenden Eisen);

e) magischer Berg: Basset;

f) magische Kette: kaschmirisch;

g) magische Gerstenkörner: mongolisch;

h) magisches Werk der Bildhauerkunst („Bild", steinernes Angesicht, steinerner Löwe [metallne] Schlange): Virgiliussage, Straparola;

i) (Gottheit in) Yakshastatue: Hemandra, Śukas.;

k) (Gottheit in heiligem) Baum: Chavannes.



Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

So gehören also auch demnach eng zusammen:

a) Hemacandra und Cardonne, welche mit Sindibād wesentlich gleiche Darstellung der Zeichenbotschaft und des Spangenraubs gemeinsam haben, während sie durch das Gottesurteil und die (im kaschmir. Roman freilich verblaßte) Zeichenbotschaft zusammenhängen mit dem

b) belutsch., kaschm. und mongol. Märchen (die alle drei innig verbunden sind) und allein durch das Gottesurteil mit

c) Jātaka, Chavannes, Basset, Tristansage, Grettissage, Virgiliussage, Straparola, Śukas.

Die Einzelheiten spinnen sich also hinüber und herüber; obwohl sich näher zusammengehörige Gruppen aufstellen lassen, sind doch wieder durch bestimmte Fäden einzelne Fassungen aus verschiedenen Gruppen fester verknüpft. Ein törichtes Unterfangen wäre es, Stammbäume der vorliegenden Formen zu dekretieren, keine einzige ist wohl direkt aus der anderen abgeleitet. So liegt es z. B. auf der Hand, daß Cardonne trotz enger Verwandtschaft nicht aus Hemacandra geflossen ist, natürlich nicht etwa, weil der asketisch-philosophische Schluß des Jainaromans im Türkischen fehlt, denn diesen könnte ein geschickter Bearbeiter leicht weglassen und dafür seinen heiter zynischen Epilog angefügt haben, sondern Hemacandra ist oft so viel feiner[209]), und da der türkische Erzähler (oder natürlich seine Vorlage) wahrhaftig nicht dumm war, so hat wahrscheinlich eine etwas anders gestaltete Form der Erzählung Hemacandras das Original abgegeben.

So hartnäckig sich dieselben Motive der Märchenliteratur der Welt stets aufs neue wiederholen, so rege ist

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

doch überall die Phantasie, anders zu verknüpfen und auszugestalten, Motive fallen zu lassen und einzufügen usw., wie jeder weiß, der sich mit dem Gegenstande beschäftigt hat. Nicht umsonst spricht man vom Märchenwald, aber es ist ein tropischer mit tausendfach emporschießendem Pflanzenwuchs und mit tausendfach sich verflechtendem Rankengewirr. Instruktiv wirkt in unserm Falle die innige Verwandtschaft zwischen der mongolischen, der belutschistanischen und der kaschmirischen Erzählung. An direkten Einfluß einer Form auf die andere ist hier wohl nicht zu denken[210]). Auch daß der Zufall all die genauen Entsprechungen herbeigeführt habe, darf als ausgeschlossen gelten. Alle drei bilden mithin Ausläufer eines Prototyps, wenn auch nicht so, daß alle drei direkt aus diesem herkämen. Wie viel jedoch in dem einen oder dem anderen Falle zwischen Prototyp und vorliegender Form steht, läßt sich nicht bestimmen.

Kein Grund aber ist vorhanden, zu bezweifeln, daß die Mär vom Gottesurteil mit dem zweideutigen Eid aus Indien kommt. Ob Indien ihr Geburtsland ist, macht eine Frage für sich aus. Doch auch hier scheint mir bei unserer jetzigen Kenntnis ein Ja völlig berechtigt. Was ist nun wohl die ursprüngliche, oder doch mit größter Wahrscheinlichkeit als indisch-ursprünglich erschließbare Form?

Wer nur ein wenig mit Indien und seiner Literatur vertraut ist, sieht sofort: nur die Feuerprobe kann da für die Reinigung einer Frau in Betracht kommen. Der Yaksha bei Hemacandra und in der Śukasaptati und andere virtuosenhafte Raffiniertheit dieser Formen gehört einer späteren Entwicklung an. Eine doppelte Umgestaltung der Märchenmotive ist bekanntlich immer und immer wieder wahrzunehmen: in dem einen Fall erwächst

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

aus einer oft recht unscheinbaren Wurzel zuletzt eine wunderherrliche Blume, in einem anderen Fall aber verkümmert und verschrumpft, verwelkt und verdorrt eine anfänglich entzückende Blüte bei der Verpflanzung in einen anderen Boden, sei dieser Boden nun im eigenen Lande, oder in fremdem. Hier scheint mir für Indien im allgemeinen der erste und häufigere Prozeß vorzuliegen. Sowohl die Śukasaptati als Hemacandra gehört in eine verhältnismäßig späte Zeit. Die früheste völlig sicher datierbare Fassung ist die bei Chavannes, in der dem Jahre 251 n. Chr. entstammenden chinesischen Übersetzung aus dem Indischen. Hertel brandmarkt diese Gestalt mit den Worten: „In dieser recht matten Fassung vertritt ein Baum den Yaksha" (Hemacandras Pariśishṭaparvan S. 235). Viel Leben nun kann man dieser Übersetzung der Zopfleute weder zusprechen, noch von ihr erwarten. Auch ist das Original gewiß schon ziemlich öde gewesen. Daß aber der Yaksha das Ursprüngliche sei, was in den Worten des genannten Gelehrten zu liegen scheint, ermangelt nicht nur des Beweises, sondern auch der Wahrscheinlichkeit. Mit der Verweisung auf den Baum als Richter in anderen Geschichten erzielt man wenig[211]). Höchstens könnten diese Parallelen zeigen, daß man gerade in dem Baume etwas Ursprünglicheres sehen sollte, und damit träfe man jedenfalls auch das Richtige. Bekanntlich besteht in Indien, wie anderwärts, ein engerer Zusammenhang zwischen Baumkultus und Geschlechtsleben, namentlich der Frauen[212]). So erscheint ein Baum wie geschaffen zu dem freilich etwas unliebsamen Amte als Richter weiblicher Keuschheit. Ja, die Rolle, die der Yaksha ein paarmal als Tugendwächter zu spielen scheint[213]), mag ihm gerade als Baumbewohner[214]) zugefallen sein. Ver-

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

gessen dürfen wir natürlich nicht, daß man im Grunde an das göttliche Wesen appelliert, das im Baum, in der Statue usw. wohnt.

Die Forderung des Gottesurteils wird, wie in der Majorität der Fassungen, wohl ursprünglich vom Gatten ausgegangen sein. So ja auch bei Chavannes. Doch wir haben es mit Indien und seinen Frauen zu tun, die sich einerseits durch makelfeindliche Gattentreue, anderseits durch die verschmitzteste Buhlschwesterschlauheit auszeichnen. So spricht eine gar nicht geringe Wahrscheinlichkeit dafür, daß in der ältesten Form die Ehebrecherin selber das Verlangen stellte. Als sehr alt wird dieser Zug schon durch das Jātaka erwiesen. Ganz klar ist es wohl, daß der Galan ursprünglich als Verrückter auftritt, und ebenso klar, daß die Sünderin ihn dazu anstiftet. Wie in der Novelle von der Zeichenbotschaft, da wo der Glückbestrahlte selber auf die richtige Deutung verfällt, eben etwas Sekundäres vorliegt, so können auch die paar Formen mit einem solchen Pfiffigkeitsbeweis des Helden kein hohes Alter beanspruchen. Märchenprinzen brauchen bekanntlich keine allzugroße Last an Geist durchs Leben zu schleppen; sie sind ja dazu da, glücklich zu werden. Ganz in der Art des Märchens ist es dagegen, wenn der Freund oder sonst eine beratende Persönlichkeit dergleichen Schwierigkeiten löst.

So mag also das Histörchen ursprünglich oder doch in einer sehr alten Gestaltung ungefähr so gelautet haben: Eine Frau ist des Ehebruchs verdächtig. Sie soll (oder: will) sich der Feuerprobe unterwerfen, um ihre Unschuld darzutun. Ehe sie das Ordal auf sich nimmt, verständigt sie den Buhlen, er möge (wohl als Wahnsinniger) gegenwärtig sein und sie vor der Eidesleistung im Angesichte

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

aller anfassen (umarmen). Sie schwört nun, daß außer ihrem Gatten und dem Narren sie nie ein Mann berührt habe und geht durch die buchstäbliche Wahrheit ihrer Worte unversehrt aus dem Gottesurteil hervor.

Selbstverständlich ist dies Motiv dann bald mit anderen zusammengeflochten worden, und schon die älteste literarische Form, die wir haben, zeigt eine recht zusammengesetzte Gestalt. Diese älteste Form ist wohl das Jātaka (Aṇḍabhūtajātaka). Dies Jātaka ist sicher bezeugt für etwa das 3. Jahrhundert v. Chr.; denn die Szene, wie die Frau dem Gatten von ihrem Buhlen so harte Kopfnüsse geben läßt, findet sich auf dem Bharhut-Stūpa abgebildet. Ebenso bezeugt der dort gegebene Anfang der Strophe des Jātaka, die in nuce den Inhalt der Mär von der nutzlos gehüteten Keuschheit der Gattin wiedergibt, diesen Teil des Jātaka für so eine frühe Zeit. Obwohl nun an und für sich Oldenburg schon recht haben wird mit seiner Behauptung, die bildliche Darstellung des Gegenstandes einer Jātakaerzählung beweise nur, daß man damals den Inhalt so einer Erzählung gekannt habe, es sei aber unmöglich zu sagen, ob die Form auch mit unserem Texte übereinstimmte, so darf dies Prinzip doch nicht zu unwissenschaftlicher Hyperkritik verleiten. In unserem Falle, wo zwei so wichtige Bestandteile des Jātaka auf dem Stūpa gegeben sind, besteht die allergrößte Wahrscheinlichkeit, daß damals das ganze Jātaka vorhanden gewesen ist. Daß aber der uns überlieferte Wortlaut der Pāliprosa aus späterer Zeit stammt, wissen wir ja längst. Es kommt hier jedoch nur auf das Erzählte selber an. Wieviel die Buddhisten nun selber beigesteuert haben in der Kombination verschiedener vorhandener Motive oder in der Erfindung von neuen, kann man nicht sagen.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Unmöglich wäre es ja nicht, daß sie schon alles fertig und verknüpft vorgefunden hätten: das Würfellied mit seiner magischen Wirkung und das Würfelorakel, die strenge Sorgfalt für die Reinerhaltung des Weibes und die Versündigung mit dem eingeschmuggelten jungen Mann, des Brahmanen Begleitspiel zum Tanz und seine schimpfliche Mißhandlung, das Gottesurteil und die schlaue Rettung vor übelm Ausgang. Wahrscheinlichkeit ist es wohl kaum. Eins aber haben sie gewiß geändert: ursprünglich fand das Ordale wirklich statt wie in den sonstigen, so ungeheuer zahlreichen Fassungen[215]).

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Anmerkungen.

[1]) Gründe zum Ehebruch gibt das Kāmasūtram S. 83 ff. an; z. B. solche höchst amüsanter Art. 4. Aufl. 1912.

[1a]) Vgl. Kāmasūtram S. 41.

[1b]) Von der Teilung des Leibes, wie sie eine sehr „gewissenhafte“ Frau übte, erzählt Brantôme. Die ließ ihren Galan nie den Mund küssen, denn mit dem habe sie ihrem Gatten Treue geschworen: mais quand à celle partie du ventre, qui n'avoit point parlé ni rien promis, luy laissoit faire à son bon plaisir; et ne faisoit point de scrupule de la prester, n'étant en puissance de la bouche du haut s'obliger pour celle du bas, ny celle du bas pour celle du haut non plus; puisque la costume du droit ordonnoit de ne s'obliger pour autruy sans consentement et parole de l'une et de l'autre, ny un seul pour le tout en cela. Dames gallantes, Oeuvres completes, ed. du Panthéon lit. II, p. 267.

[2]) Selbstverständlich ist das aber nicht der Ursprung solcher wie anderer schamhaften Bedeckung. Die Erzählung des ersten Buches der Bibel, daß die Menschen angefangen hätten sich zu bekleiden, weil sie sich geschämt hätten, stellt die Sache bekanntlich gerade auf den Kopf. Die Verhüllung ist es, die zur Schamhaftigkeit geführt hat; ja die Verbergung gewisser Körperteile, besonders der geschlechtlichen, geht wohl zu einem gewissen Grade auf das zurück, was wir Schamlosigkeit nennen: der Wilde


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ist stolz auf diesen wichtigsten Teil seines Leibes, und um die bewundernde und die erotische Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, schmückt er ihn. Die Schmückung des Körpers aber ist älter als die eigentliche Bekleidung. Die Kleidung unserer Frauen ist ja noch heute darauf angelegt, den Geschlechtsinstinkt des Mannes aufzustacheln, und wie unverfroren in Europa die Männer früherer Zeiten das allerprimärste männliche Geschlechtsmerkmal hervortreten ließen, weiß wohl jeder. Gute Ausführungen darüber bei Ed. Westermarck, Geschichte d. menschlichen Ehe. 2. Aufl. Berlin 1902, S. 162—210 (freilich macht er den „sexual stimulus" auch für Dinge verantwortlich, bei denen er wohl kaum sehr beteiligt ist, so für die Beschneidung). Vgl. Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 4. Aufl., I, S. 335 f.; Dr. H. C. Stratz, Die Frauenkleidung in ihrer natürlichen Entwicklung, 3. Aufl., S. 18 ff. („Zuerst haben sich die Männer geschmückt als die wichtigeren" S. 40). — Eine gute Stelle über die Kleidung als erotischen Stimulus findet man in Dāmodoraguptas Kuṭṭanīmatam V. 305 (S. 45 meiner Übersetzung).

[3]) Wie raffiniert die Schönen des Mittelalters „in Kleidern nackt zu gehen" verstanden, das zeigt z. B. Die Königstochter Engeltraut im Engelhard Konrads von Würzburg 3078 ff. Über die Schaustellung weiblicher Nacktheit im Mittelalter siehe z. B. Reinhold Günther, Weib und Sittlichkeit (Berlin 1898), S. 141 ff.

[3a]) Schmidt, R. Liebe und Ehe in Indien S. 51 ff.

[3b]) Über „gastliche Prostitution" vgl. Liebe und Ehe S. 543 ff.

[4]) Vgl. Westermarck, S. 70 ff.; Henry T. Finck, Primitive Love and Love Stories. New York 1899,

Digitized by Google | Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

S. 44—45; 485. Sahen doch sogar die Römer das Ausleihen und Austauschen von Ehefrauen für *φύσει πολιτικὸν καὶ καλλόν* an, und Plutarch berichtet das bekannte Beispiel dieser Sitte vom strengen Zensor Cato. Lothar Dargun, Mutterrecht und Raubehe und ihre Reste im germanischen Recht und Leben. Breslau 1883, S. 10. Auch die Spartaner tauschten ihre Gattinnen aus oder gaben anderen Anteil an ihnen. Reinhold Günther, Weib und Sittlichkeit. Berlin 1898, S. 87; Finck, S. 776 (vgl. überhaupt seine gute Darlegung über Verachtung des Weibes bei den alten Griechen S. 768ff., sowie Henne am Rhyn, Die Frau in der Kulturgeschichte. Berlin 1892, S. 116); Brantôme, Dames gallantes, Oeuvres complètes ed. du Panthéon lit. II, S. 375b. Daß sich die Frau dem Fürsten und dem Könige ohne Bedenken hingibt, findet Brantôme selbstverständlich: La beauté, donnée des cieux, ne doit estre espargnée aux demi-dieux. Dames gallantes (oeuvr. comp. ed. du Panthéon lit. II, p. 395b). Dieser in Fürstenspeichelleckerei ersterbende Liebesgourmand bringt es fertig, bei Gelegenheit der amours Karls IX. zu sagen: On dit qu'il faisoit quelquefois part de ses bonnes fortunes à aucunes de ses plus privés. Bienheureux estoient-ils ceux-la: car les restes de ces grands roys ne sçauroient estres que très-bons. S. 413a. Vgl., wie es die schöne junge Dame mit Ludwig XII. hält S. 406a, und Osman Bey, Die Frauen in der Türkei, S. 221.

[4a]) Vgl. Schmidt, R. Liebe und Ehe S. 222ff.

[5]) Ähnliches erzählt Robertson von den Kaffir im Hindukush. Da muß der ertappte Buhle eine Ziege spendieren und ein großes Fest geben, später dem Gatten noch sechs Kühe überlassen. Der Mann der ungetreuen Frau, diese selber und das ganze Dorf hat den größten

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Jubel. Nur einer fühlt sich nicht wohl in seiner Haut: der abgefangene Sünder, der so stark berappen muß (Finck, Primitive Love S. 91).

[5a]) Schmidt, R. Kāmasūtram p. 7/8; Beitr. z. Erotik p. 7.

[6]) Vgl. zu diesem Abschnitt noch Brantôme, Dames gallantes (Oeuvres compl. ed. du Panthéon lit II, 240ff., 324). Drum lobt er auch die Hahnreie, qui sont bons compaignons, de douce humeur, d'agreable frequentation et de saincte patience, debonnaires, traictables, fermans les yeux, et bons hommenas. S. 240.

[7]) Daß der Umgang mit der Frau eines andern ein Eingriff in das Eigentumsrecht des Geschädigten ist, begreift sich für die Wilden ganz von selber. Trotzdem sei hier auf ein paar Stellen verwiesen: Westermarck, S. 112ff.; Finck, S. 443.

[8]) Mahābhārata, XII, 172, 26 erklärt sogar: Der Freundesverletzer, der Undankbare und der Grausame, das sind die niedrigsten Menschen. Die leichenfressenden Tiere und die Würmer mögen solche nicht verzehren.

[9]) Siehe z. B. Finck, S. 523.

[10]) Alles auf Erden gehorcht dem Mann, er aber der Minne. Moriz von Craon, 307 (ed. Schröder). Vgl. 832ff.

[11]) Eine eindrucksvolle Schilderung der Herrlichkeit und der Tragik namentlich der ehebrecherischen Liebe, gibt Dāmodaraguptas Kuṭṭanīmatam V. 496ff, 816ff. (S. 76 und 136ff. meiner Übersetzung).

[11a]) Kāmasūtram p. 324; Erotik 101ff.; Liebe und Ehe 94.

[12]) Freilich genau so dogmatisch: Chi ama ed ée rimunerato (durch die Gewährung der geschlechtlichen Vereinigung) campa e vive; e quegli che di suo amore non

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ée rimunerato muore senza niuno rimedio. La tavola ed. P.-L. Polidori, Bologna 1864. Bd. I, S. 236f.

[13]) Solche Realistik wie selber sittlich hochstehende Dichter des europäischen Mittelalters leisten sich z. B. die als unzüchtig verschrienen Inder wohl nie. Sie nennen das Kind ungeniert beim rechten Namen, machen öfters auch recht derbe Späße, aber eigentlich schlüpfrig und obszön, zotenhaft sind sie sehr selten, und das scheint überhaupt vom Orientalen ziemlich allgemein zu gelten. So im widerlichsten Schmutz zu waten, wie die Italiener, und vor allem die Franzosen des Mittelalters, ja sogar wie die Deutschen der älteren Zeit, das brächte ein Inder kaum fertig. Wolframs verhältnismäßig noch unschuldige Umschreibung der weiblichen Schamgegend, gegen die das indische ghana jaghana freilich weit anständiger erscheint, hat sicherlich großen Anklang gefunden. Ein Lied in der Art Neitharts von Reuenthal, das ihm selber von neueren Gelehrten abgesprochen wird, preist den Anger mit den braunen Blumen (in Haupts Ausgabe S. XXVIIIf.), und Heinrich von Freiberg macht sich diesen Einfall mit vielen Freuden zu eigen (Tristan 3774f.). Brantôme geht noch bedeutend weiter, siehe besonders Dames gallantes, Oeuvr. compl. ed. Panthéon lit. II, p. 301. Über den Sitz der Liebeskrankheit erfahren wir: La infermita dello amore se èe in una vena la quale vae per mezzo lo cuore, cioè che si muove dalla cima del cuore e gira tutte l'altre circustanze del corpo, sicchè, essendo il cuore dello amadore tristo, dolenti e malinconichi stanno tutti gli altri membri; e perchè la infermità dello amore è piu forte e piu è pericolosa di tutte l'altre, tanto è piu occulta e nascosa. Tavola ritonda ed. Polidori I, 250. Die alten Griechen und Römer, sowie die Araber verlegten

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

die Liebe in die Leber. Clouston, Book of Sindibad S. 47, Anm. 2. Die Lehre der Tavola ritonda deckt sich im wesentlichen mit Mahābhārata XII, 214, 19ff.

[14]) Die alten Inder haben dem Dienste der Venus ähnlichen Einfluß auf Geist und Charakter zugeschrieben. Siehe mein Daśakumārac. S. 341—342.

[15]) Moriz von Craon ist in die Kemenate seiner Geliebten geführt worden. Sie kommt nicht gleich, und ihr Gatte grämt sich, daß er in dem von Moriz veranstalteten Turnier einen Ritter getötet hat. Da meint der Minnebegehrende: Der wirt ist ein hövesch man: Haet er geslagen noch ehte, Der im gesagete rehte Waz ich durch sîn wîp hân getân, Er hieze si her zuo mir gân, Wist er daz ich hie waere, Swie er ir doch enbaere, 1217ff. Er schläft über dem Warten ein, die Frau schleicht sich zu ihm her und spricht: Ich weiz wol die wârheit Daz ein man mit sînem lîbe Nie baz gedienete wîbe Dan mir diser hât getân. Solt ich den ungelônet lân Daz waere ein solhiu sünde Die ich nimmer überwünde. Weil er aber wie ein „totes Schaf" daliegt und ihre Gnadengegenwart verschläft, so wird sie zornig und will davon. Aber ihr magedîn stellt ihr vor: Swenne man die schande Ervert in dem lande So komet ihr nimmer mêre Wider an iuwer êre usw. 1305ff. Vgl. 1470f. 1481ff (durch Gewährung êret sie alliu wîp).

[16]) Auch der Orient ist sicherlich nicht der Ort für solche Romantik, und doch kommt dergleichen auch dort vor. Ein Spruch in Rosens Tuti-Nameh II, 179 erklärt sogar: „Wer liebt und es geheim hält und daran stirbt, der stirbt als Märtyrer." Vgl. das Vorhergehende, eine Version der bekannten indischen Erzählung von der Unmādinī, von der ich in meinem Buche Asanka, Su-

Digitized by Google | Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dschata, Tangara und andere Dichtungen eine freie Bearbeitung gegeben habe (S. 50ff. Siehe auch Revue des traditions populaires XIV, p. 286f., No. CCXIV). Brantôme, der perfide Schmutzfink, der dabei beständig noch von salbungsvoller Christlichkeit trieft, hegt auch hierin seiner würdige Ansichten. Siehe Bd. II, S. 280b—281a.

[17]) Der Knight guerdonless (Malory, Morte d'Arthur X, 86) war ein Ritter von der traurigen Gestalt. Ja, Liebe ohne diesen sinnlichen Lohn wird voll moralischer Entrüstung geradezu für schlecht und schimpflich erklärt. Nur der zu seinem letzten Ziel gelangte amore ist fino, wie es in der Tavola ritonda so oft heißt. Lieben „ohne Lohn" ist gar nicht amare, sondern vagheggiare, und davon heisst's: Il vagheggiare si èe vanamente amare: e i cosìe fatti amanti vituperano loro ed altrui, e fanno disonore al fino amore, e non giovano a loro e disservono altrui. Tavola ritonda I, 249.

[18]) Freilich müssen sich auch die mittelalterlichen Damen manchmal zum unfreiwilligen Liebesfasten verstehen. Es gibt in der mittelalterlichen Literatur einige Minneidealisten, die ihrer Angebeteten unter allen Umständen ebenso treu waren wie Parzifal. So enthält sich Tandareis der in ihn verliebten Antonie, und diese klagt der Königin Jenover: Vrouwe, ir sult gelouben daz, Haete er mîn genozzen baz, Des waere ich von herzen frô (Tandareis und Flordibel ed. Khull 15 176ff.). Brantômes Ausführungen über diese Sache (S. 308, vgl. 434b—436 und 225) seien hier nur indiziert.

[19]) Da und dort geht es einer Schönen doch zu rasch. Kehenis, der Gymêle eben zum ersten Male gesehen hat, bittet sie sofort dringend um die Bettgenossenschaft für die kommende Nacht. Die Maid aber meint: Wo

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

habt Ihr Euern Verstand? Ich bin doch keine Bäuerin, daß Ihr mich in so kurzer Zeit um Minne bittet!" Eilhart von Oberge 6679ff. Vgl. den Prosaroman Tristan und Isolde S. 144. Wegen des obszönen Entblößens und Begreifens und der Zuchtlosigkeiten namentlich beim Tanz vgl. Günther, Weib und Sittlichkeit S. 193f. In einem Fastnachtsspiel tanzt einer mit der Frau eines anderen und gibt ihr dabei seinen Fisel in die Hand, wobei sie herzhaft zugreift (Stuttgart Lit. Verein Bd. 28, S. 219), wie denn überhaupt diese Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts zwar grauenhaft roh und unzüchtig, aber belehrend sind (z. B. I, 224ff., 238ff., 247ff., 379ff., II, 641ff., 728, 755). Brantôme erzählt von einem Herrn aus der besten Gesellschaft („honeste gentilhomme"), der einer in der Nähe ihres gerade anderweitig beschäftigten Gemahls stehenden Dame presentant son service amoureux, son espervier in die Hand legt, um seinen Liebesanträgen den nötigen Nachdruck zu geben (Oeuvres compl. II, 330a). Dergleichen ist roher und unflätiger, aber kaum so lasziv wie etwa Gawans schon erwähnte sofortige unter dem Kleid der „züchtigen, reinen" Jungfrau vorgenommene manuelle Rekognoszierung des prospektiven Liebesterrains (siehe z. B. Parzifal VIII, 204ff). Merkwürdig mutet es uns auch an, daß in früheren Zeiten die Prinzessin den fremden Gast selber badet, oder daß Königin und Königstöchterlein zu dem Badenden hineingeht und sich mit ihm unterhält, wie das auch in der deutschen mittelalterlichen Literatur geschieht. Aber andere Länder und Zeiten, andere Sitten. Und doch scheint dergleichen nicht so völlig naiv und unverfänglich gewesen zu sein. Man denke an die Szene, wie der unschuldig unverdorbene

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Parzifal von Mädchen gebadet wird, dann an Tandareis und Flordibel 13 397—13 442, 14 034 ff. Vier juncfröwelîn baden den Tandareis, und als er im Bade sitzt, kommt die Herrin, die Jungfrau Antonie und scherzt mit ihm, er aber schämt sich.

[20]) Edward Schröder sagt in seiner Vorrede zu „Zwei altdeutsche Rittermären" S. L. Anm.: „Wolfs Versuch diese schmutzige novelle als ein echtes werk Konrads nachzuweisen ist gewiß nicht ohne einwand, aber doch sehr erwägenswert. das gesamtbild des dichters erhält dadurch eine unerfreuliche würze, aber man weiß auch von modernen poeten, die in herrengesellschaft sich ganz anders praesentieren als in ihren gedichten in goldschnitteinband. und auf den Straßburger adelstuben, für deren publicum der obscoene schwank gedichtet sein wird, ist es gewiß nicht zimperlich hergegangen." Konrad hat aber sicher seine Damen ebensogut als Liebhaberinnen solch gewürzter Kost gekannt wie etwa Boccaccio, Bandello und die anderen Italiener oder wie die Franzosen mit ihren Fabliaux, Brantôme und andere ihr weibliches Publikum abzuschätzen wußten.

[21]) Vgl. Reinhold Becker, Wahrheit und Dichtung in Ulrich von Lichtensteins Frauendienst (1888) S. 76 ff. Sollte auch wirklich dieser Don Quijote der Minne sich als solcher nur deshalb aufgespielt haben, um die Modetorheit seiner Tage zu verspotten, so benähme das doch seinem Frauendienst wenig von seinem Werte als Bild der Anschauung jener Zeit.

[22]) Vollkommen richtig hat man einen Hauptzauber des Liedes darin gefunden, daß die Schöne das sagt, was sie eigentlich mit aller Sorgfalt verschweigen müßte. Und doch — sie ist undelikat wie fast alle Frauen in der

Digitized by Google · Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

höfischen Literatur. Vgl. die herrliche Liebesfreudenbeschreibung aus Mädchenmund GA. III, 122ff.

[22a]) Kāmasūtram § 25 = p. 251—262.

[23]) Auch der sizilianische Dichter Abul Hassan singt:

O Gazelle, die der Schöpfer ganz aus Reiz und Schönheit schuf,
Laß mich ein in deine Gärten! Höre meinen Flehensruf!
Ihre Beete nicht zertreten will ich, keine Früchte pflücken,
Nein,am Anblick all der Reize meine Blicke nur erquicken.

(Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien II, 43.) Walther dagegen ist der Meinung: Wohl erfreut der minnigliche Blick der Frau das Herz des Liebenden; viel schöner aber ist das Los dessen, dem der höchste Minnesold zuteil wird. Seine Freude dauert, während die des ersten ein flüchtiges Ding ist.

[24]) Freilich darf man nicht vergessen, daß nach der mittelalterlichen Anschauung eine Dame, die die Dienste eines Ritters annahm, sich eben stillschweigend zum „Lohn" verpflichtete; wollte sie nicht, dann sollte sie eben seine Dienste zurückweisen. Eine gute Stelle ist da Tandareis und Flordibel 10537ff. Anderseits aber zeigen wer weiß wie viele Rittermären, daß so ein Minner sich eben nicht abweisen ließ und nun doch die Erfüllung seiner kühnsten Wünsche beanspruchte.

[25]) Ebenso finden wir in Nachschabīs (richtiger Kādirīs) Tutinameh übersetzt von Iken (und Kosegarten) S. 145 ein Amulett, das man dem Schlafenden auf die Brust legt und ihn dadurch zwingt, die Wahrheit zu sagen. Im Mittelalter scheint es übrigens auch bei den Idealmännern schwer gehalten zu haben, sie vom Lügen abzubringen. Unendlich komisch berührt es, wenn man

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

z. B. in Malorys Morte d'Arthur wiederholt liest, daß die vorzüglichsten Ritter nach ihrer Heimkunft von Abenteuerfahrten erst auf die vier Evangelien vereidigt werden mußten, die Wahrheit zu sagen. Etwa nur, weil der Held seine eigenen Taten nicht erzählen darf (vgl. meine Hindu Tales p. 67)? So Buch III, Kap. 15; IV, Kap. 29.

[26]) Nur nebenbei sei daran erinnert, daß selbst im Gudrunliede, diesem gar nicht höfisch verseuchten, sondern gesund volkstümlichen Triumphgesang der Treue, aber vor allem der weiblichen Treue, der soeben mit der Heldin verlobte Herwig angehalten wird, das Jahr bis zur Hochzeit sich mit schoenen wîben zu vertreiben (Str. 667, Schluß der 12. Av.).

[27]) Sehr treffend sagt Freidank:

Der wîbe moot stuont iemer hô:
und würden s' alsô lîhte frô
vom manne als der man von in,
si heten iemer staeten sin.
(ed. Bezzenberger S. 162.)

Er erkennt auch ganz richtig, daß der Mann in erster Linie schuld ist, wenn das Weib schlecht wird:

Swâ wîp durch minne missetaete,
daz kam von der manne bete;
ein man ouch missetaete,
der in sô tiure baete. (S. 158.)

[28]) Völlig selbstverständlich ist es nach der sehr häufig hervortretenden Anschauung, daß der Stärkere oder Geschicktere von zwei Rittern dem andern einfach seine Gattin oder seine Geliebte wegnimmt, genau wie die Indianer denken (Finck S. 589). Nicht nur wird uns oft in den Rittergeschichten folgende Szene vorgeführt:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ein Ritter zieht mit einem schönen Weibe dahin, ein anderer begegnet ihnen, fordert den ersten zum Kampf heraus und besiegt ihn; die Frau nimmt er dann als rechtmäßige Beute mit. Auf ihren Willen kommt es dabei nie an. Der Musterritter Gawain findet einen Ritter schlafen und dessen Frau bei ihm wachen; er nimmt sie einfach weg, setzt sie hinter seinen squire aufs Pferd und sagt: „What will you do with me? For I am nephew to King Arthur." Der heimtückisch Beraubte aber wirft im Kampf den edeln Tafelrundenbruder vom Pferd. Einer von dessen Genossen ist in der Nähe und fürchtet Schande auf sich zu laden, wenn er nicht für den Räuber einspränge. Er tötet darum den Gatten. Malory, Morte d'Arthur VIII, 41. Lanzelot, der doch wegen seiner Treue gegen Ginevra berühmt ist, begegnet dem als Mönch verkleideten Tristan, der seine Isolde nach Gioiosa Guardia entführt, und warnt ihn: Prod'uomo, per mia fè, voi siete punto savio, quando sotta la vostra quardia menate dama tanta leggiadra e bella; che per mia fè, io non conosco cavaliere nessuno tanto onesto, che non ve la togliesse. Und er selber möchte sie ihm gerne entreißen, Tavola ritonda I, 341 ff. Artus selber läßt ja bei der Verkündigung eines großen Turniers bekannt machen, der Ritter müsse seine Dame, sei's Gattin, sei's Buhlin, mitführen, und jeder dürfe sie ihm wegnehmen, wenn er's vermöge, und der Unterliegende dürfe sie nie mehr beanspruchen. Tavola Ritonda I, 347; Morte d'Arthur II, 14. Unbezahlbar aber sind Stellen wie die folgende: Tristan trifft einen Ritter, der sehr angelegentlich nach dem Aufenthalte des Lanzelot vom See forscht; den will er umbringen, weil er ihm das größte und schimpflichste Unrecht zugefügt habe. Was er nun mit heiliger Entrüstung über

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

seinen Feind erzählt ist dies: Der Sprecher ist verliebt in die Gaia Pulcella, die noch sehr junge Tochter der Fee Morgana und des Ritters Onesun. Eines Tages sieht er das Mädchen ohne Schutz, raubt sie und bringt sie in eine einsame Gegend, obwohl sie sich heftig sträubt und weint, weil sie eben noch nicht amore fühlt, umschmeichelt sie zuerst, küßt sie, betastet ihre jugendlich kleinen Brüste und kann sich dann nicht mehr zurückhalten: Allora cortesemente sì la chinai in sulla bella herbetta, e pianettamente l'alzai gli panni e la camiccia della seta bianca e soavamente le montai sopra il dilicato e bianco corpo, e presila a richiedere d'amore; ed ella, che ancora non sentiva d'amore, pre a piangere e a gridare. Da kommt gerade Lanzelot des Weges, macht ihm Vorwürfe, wird aber zornig abgewiesen, er solle die „Liebe" nicht stören. Lanzelot steigt vom Pferd, packt die notzüchtigende Bestie bei den Beinen und zieht sie von dem Mädchen herunter. Darauf kämpfen sie miteinander, und unterdessen kommt der Vater des Kindes und holt es ruhig weg. Als die beiden Streiter zu sehr ermüdet sind, verschieben sie den Austrag auf spätere Zeit und trennen sich. Tristan sagt, er wolle ihm gerne behilflich sein: Imperò che grande ingiuria fue quella ch'egli fece a voi: ma di ciò mi foe grande maraviglia, ch'egli non èe usato di fare tali cose. Tavola ritonda I, 298ff. Einem Drachen, Zauberer oder Riesen, d. h. der Fabelwelt gegenüber das schwache Geschlecht zu schützen, war der Ritter eben immer bereit, wohl auch gegen die „Kanaille" den Schönen beizustehen. Wo aber der Schutz des bedrängten Weibes nötig war, da hätte er durch ihn gegen den esprit de corps, ja sogar gegen den „heiligen Geist der Liebe" gesündigt; denn „Liebe" und Bestialität vermochte jene Zeit nur selten

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

zu trennen. Wenn der australische Wilde ein Weib allein im Walde sieht, befriedigt er ohne weiteres mit ihr seine Gelüste. Wesentlich höher scheint die Moralität der angeblich so ideal romantischen Frauenbeschirmergesellschaft: der Ritter gewöhnlich nicht gestanden zu haben. (Vgl. auch Weinhold II, 192f.) — Manchmal versöhnt einen der trockene Humor mit so einer Stelle. Vor Arthur und all seinen damenverteidigenden Rittern ereignet sich folgende Szene: There came a knight riding all armed on a great horse, and took the lady away with force, an ever she cried and made great dole. When she was gone the king was glad, for she made such a noise. Malory's Morte d'Arthur III, 5. — Ebendort IX, 40 wird uns berichtet: Sir Dinas liebt eine Dame, die ihm einen anderen vorzieht; als Dinas einmal fort ist, läßt sie sich an einem Handtuch herunter, nimmt zwei Bracken mit und geht zum anderen. And when Sir Dinas came home and missed his lady, and his brackets, then he was more wroth for his brackets than for the lady.

[29]) Etwas wie Trauer scheint sich in die Worte des von ernsterer Moral beseelten Dichters des Tandareis zu mischen:

> Ein wîp diu hât lôn ze got
> alles des si êre hât;
> umb die man es anders stât:
> ein man hât êre des er hât sunde. (17 497f.)

[30]) Vgl. Laßbergs Liedersaal II, 420; III, 364; Tandareis und Flordibel 17 497ff.

[31]) Wo hätte ein höfisches Minnerlein den gesunden Tiefblick herbekommen sollen, der uns aus Freidanks Sprüchen so oft anschaut! Nur noch ein Beispiel:


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Swie heimlich man den wîben sî,
dâ ist doch grôziu fremede bî. (S. 160.)

[32]) Auch diese Dichtung ist aber nicht eigentlich höfisch, so deutlich sich auch in ihr die Anfänge des ritterlichen Wesens zeigen.

[33]) Trotz Erek und Enite, Twein und Laudine und ähnlicher Ausnahmen. Bekanntlich lehrte der französische Kanon: Liebe zur eigenen Gattin ist unmöglich.

[34]) Wie sehr man im Mittelalter fühlte und wußte, daß man durch Ehebruch dem anderen den bittersten aller Schmerzen antat, erhellt z. B. aus den Worten Heinrichs von Freiberg:

Nampôtenis sân zuhant
ûf Kâedîne quam gerant
und rach sîn herzenlîchez leit,
daz aller leide ein überleit
ist in mannes herzen;
den smerzen aller smerzen
Nampôtenis dô selber rach. (6221 ff.)

Vgl. noch das begeisterte Preislied des Ehebruchs Kuṭṭanīmatam 789 ff. (S. 131 ff. meiner Übersetzung).

[35]) All diese Wörter laufen auf das eine hinaus: „sie gewährt dem Brunsterglühten die letzten Wünsche."

[36]) Selbst solche Musterritter wie Lanzelot und Tristan haben hierin gefehlt. Die Tavola ritonda spricht sich da sehr energisch aus: Lo primo fondamento che 'l dee avere in sè lo cavaliere lo quale si diletta d'esser pro': cio ch'egli dee avere in sè inamorato lo cuore, e appresso esser onesto e cortese e leale. E a questo petrone sìe s'assembrarano li tre cavalieri ch'io detto v'ho (i. e. Lancialotto, Galeotto, Tristano): ed avêno questo fondamento d'amore

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

e di cortesia: ma tanto fallarono, ch'eglino furonon novelli (roh, unklug); cioè che nello loro amore non furono celati nè savi, imperoe che furo cavalieri della bestia selvaggia: chè sì come la bestia selvaggia usa suo diletto disodinatamente, non riguardando altro parentado, cosìe li tre cavalieri usarono loro amore I, 46—47. Tristan wird dann freilich entschuldigt: Messer Tristano veramente fue di questo scusato per lo beveraggio amoroso, e per più ragioni che di lui sì leggono (S. 47; vgl. 118; Tristan, der treuste Mensch der Erde, hat nie Verrat geübt, nur der Liebestrank war schuld). Vgl. die drei S bei Brantôme, Dames gallantes S. 291a: sabio, solo, segreto.

[87]) Vgl. z. B. Heinrich von Melk, Von des todes gehügede 354; Laßbergs Liedersaal III, 429; Dyocletianus ed. Keller (Bibl. d. gesamt. deutsch. Nationallit. Bd. 22) S. 77 (Frau zieht einen Pfaffen als Buhlen den Rittern vor, weil er treuer bleibt und es den Gesellen nicht sagt). Instruktiv ist da auch die Erzählung in GA.: Zwei wandernde Schüler kommen zu einem Palaste, wo sich der eine sofort in die Tochter verliebt. Nachts schleicht er zu ihrem Bett und bittet um Aufnahme, und sie wird ihm nach einigem interessanten Parlieren, und nachdem der Schüler versprochen hat, nicht öffentlich mit dieser Gunst zu prahlen, gemäß der alltäglichen Sitte tugendsamer mittelalterlicher Maide auch bereitwilligst gewährt. Der alte Vater freilich schüttelt doch das Haupt, als er die Sache inne wird und ruft: Wie kamen sie denn so schnell zur Buhlschaft überein! Das geziemte ja einem Tiere, das im Walde läuft! (III, 63.) Die Eitelkeit der Männer duldete es eben nicht, daß ihre ehrenvollsten Siege, die über weibliche Tugend (vgl. Moriz von Craon 414), geheim blieben. Brantôme, der hartgesottene Wüstling, der da fragt: quelle gloire

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

plus grande y a-il à debaucher une femme agée et en jouir, ou une jeune und zu dem Schluß kommt: Wer ältere Frauen corrompt en est en plus belle reputation (S. 393b), steht doch hierin weder allein da noch auch in seiner Erkenntnis: Un amour secret ne vaut rien, s'il n'est un peu manifeste ... De quoy serviroit à un grand capitaine d'avoir faict un beau et signale exploit de guerre, et qu'il fust teu et nullement sceu? (S. 414b.) Und welche allerintimsten Intimitäten der Damen, und zwar der vom höchsten Rang, deren Liebe man genossen hatte, damals ausgeplaudert wurden, das grenzt ans Aschgraue. Siehe z. B. II, 299b, 302, 394f, 407a. Wie der Mann in älteren Zeiten auch mit seiner Zeugungskraft zu prunken liebte, darüber sehe man z. B. Günther, Weib und Sittlichkeit S. 119; Liebrecht zur Volkskunde 146f.; Dunlop-Liebrecht 133b. Schultz berichtet in seinem höfischen Leben zur Zeit der Minnesinger I, 581, Anm. 7 von so einem Ritterhelden, der sich am Hofe des griechischen Kaisers rühmt, er könnte die Liebesfestung der Kaiserstochter hundertmal in einer Nacht erstürmen. Sie macht mit ihm die Probe, und er soll die Maid bekommen, wenn er seine Worte bewahrheitet. Er bringt es zwar nur auf 30, die Schöne hat aber solches Gefallen an seiner Minnetüchtigkeit, daß sie am Morgen das Fehlende hinzulügt. Anderer Meinung als sie war jene spanische Dame, dont la vie est escrite dans l'Histoire d'Espaigne, laquelle un jour que le grand Alphonse, roy d'Arragon, faisoit son entrée dans Saragosse, se vint jetter à genoux devant luy demander justice. Le roy, ainsy qu'il la vouloit ouyer, elle demanda de luy parler à part, ce qu'il luy octroya: et, s'estant plainte de son mary, qui couchoit avecques elle trente deux fois tant de jour que de nuict,

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

qu'il ne luy donnoit patience, ny cesse ny repose etc. Brantôme Oeuvr. compl. II, p. 329a. Nach Forel, Die Sexuelle Frage, 6—7. Aufl., S. 80, kommen ähnliche Venuskapitalisten wirklich da und dort vor. Vgl. mein Daśakumāracaritam S. 59.

[37a]) Kāmasūtram p. 25/26; § 49 = 384/6.

[38]) Casta est quem nemo rogavit, sagt Ovid, und die Inder sowie andere Völker behaupten ungezählte Male dasselbe. Ein leiser Humor geht durch Freidanks Wort: Durch nôt muoz kiusche sîn ein wîp, Der nieman sprichet an den lîp. Bescheidenheit ed. Bezzenberger S. 158. Vgl. Tandareis und Flordibel 3293 ff.

[38a]) Schmidt, R. Liebe und Ehe p. 228.

[39]) Ich finde nachträglich wenigstens einen Fall, wo das von einer Frau wirklich erzählt wird: Brantôme Bd. II, 255 b. Der hochadelige Schriftsteller schimpft entsetzlich über diese Gürtel, die nach seiner Ansicht die Bevölkerung der Erde um die Hälfte vermindern würden.

[40]) Aus Dutzenden von Stellen über diese zuht nur ein paar: Engelhard 4417 ff.; Laßbergs Liedersaal II, 238.

[41]) Der wahrhaft Heilige kann ja nach einer an vielen Orten hervortretenden Anschauung nicht mehr sündigen; denn was hat sein wirkliches Ich mit dem Tun des ihm eigentlich völlig fremden Leibes und seiner Sinne zu schaffen! Es ließe sich auf viele Beispiele in der Christenheit verweisen; für Indien erinnere ich nur an Daśakumāracaritam S. 209 f. und meine Anmerkung dort S. 210, sowie an Milindapañho ed. Trenckner S. 214; Angutt.-Nik. III, 98, 99; Mahābh. VI, 29, 8, 9, 11; 37, 23; XII, 141, 75, 79, 80. (Bhagavadgītā III, 28; XIII, 23, 29; XIV, 19; XVIII, 17.)

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

[42]) Sogar doppelter Ehebruch läßt sich leicht dadurch sühnen, daß die Frau dreißig Messen lesen läßt und ein Jahr lang jeden Sonntag drei Arme speist (GA. II, 165 f.). Das alles geht ja auch nur aus der Tasche des betrogenen Ehesimpels.

[43]) Ähnliche Ansichten kommen ja genugsam vor. So in Indien, und namentlich in Verbindung mit dem Śivakultus in abstoßendster Form. Wieviel tiefer und edler ist aber z. B. Kṛishṇas verfängliches Wort in der Bhagavadgītā: „Wenn auch ein Mensch von sehr schlechtem Wandel mir und sonst keinem in gläubiger Liebe ergeben ist, so muß er für gut gehalten werden; denn er hat die richtige Willensbestimmtheit" (Mahābh. VI, 33, 30).

[44]) Vgl. GA. II, 167; Dunlop-Liebrecht 222; Fastnachtsspiele I (Stuttg. Lit. Ver. XXVIII) S. 167; Gesta Romanorum, übers. von Swan S. 371; Der Wiener Meerfahrt 624 ff.; Zingerle Bd. 40 der Sitzungsber. d. Wiener Ak. S. 182 ff.; Laßbergs Liedersaal II, S. 262.

[45]) Vgl. Jātaka No. 177; Schiefner, Bulletin der Petersburger Akad. Bd. XXIII, Sp. 1 ff.; Spence Hardy, Manual of Buddhism, London 1853, S. 113; Śukasapt. (text. simpl.) Nr. 8.

[45a]) Vgl. Kāmasūtram § 58, besonders p. 456.

[46]) So erzählt auch Brantôme rühmend von Mädchen und Frauen, die Schülern, Glaubensgenossen, Gefangenen ihre Liebesschätze auftun. II, 204, 267. Besonders ist einen Verliebten erhören ein frommes Werk: Voici une autre sorte de cocus, qui se fait par une plaisante opinion qu'ont aucunes femmes; c'est à scavoir qu'il n'y a rien plus beau, ny plus licite, ny plus recommendable que la charité, disant qu'elle ne s'estend pas seulement


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

à donner aux pauvres qu'ont besoin d'estre secourus et assistés des biens et moyens des riches, mais aussy d'ayder à esteindre le feu aux pauvres amans langureux que l'on voit brusler d'un feu d'amour ardent: „car, disent-elles, quelle chose peut il estre plus charitable que de rendre la vie à un que l'on voit se mourir, et raffraichir du tout celuy que l'on voit à un que l'on voit se brusler?“ II, 264a, vgl. die Verse S. 287b, sowie S. 322b ff. Und von solcher erotischen, „christlichen Barmherzigkeit“ erklärt er unter anderem: Et telles charités sont ... fort bonnes et louables, quand il n'y va que du particulier, et que le seul joly corps s'y expose. 266b.

[47]) Vgl. was Ottakar in seiner steirischen Reimchronik von der Münze der Minne rühmt, Hertz, Die Sage vom Giftmädchen S. 131, 133 (Abhandlungen d. Münch. Ak. Bd. XX); dann die gar nicht üble Geschichte „Der weiße Rosendorn“, GA. III, 21ff. Dazu stellt sich dann die dem Weibe völlig natürliche Phallolatrie, wie etwa in Kellers Altdeutschen Erzählungen S. 409; 437ff. (eine Stelle, die an das pompejanische Wandgemälde erinnert); 443ff. und in Freys Gartengesellschaft Kap. 20 (S. 29; vgl. S. 173, Stuttg. Lit. Ver. Bd. 209); Brantôme, Oeuvr. compl. ed. du Panthéon II, 365a.

[48]) Ebenso hält es Brantôme für ganz unverfänglich, daß die feine Dame den fremden Mann seine Augen an ihren Schamteilen weiden und diese von ihm mit der Hand befühlen läßt, denn les mains et les yeux ne sont pas membres virils, pour rendre les femmes putains et leur marys cocus. 301b. (Vgl. 301—302.) Und daß auch „gattentreue“ Frauen solche Betastungen erlaubten, scheint aus der Geschichte vom sizilischen Vizekönig hervorzugehen. S. 306b f.

[49]) Ganz folgerichtig setzt sich dagegen der Kuppler

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

und hilfreiche Geist erotischer Art beim lieben Gott einen Stein ins Brett: Die Frau im Moriz von Craon hat durch ihren Zorn über den Liebsten, der beim Stelldichein vor ihrer Ankunft eingeschlafen ist, seine Liebe verscherzt, möchte gar zu gerne ehebrechen und hofft nun, Gott gebe ihr das Heil, daß er sie von Herzen minne (1666 ff.), und sie sagt, wer sie mit ihm zusammenbringe, der swente sîne sünde Als stille des meres gründe (1743 ff.).

[50]) Dur minne wart der alte junk,
der ie was alt an' ende
von himel tet er einen sprunk
her abe in diz ellende,
ein Got unt driu genende,
Enpfienk von einer megde jugent,
daz geschah dur minne;
ir gap des heiligen geistes tugent
minne bernde sinne:
des wol dir, künniginne!

Hagens Minnesinger II, S. 175 b.

Freilich ist hier Minne mehr ein vergeistigter, mystischer Begriff. Wohl möglich ist es aber schon, daß jene Florentinerin glaubte, die heilige Jungfrau habe ja selber eine Liaison gehabt und besitze darum Verständnis für ihre irdischen Schwestern. Sie stiftete nämlich ex voto der Mutter Gottes ein Faß aus Wachs zum Danke dafür, daß ihr Geliebter nach und nach glücklich ein Faß Wein bei ihr ausgetrunken hatte, ohne daß ihr Gatte etwas davon merkte. Burckhardt, Kultur der Renaissance in Italien, 2. Aufl., S. 387.

[51]) Schon Dunlop hat auf die alltägliche Frauenprügelung im Zeitalter der Frauenverehrung hingewiesen. Liebrechts Übers. S. 249 b unten. Freilich mochte ja gerade

Digitized by Google   Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

diese Mißhandlung des Weibes zur Mehrung der Minne beitragen. J'ai cognu assay de belles et honestes dames, disans et affirmans que, quand leurs marys les avoient maltraictées et rudoyées, et tansées ou censurées, ou battues ou faict autres mauvais tours et outragés, leur plus grande delectation estoit de les faire cornards, et en les faisant songer à eux, les brocarder, se moquer e rire d'eux avecques leurs amys, jusques-là de dire qu'elles entroient davantage en appetit et certain ravissement de plaisir que ne se pouvoit dire. Brantôme, Dames gallantes (Oeuvr. compl. ed. du Panthéon lit. II, 249b. Ähnlich Kuṭṭanīmatam V. 497 (S. 76 meiner Übers.).

[52]) Ganz zu schweigen von dem dichten Schwarm mittelalterlicher Schönen, die sich in fabelhaft unverfrorener Geschlechtsgier buchstäblich in die Liebesumarmung des Mannes hineindrängen, und zwar meistens des wildfremden, und gar nicht zu gedenken der Heerschar derer, die schon in den ersten Stunden der Bekanntschaft ein heißes Sehnen verspüren, daß der Angekommene sie um ihre letzte Huld anflehe oder noch besser: anbetaste — was sind denn die berühmten Heroinnen der großen deutschen Kunstepen! Lavinie, ein kindisches, unnatürliches Gänschen, Laudine ein förmlich widerliches Weib in ihrer Hast, den getöteten Gatten durch seinen noch blutbespritzten Mörder zu ersetzen, sogar Kondwiramur war beschmitzt von der höfischen Sucht nach Pikanterie, denn warum sollte sie sonst zu nachtschlafender Zeit in ihrem jungfräulichen Hemde zu Parzifal schleichen und zu ihm ins Bett schlüpfen, damit sie ihm ihre Nöte berichte! Sie weiß auch gar zuviel, gerade wie die so sehr gepriesene „kindliche" Sigune himmelweit von vollkommener „Unschuld" entfernt ist. Man verwundert sich

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

des Todes, wenn man in der Tavola ritonda folgendes liest: In der Hochzeitsnacht umschlingt Tristan Isolde Weißhand non per tanto che egli prendesse in lei altro diletto. E Isolda essendo nelle braccia di Tristano assai allegra, credendo che per tale convenente dama s'ingravida se; e non conosceva altro perfetto amore: tanta era la sua: purità S. 197. Da haben die anderen Gestaltungen der Tristansage bekanntlich ganz anderes von dieser Dame zu berichten, und besonders Heinrich von Freiberg ergötzt uns mit einer eingehenden Schilderung, wie sie sich in der Brautnacht fest in ihr Hemd wickelt, die Beine gegen den Leib drückt, die Arme über die Brüste deckt, sich zusammenknäuelt, damit Tristan nicht so schnell die Festung erobern könne und sie deshalb um so höher schätze und dann — geschieht nichts! (698 ff.)

[53]) In dieser Dichtung ist romantische Liebe und Ehe aufs innigste verbunden. Zwei Gegenstände der Sehnsucht gibt es für Parzifal: sein Weib und den Gral — das Gefäß der irdischen und das der himmlischen Liebe, das diesseitige Schönheits- und Freudenideal, das ihm in Kondwiramur erschienen ist, und das jenseitige Ideal, das dem höchsten Streben des Menschen voranleuchtet und das sich Parzifal mystisch im heiligen Grale darstellt. Nie hat auch Parzifal ein anderes Weib umarmt, und ihm blüht, was der Dichter so überzeugungsvoll preist: mit rehter kiusche erworben kint Ich waen' diu's mannes saelde sint. Hier kann ich nur einige der für diesen Gegenstand in Betracht kommenden Stellen als Zeugnisse des unvergleichlichen Seelenadels, der Wolfram umleuchtet, in Erinnerung bringen; VI, 80 ff.; IX, 101 ff.; 146 ff., 243 ff., 830 ff.; X, 871 ff.; XII, 1070 ff.; 1083 ff.; XIV, 456 f., 1591 ff.; XV, 291 f.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

[54]) Nur dürfen wir eben nicht vergessen, daß es mittelalterliche Menschen sind. Nach unserem heutigen Standpunkt haben die beiden nicht nur gegen Marke, sondern auch gegen ihre eigene Liebe schwach und leichtsinnig gehandelt. Sie haben da übrigens auch Gottfrieds eigene Forderungen (12161 ff.) sehr schlecht erfüllt.

[55]) In der Eilhartform der Tristansage und in Gottfrieds Vorlage, dem Gedicht des Thomas, ist die Liebe eine sehr schwere Krankheit, die zum Tode führt, wenn die beiden ihre Glut nicht in der Liebesumarmung löschen können. Bei Eilhart sagt Isolde (2498 ff.):

> Ich werde nû als ein îs kalt
> und dar nâ alsô sêre heiz,
> daz mir rinnet der sweiz
> ûz allen mînen geledîn:
> daz hân ich iezû getrebin
> sô lange, daz ich sterben mûz,
> wirt mir nicht schiere bûz.

Diese Stelle steht in dem langen Zwiegespräch, das die Heldin mit sich selber, ihrem Herzen und der Minne führt. Vgl. im Prosaroman (Stuttg. Lit. Ver. Bd. 152) S. 46 ff. Ganz indisch mutet es einen an, wenn Isalt da zu Cupido spricht: Nu zörnest du doch recht mit mir umb diesen Man: ich hab yn lieb und er mich nit; darumb zörnest du billiger mit ym, dann mit mir (S. 48). Vgl. z. B. mein Daśakumāracaritam S. 253—254; 294 und sonst; Nāgānanda, Anfang des zweiten Akts: „O Liebesgott, nicht ihn, der durch seine Schönheit dich besiegt, sondern mich, weil ich ein schwaches Weib bin, triffst du! S. 48. Viertehalb Tage liegen beide, ohne daß eins ißt oder trinkt. Eilhart 2611 ff.; Prosaroman 49. Brangäne sagt dann

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

zu Kurnewâle, die beiden stürben, wenn man sie nicht zusammenbringe; und wie schwer es ihr auch hält, um das Leben der zwei zu retten, führt sie und Kurnewâle die beiden einander in die Arme, und sie huscht nun davon, so daß

da beleib nîman inne
wen die zwei und die minne (2641—2714).

[56]) Vgl. Tristan 7534 ff.

[57]) Eine Stelle wie 15 511 ff. enthält keinen eigentlichen Widerspruch. Man beachte da nur den Kommentar dazu in den vier vorhergehenden Zeilen.

[58]) So erklärt auch die Tavola ritonda, die Liebe Tristans und Isoldes sei gewesen perfetto nello principio e nel mezzo e nella fine (I 123), und 507 f. wird ausgeführt, ihre Liebe sei die vollkommenste auf Erden gewesen, und sie beide seien Vorbilder und Trost für das Leben.

[59]) Hält ja doch heute noch sogar die Blüte der deutschen Jugend, die akademische, nicht nur den Umgang mit zeitweiligen „Geliebten", sondern auch den Besuch der Freudenhäuser sogar für etwas recht Männliches und Ehrenvolles. Unter amerikanischen Studenten dagegen hat, im Einklang mit der höheren Geschlechtsmoral der neuen Welt, wenigstens das Ideal der vollkommenen Keuschheit noch immer ziemlich allgemeine Geltung, wenn auch natürlich das Leben nicht allzeit mit diesen Grundsätzen stimmen mag. Im Mittelalter nun gab es trotz der ungeheueren Freiheit im Geschlechtsleben, auch der Frauen, nicht nur eine gewaltig ausgedehnte Prostitution, sondern gehörten auch, wie z. B. in Altindien, wohleingerichtete Frauenhäuser zu den Ehrentiteln eines städtischen Gemeinwesens; die oberste Behörde begünstigte sie in mannigfacher Weise, nicht nur durch eigene

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Besuche. Hohe Gäste wurden dadurch ausgezeichnet, daß man ihnen freien Eintritt in die Bordelle gewährte; wir hören sogar, daß fürstlicher Besuch von den Dirnen als Ehrengeleite schon am Tor empfangen wurde. Junker und Bürgerssöhne waren privilegierte Kunden in den Venusläden. Siehe neben den bekannteren Werken von Weinhold und Schultz z. B. Reinhold Günther, Weib und Sittlichkeit, Berlin 1898, S. 195ff. Das ist alles vollkommen natürlich bei der Anschauung jener Zeiten, denen Liebe und die geschlechtliche Vereinigung an und für sich selber gewöhnlich gleichbedeutend war und die sinnliche Lust das edelste Gut der Erde. Freilich erhoben sich auch andere Stimmen. Am treffendsten und für alle Zeiten maßgebend ist wieder Freidanks schönes Wort, das freilich im grellsten Widerspruch steht mit der auch jetzt noch herrschenden Ansicht:

Huors gelust von herzen gât,
dazn tuot niht ander missetat;
ander sünden vil geschiht,
die gant sô gar von herzen niht
(ed. Bezzenberger S. 157).

Doch wie dem auch sei, nur die von mir gegebene Interpretation dieser Tristanstelle steht im Einklang auch mit dem Geiste des ganzen Gedichts. Nebenbei mag Gottfried freilich auch daran gedacht haben, daß damals nicht nur die Minner vielfach von ihren „Frauen“ beschenkt, ja erhalten wurden, was ihm vielleicht nicht anstößig war, sondern daß auch die gesellschaftlich hochstehenden Damen ihre Gunst um Geld und Geschenke verkauften. Darüber klagt ja sogar Walther von der Vogelweide (S. 299). Vgl. GA. II, 234ff.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Daß anderswo in der mittelalterlichen Literatur „feile Minne" einen anderen, d. h. den gewöhnlichen Sinn hat, übt auf die vorliegende Stelle natürlich keinen Einfluß.

[60]) Vgl. das altindische: „Große nur trifft Glück und Unglück, aber nicht die anderen Menschen." In meinem Kāvyasaṃgraha S. 105; Hindu Tales 275; Mahābhārata V, 135, 17, 18; 8, 53; XII, 174, 34 und besonders V, 90, 96—97: „Das Äußerste lieben die großen Menschen, die höchsten Schmerzen und übermenschliche Freuden; die Mitte aber solche, die am Dörferglück ihr Vergnügen finden. An den Gipfelpunkten haben die Großen ihre Lust, nicht an Dingen, die in der Mitte liegen. Das Äußerste erlangen — dies nennen sie Glück, Schmerz aber das, was dazwischen steht. Hierher gehört auch der großartige Spruch:

Sei's auf ein Nu, es lohe stolz
Der Mann, ein Brand von Tindukholz.
Nicht rauche lang er flammenlos
Gleichwie ein Hülsenfeuer bloß.
Mahābh. XIII, 140, 19. Vgl. V, 133, 14, 15, 31.

[61]) Die Tavola ritonda erklärt sogar auf die Autorität des Piero conte di Savoia hin von Tristano: non fue mai una hora allegro, ched e' non fosse uno dì dolente e pensoso (S. 119). Darin war er nur der typische Liebhaber, denn der leale amante sta sempre addolorato e maninconoso (melancholisch). Drei Gründe werden dafür angegeben: 1. Perche l'amante non à la cosa ch'egli ama, istà maninconoso, perch' egli nolla crede mai avere; 2. s'egli l'à, vive in paura di non perderla, e però sta sempre maninconoso; 3. perchè egli à lu cuore tanto occupato da l'alto pensiero, che ritrae a sè tutte l'altre virtù, e tutte l'altre

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

membra rimangono triste, sì come coloro ch'anno perduto loro segnore, ciò il cuore. I, 493.

[62]) Vgl. mein Daśakumaracaritam S. 3; S. 8 Anm., S. 265 Anm. 1 und 357 und damit Hauri, der Islam S. 107; Hebbel, Tagebücher (ed. Werner) II, 65; Shelley, Rosalind and Helen 1123 ff.:

> Heardst thou not that those who die
> Awake in a world of ecstasy?
> That love, when limbs are interwoven,
> And sleep, when the night of life is cloven,
> And thought, to the worlds dim boundary clinging,
> And music, when one beloved is singing,
> Is death?

Ein schwacher Nachhall zu diesen Gedanken Shelleys scheint zu sein Byron, The Island, Canto II, St. 6. Am tiefsten öfters in Indien. So z. B. Sāhityadarpaṇa § 167 (wer mit der Geliebten vereint ist, dessen irdische Einzelexistenz hat aufgehört, der ist in die Allgottheit aufgenommen, ein sehr häufig ausgesprochener Gedanke der indischen Literatur). Siehe auch in der Einleitung zu meiner Übersetzung der Samayamātṛikā des Kshemendra S. XX—XXII. Die im Texte erwähnte Stelle aus Byron findet sich in A Fragment, Zeile 7 (The Poetical Works of Lord Byron, London, John Murray, Vol. II, p. 375). Donner hat sie in seiner Schrift Lord Byrons Weltanschauung S. 124 völlig mißverstanden, näher kommt schon Gillardon, Shelleys Einwirkung auf Byron S. 61.

[63]) Berühmt ist auch Lanzelot wegen seiner unwandelbaren Treue gegen Ginevra, und er hat es schwer genug, sich der verliebten und im Mittelalter wahrhaftig nicht zurückhaltenden Maide zu erwehren. Dunlop-Liebrecht

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

75; Malory, Morte d'Arthur XI 2—9; (XII, 1 ff.), XVIII, 9—20 (die rührend schöne Mär von der Maid of Astolat, die aus Tennyson so gut bekannt ist).

[64]) „Rein" ist freilich im mittelalterlichen Sinne zu verstehen. Von Kaedin, der eben im Ehebruch ertappt und von dem zornigen Gatten erschlagen worden ist, klagt Heinrich von Freiberg:

> der ie reinen wîben
> sîn dienest ritterlich erbôt,
> der lac hie durch die minne tôt,
> der reine süeze Kâedîn. (Tristan 6230 ff.)

„Rein" ist er vor allem gerade wegen seiner Liebesaffäre. So berichtet auch Brantôme vom Kardinal von Lothringen am Hofe Ludwigs XII., daß er alle schönen Frauen und Mädchen, die an den Hof kamen desbauchoit, aber das war selber an diesem Würdenträger der Kirche nur eine petite imperfection, si imperfection se doit appeller faire l'amour. S. 408 a.

[65]) Es fragt sich, ob nach Gottfrieds Anschauung Tristan und Isolde einander wenigstens unbewußt schon vor dem Minnetrank geliebt haben. Für Tristans Liebe ist kein Anzeichen vorhanden. Seine begeisterte Schilderung der irischen Königstochter darf nicht so aufgefaßt werden. Auch Isolde bewundert den Tristan, ehe sie von seiner Tat an ihrem Oheim etwas weiß, und Konrad von Würzburg, Gottfrieds Schüler, erklärt im Engelhard (900 ff.), so eine Gedankenbeschäftigung mit dem Manne entzünde bei der Frau leicht die Liebe. Aber Gottfried deutet so etwas nicht an. Am meisten befremdet der Haß Isoldes gegen Tristan; die aufkeimende Liebe des Weibes zeigt sich bekanntlich nicht selten zuerst als Haß. Warum

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ist Isolde soviel heftiger gegen Tristan erbost als ihre Mutter, der es doch näher gelegen hätte? Aber vergessen wir nicht, daß unter den verschiedensten älteren und neueren Völkern und Stämmen ein sehr inniges Verhältnis zwischen dem Oheim von der Mutter Seite und seinen Schwesterkindern besteht. Wir haben hier wohl einen altertümlichen Zug in der Sage. Außerdem war die Königin von Irland aus armem Hause, und Moralt lebte am Hofe Gurmuns; so bildete sich, wie es scheint, eine tiefere Liebe zwischen ihm und der heranwachsenden Isolt. Jedenfalls gibt der Dichter durch kein Wort zu verstehen, daß Isoldes Zorn einen versteckten Grund habe. In Malorys Morte d'Arthur liebt Isoud Tristram, der sie harfen lehrt (VIII, 9), und als sie seine tapferen Taten sieht, wächst ihre Liebe (Kap. 10); nachdem das Geheimnis, wer er eigentlich ist, von ihrer Mutter entdeckt worden, hat sie große Angst um ihn, denn sie kennt die Grausamkeit ihrer Mutter (Kap. 11); bei seinem Abschied weint sie sehr und erklärt, sie wolle sich in sieben Jahren nicht verheiraten, außer unter seiner Einwilligung und mit dem Manne, den Tristram ihr bestimme, und wenn er sie wolle, könne er sie haben; Tristan verhält sich recht kühl, doch sagt er, er wolle ihr Ritter sein (Kap. 12). Am Schluß des 23. Kapitels hören wir, daß Isoud Tristram über alles liebe. Eine noch spätere Stufe der Entwicklung stellt die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zusammengearbeitete Tavola ritonda dar, die also älter ist, als Malory. Die Königin von Irland selber, Lotta, die Gemahlin des Languis, entdeckt auch hier, daß Tristano der Mörder ihres Bruders Amoroldo ist, stürzt mit gezücktem Schwert gegen das Badezimmer und will ihn töten, wird aber durch andere gehindert (I, 84). Die junge Isotta la bionda,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

der ihr Vater, wie bei Malory, den Verwundeten zur Heilung übergeben hat, sinkt vor ihrem Vater, als dieser Tristan töten will, auf die Knie und bittet ihn los (S. 86ff.). Daraufhin scheidet Tristan vom irländischen Hof: E con molti sospiri l'uno si diparte da l'altro; imperò che di liale amore l'uno amava l'altro (S. 86), und nachher: Tristano amava Isotta perch' ella l'aveva campata da morte, quando lo aveva guerito della fedita (seiner Wunde), che l'Amoroldo gli diè; e Isotta sì lo amava per la sua prodezza, e quasi lo teneva per uno suo leale cavaliere. Ma da poi che, per errore fue dato loro bere il beveraggio amoroso, eglino innamorarono di carnale amore (p. 105).

[65a]) Kāmasūtram § 27.

[66]) In der „Liebe" soll es eben kein Gewissen geben. Aus dem Minnedialekt in die Brunstsprache des Brantôme übersetzt heißt es: Elles (die Frauen) en sçavent si bien donner les appetits, et les envies, et attirent si gentiment à l'escarmouche, que, qui ne prend le temps à point et ne vient aux prises, sans aucun respect de majesté et de grandeur (der nach der Liebesvereinigung lüsternen Dame), ou de scrupule, ou de conscience, ou de crainte, ou de quelque autre subject, celuy vraiment est un sot et sans coeur, et qui merite à jamais estre abandonné de la bonne fortune (II, 434b).

[67]) „Was jenes sittliche Verhältnis, die Ehe, betrifft, so ist zu bemerken, daß man dies bei dem großen Hange jener Zeit zu sinnlichen Genüssen leicht außer Augen setzte. Wie leichtfertig besonders die Völker Frankreichs über diesen Punkt zu denken gewohnt waren, davon legen die altfranzösischen Fabliaux ein starkes Zeugnis ab, von welchen zwei gute Dritteile sich mit betrogenen Ehemännern beschäftigen, zum großen Ergötzen der Zu-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

hörer, welche nichts lieber als dieses Thema, auf verschiedene Weise aufgeführt, wünschen.“ Diez, Die Poesie der Troubadours, S. 132—133. Das gebildete, höfische Frankreich bietet damals dasselbe Bild moralischer Versumpfung, wie z. B. zuzeiten Brantômes, und darum scheint dieser mir sehr viel Belehrung auch für die ältere Zeit zu bieten. Von wirklicher Liebe hat Brantôme ja nie auch nur auf tausend Meilen einen Schimmer gesehen, sondern er kennt nur die laszivste Brunst des Übertieres, aber was uns bei ihm zu seiner Zeit in so ekelhafter Offenheit entgegentritt, ist wesentlich ganz dasselbe wie die etwas verblümte „Minne“ (amour) der mittelalterlichen höfischen Dichtung bei den Franzosen, die ja auch damals im widerlichsten Schmutze ihre Wonne finden und bei den Deutschen, hierin ebenfalls den gelehrigen Schülern der Gallier, obwohl ja immerhin die französische Bodenlosigkeit sittlichen Schlammes dem germanischen Wesen von Natur fremd ist und bei den besten deutschen Minnedichtern öfters eine gewisse innige Seelenhaftigkeit zum Vorschein kommt.

[68]) Sie heißt immer wieder die „Stolze“, sie ist die Nichte der Königin von Irland, also nahe Verwandte der Isolde, und weiht der Verliebten die aufopferungsvollsten Dienste wider das eigene Gewissen. Dennoch findet es Isolde nicht nur selbstverständlich, daß sie sich als falsche Braut unterschieben lasse — sie denkt da jedenfalls wie Brantôme: La virginité n'est qu'une opinion conçue en la cervelle (II, S. 382a) — sondern als Tristan mit seinem Schwager sie besucht, befiehlt sie der treuen Freundin, sich dem Gaste zu ergeben, damit dieser doch anständig bewirtet werde. (Nordische Tristansage Kap. 87, in Kölbings Übersetzung S. 194ff.) Im naiv ruchlosen

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Egoismus ihrer Furcht gibt sie den Befehl, die innig mit ihr vertraute Wohltäterin abzumurksen. Sogar die beiden Mörder sind trotz eigener Gefahr sofort bereit, die Schuldlose zu schonen. Isolde aber will dann die vermeintlich treuen Vollstrecker ihres Willens hängen oder verbrennen lassen. In der ganzen Dichtung steht nur ein wahres Wort zur Charakteristik der ethischen Seite ihres Wesens: frouw, iuwer herze und iuwer muot Die ensint niht lûter unde guot. (12 911.)

[69]) Ein paralleler Fall stößt mir jetzt nachträglich auf, im Lancelot du Lac, und Dunlop braucht in seinem Referat einen ungemein treffenden Ausdruck, sodaß die Stelle hier folgen möge. „Als Arthur endlich durch die Kunstgriffe einer Frau, welche darauf beharrt, daß sie die wirkliche Ginevra sei, getäuscht, seine Gemahlin verstößt und ihr auf diese Weise freien Spielraum läßt, ihrer Leidenschaft für Lancelot ohne Zwang Genüge zu leisten, so ist letzterer damit nicht zufrieden, sondern glaubt, es sei für die Würde seiner Geliebten erforderlich, daß sie den britanischen Thron wieder besteige und in ihrem Rufe unter der Hülle der Ehe und durch das Schwert ihres Geliebten geschützt, ihr Leben in ehrbarem Ehebruch hinbringe“ (Dunlop-Liebrecht 74—75). Unsere Gedanken sind eben nicht die Gedanken anderer Zeiten und anderer Völker.

[70]) Das ist ebenfalls gut orientalisch. In altindischen Dichtungen und Geschichten stellt besonders das verliebte Weib öfters dem Manne vor: „Schenke mir Liebe und Liebesumarmung, sonst verfällst du der schaurigen Sünde des Frauenmords!“ Oder „Geben, das Leben der Verliebten retten ist höchstes Tugendgesetz.“

[71]) Hart und ungewöhnlich klänge da freilich der Aus-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

druck. Es mag immerhin in beiden Stellen die gewöhnliche Auffassung richtig sein. Köstlich wäre es dann, daß sie den Ehebruch selber als bäurisch rohe Unfeinheit bezeichnete. „Unziemlichkeit" u. dgl. ist viel zu blaß. Vgl. 16 620.

[72]) Ein ganz analoges Gaukelspiel haben wir im Engelhard Konrads von Würzburg. Engelhard der „Eren kneht" und der „Triuwen dienestmann" hat seinem guten Herrn, dem König von Dänemark, den Treubruch und den Schimpf angetan, daß er mit dessen freilich sehr willigem Töchterlein das Minnespiel geübt hat und ist dabei ertappt worden. Er leugnet alles, ohne mit einer Wimper zu zucken — und um des Mädchens willen mußte er dies im Mittelalter — verschwört sich bei Gott, daß es nicht wahr sei, und soll nun mit dem „valschen ungetriuwen" Zeugen seiner Schuld sich dem Ordal des Zweikampfes unterziehen. Da kommt ihm die abergläubische Angst, er werde als Vertreter der Unwahrheit in dem Kampfe fallen; er reitet unter dem Vorwand, daß er als Vorbereitung eine heilige Fahrt unternehmen wolle, nach Brabant und wechselt mit seinem treuen Freunde Dietrich, dem dortigen Fürsten, der ihm ununterscheidbar ähnlich sieht, Kleider und Stelle. Dietrich ist völlig davon überzeugt, daß seine Sache rein und gut sei, und der Dichter erklärt: ez machet ellen unde maht dâ sich der man unschuldic weiz. Der Scheinengelhard gewinnt dann auch den Sieg, und der König belohnt seinen „Getreuen" mit der Hand der Tochter. 3545 ff. Später erscheint dann ein Engel Gottes im Traum dem aussätzig gewordenen Dietrich und verkündet ihm: der reine got vil ûz erlesen, Der triuwe sich versinnet Und hôhe wârheit minnet, Der wil dich lân geniezen etc. (5444 ff.)

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

[73]) Zwei so gründliche Kenner Gottfrieds wie Kurz und Hertz haben sich täuschen lassen dadurch, daß sie unser modernes Gefühl nicht streng genug fern hielten. Ein feiner leichter Spott, wie ihn Kurz in seiner Abhandlung im 15. Bande (S. 222 ff.) von Pfeiffers Germania als einzig für unsere Stelle fordert, mag immerhin wirklich einfließen, das aber, was er hier findet, liegt dem Dichter völlig fern. Bei gar nicht wenigen Völkern muß sich bekanntlich der Gott oder Götze, der nicht tut, was sein Anbeter von ihm begehrt, die schlimmsten Injurien gefallen lassen. Hier bloß ein Beispiel: Ein Araber im 6. Jahrhundert loste mit Pfeilen, um zu erfahren, ob er den Tod seines Vaters rächen solle oder nicht, und als dreimal der Pfeil „Verbot" herauskam, zerbrach er die Pfeile und schleuderte sie wütend dem Götzen an den Kopf, indem er rief: „Du Elender! Wäre der Getötete dein Vater gewesen, so würdest du die Rache nicht verbieten." Hauri, der Islam S. 9—10. Die mittelalterliche Anschauung von Gott war bei den meisten Menschen nicht viel anders.

Vergessen wir auch nicht, daß es sich in diesen Bemerkungen des Dichters absolut nicht um den Ehebruch und seine moralische Wertung handelt, sondern um die Wahrheit oder Unwahrheit der eidlichen Aussage Isoldes. Und da spricht Gottfried eben nichts weiter aus als die objektive Tatsache: Ihr Eid war ein Trug, er war „gelüppet", d. h. zweideutig. Wie eine vergiftete Waffe nicht das ist, was sie scheint, nämlich einfach eine Waffe, sondern eine hinterlistige, doppelte Eigenart hat, so dieser Eid.

[74]) Bei einer späteren Gelegenheit ißt Tristram ein Kraut im Walde, durch das sein Gesicht ganz aufschwillt, seine Hände und Füße schwärzlich werden, und seine


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Stimme heiser wie die eines Aussätzigen; so wird er ganz unkenntlich und kann zu Isolde. Nordische Tristansage in der Übersetzung von Kölbing S. 196 unten.

[75]) „Schuld" hat hier absolut keine moralische Bedeutung. Es bedeutet, wessen man sie beschuldigte, das beruhte auf Wahrheit. Diu wâre schulde (schult) ist einfach = das wahre „Sachverhältnis" (Lexer). So sagt Konrad Engelhard 972: Als mir diu wâre schulde jach Sô wart diu saelden rîche Von in zwein gelîche Mit liebe gar durchgründet etc., wo also zu übersetzen ist „das wirklich Vorgefallene, die Wahrheit, die wahre Geschichte".

[76]) Im Minnezeitalter wie noch in viel späteren Tagen ergötzten sich Herr und Dame der „allerfeinsten" Gesellschaft im Gespräche an ausgetauschten Laszivitäten von so derber, ja ekelhafter Natur, daß man oft kaum seinen Ohren traut. Völlig verkehrt scheint es mir da zu erklären, wie manche Forscher getan haben: „Im Leben hielt man's eben anders, so vertrug man im Worte gar manches." Nein, es war eine unzuchttrunkene Zeit, und wes Herz und Leben voll war, davon floß auch der Mund über, gerade wie z. B. die vornehmen Kreise, die Brantôme schildert, in Werk und Wort schrankenlos ihren Lüsten frönen. Was da die beiden Geschlechter zusammen für obszöne Unterhaltungen führten, erhellt unter anderem aus den Beispielen II, 376, 387b.

[77]) Hier also Morolt für Marke.

[78]) Vgl. Revue des traditions populaires Bd. 14, S. 486—487.

[79]) Über diese bocca della verità des Virgil schreibt von der Hagen in seinen Briefen in die Heimat aus Deutschland, der Schweiz und Italien Bd. 4, S. 105f.: Gegenüber steht S. Maria in Kosmedin, von ihrer alten Ausschmückung

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

(Kosmos) so genannt. Papst Dionysius weihte ihr den Tempel der Pudicitia, zu welchem noch einige schöne Marmorsäulen gehören sollen, welche innen in der Seitenwand halb vermauert stehen ... In der Vorhalle steht eine große runde Marmorscheibe, darauf ein Kopf, roh gebildet, wie eine Maske, mit durchbohrten Augen und Mund. Sie heißt noch bocca della verità (Mund der Wahrheit), und darnach wird auch die Kirche und der Platz benannt: denn im Mittelalter steckte man bei Eidschwüren die Hand in diesen Mund, welcher beim Meineide sich schloß und die falsche Hand abbiß, wie noch Volksglaube ist. Ebenso war eine Keuschheitsprobe der Jungfrauen. Die neue Inschrift daneben gibt den Kopf für einen Jupiter Ammon, und er soll zu der ara maxima des Herkules gehören, welcher in dieser Gegend stand, und wo am häufigsten Verträge geschlossen und beschworen wurden. Die Verbindung der Sage mit dem Schwören rührt wohl noch daher, wie die mit der Keuschheit vom Tempel der Pudicitia: der Kopf selber aber ist vermutlich ein umgekehrter Jupiter Pluvius und diente zum Einschlucken des Wassers über einem Abzuge, wie er auch so im Pflaster liegen gefunden ward.

[80]) Vgl. Clouston, Book of Sindibad 178; Chauvin VIII, 48.

[81]) Ich glaube bestimmt diese Spuckgeschichte auch anderswo gelesen zu haben, kann mich aber nicht auf den Ort besinnen. Ein noch viel größerer Virtuos in dieser edeln Kunst wird uns S. 240 meiner Übersetzung des Daśakumāracaritam vor Augen gestellt. Vgl. die 52 Arten des Spuckens, die der finnische Student des 17. Jahrhunderts dem Pedell vordoziert und an ihm ausführt, Jalmari Finne, Ylioppilaita, Helsingfors 1809, S. 246f.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ebenda werden auch drei Arten Küsse auseinandergesetzt (S. 209ff.).

[82]) Der Schluß der Erzählung, daß der arme Hahnrei noch dazu selber umgebracht wird, während die Schuldigen triumphieren, ist so recht in der Art der alten italienischen Novellisten, bei denen die Grundtriebe des Menschen: Wollust und Grausamkeit ihr Fest feiern. Freilich mag auch dies schon in Straparolas Vorlage gestanden haben; denn bekanntlich fordert alte und vielverbreitete Sitte bei Gottesurteilen, daß der Verlierende, Kläger oder Beklagter, die betreffende Strafe erleide. Ungeschickt und nicht ursprünglich ist dann aber der Umstand, daß erst die Verwandten der Filenia und das Volk den Tod des Gatten herbeiführen müssen.

[83]) Vgl. das Zauberkraut und das Amulett, die zur Offenbarung der Wahrheit zwingen. Gold und edle Steine stehen in magischer Verbindung mit der Wahrheit.

[84]) Nach dem gewöhnlichen Gebrauch in der Tavola ritonda hieße das: ohne sich (eines Betrugs) zu versehen, ohne etwas zu merken; hier aber kann die Bedeutung nur sein: Und wegen seines großen Verlangens (die Königin zu überführen) kehrte er sich nicht dran, kümmerte er sich nicht darum.

[85]) Polidori sagt Band II, S. 149 unter dem Worte Petrone: Cosi spessissimamente, anzi sempre, nella Tavola nostra, e non mai Pietrone, a significare quelle grandi pietre quadrate o cubiche, che si supponevano piantate dal mago Merlino, ed erano forse di monumenti druidici.

[85a]) Vgl. R. Schmidt, Fakire und Fakirtum. B. 1908.

[86]) Dazu gehören wohl Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus. Als sechster kam mir Idris (Henoch) in den Sinn, aber vielleicht mit Unrecht. Steckt vielleicht

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

aus Unverstand der nebenher genannte Mohammed unter den Sechsen? Ganz semitisch klingt auch der mir sonst unbekannte Inselname Mantufer.

[87]) Vgl. Samayamātṛikā II, 86: „Darauf zur (scheinbar) Wahnsinnigen geworden, zog sie nackt, von Hunden umschlossen, dahin, berühmt als Kumbhadevī, und erlangte so eine Reihe von Beehrungen."

[88]) Aller Wahrscheinlichkeit nach geschieht die Umarmung auch in dieser orientalischen Form am Orte des Gottesurteils selber. Dafür spricht obendrein dies, daß in der Tavola ritonda nur da der Liebhaber als Wahnsinniger erscheint. Dagegen stammt der Pilger auf dem Wege direkt aus der Tristansage, denn in allen ihren Formen läßt sie den unkenntlichen Buhlen auf der Fahrt zur Ordalstätte an die Königin herantreten.

[89]) Es findet sich in der altnordischen Übersetzung des Thomas, in Sir Tristrem und der Grettissage.

[90]) Sie fällt ins Jahr 251 nach Christo.

[91]) Natürlich durch die magische Kraft der Wahrheit seiner Worte.

[92]) Wohl: die so anmutig, so lieblich ist wie eine Kinnarī. So verliebt sich im Jātaka Nr. 234 ein Kronprinz in solch ein Berg- und Waldwesen. Am meisten aber werden die Kinnara in der buddhistischen Erzählungsliteratur wegen ihrer musikalischen Gaben und ihrer innigen Gattenliebe gefeiert (vgl. das von mir bearbeitete Jātaka in meinem Kāvyasaṃgraha S. 65 ff.). Doch dürfte besonders hier kaum zu übersetzen sein „in der lieblichen Weise der Kinnara", in ebenso feuriger Liebe mit ihrem Gatten verbunden. Auch in der Jainaliteratur hören wir von dem lieblichen Gesange der Kinnara. So Avaçyakaerzählungen ed. Leumann I, S. 8, Str. 16. Vgl. Mahābh. I, 172, 10.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

[93]) Dies die wörtliche Übersetzung, die etwas befremdet. Es wird wohl heißen sollen: Er gab ihm eine Ohrfeige (gab ihm Ohrfeigen?). Der Ausdruck aratninā hanti (abhihanti) kommt im Mahābh. wiederholt vor und kann da kaum nach der gewöhnlichen Bedeutung von aratni gefaßt werden. So III, 157, 70; 272, 5; IV, 33, 49. Nīlakaṇṭha erklärt auch an der erstgenannten Stelle durch talaprahāreṇa. Da paßt es auch sehr gut. Andererseits aber begreift man nicht, wie von einem „Schlag mit der flachen Hand" eine Beule auf dem Kopf entstehen kann. Und da der Held in den beiden letztaufgeführten Stellen des Mahābh. zuerst auf dem Besiegten niederkniet und dann jene Prozedur vornimmt, so liegt es wohl näher, an eine Bearbeitung mit dem Ellbogen zu denken. Non liquet.

[94]) Lies vedanaṭṭo.

[95]) Maṇḍala beim Würfelspiel ist = çārīsthāpanapaṭṭa. Siehe Mahābh. VIII, 74, 15. Fälschlich steht in Böhtlinks Wörterbuch „Spielball" für diese Stelle. Druckfehler?

[96]) Vgl. die bekannte Geschichte von der Frau, die ein Geist in einen Kasten tut, so verschlingt und in seinem eigenen Bauche herumträgt, und die ihn doch aufs schändlichste betrügt. Jātaka Nr. 436; Kathāsaritsāgara 64, śl. 152ff. (Tawney II, 98f.). Nachschabîs (besser: Kādirîs) Tûti-Nameh von Iken und Kosegarten S. 31—32; Clouston, Book of Sindibad p. 255f.; Chauvin V, 188ff; VIII, 59. Siehe auch Milindapañho 153. Auch die Ainos erzählen sich von einem Dämon, der ein geraubtes Weib in einem Kasten hält. Chamberlain, Aino Folk Tales S. 22 (Privately Printed for the Folk Lore Society XXII).

[97]) Die wörtliche Übersetzung dieser lose gefügten

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Verse lautet: Da der Brahmane vor ihr (in ihrer Gegenwart) verhüllt die vīṇā spielte — als sie noch ein Eilein (ein bloßer Keim) war, wurde sie als Gattin heimgeführt — wer wird je in sie Vertrauen setzen!

[98]) Also die dem glühenden Eisen am nächsten stehende Feuerprobe, die wir auch in dem alten persischen Versroman Wîs und Ramîn (aus dem 11. Jahrhundert haben (Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. XXIII, 375 ff.). Die Gattin des Schahs Mobad, die mit dessen Bruder Ramîn ein Verhältnis hat, soll durch ein lohendes Feuer gehen, um ihre Reinheit zu beweisen, rettet sich aber vorher am Entscheidungstage durch die Flucht zusammen mit ihrem Geliebten. Ein „merkwürdiges Gegenstück“ zu der Tristansage, wie Hertz diese Dichtung nennt, kann ich darin nicht sehen. Sie hat wenig Ähnlichkeit und wohl gar keinen Zusammenhang mit der Liebesmär von Tristan und Isolde. Wenn übrigens der Übersetzer, Graf, so empört ist über die Schlechtigkeit des Paares, so möchte ich Wîs etwas in Schutz nehmen. Die zeigt ein paarmal eine stolze Offenheit, deren Isolde nie fähig wäre. Über eine georgische Übersetzung s. IRAS 1902. Die „Feuerprobenszene“ findet sich da S. 504 f.

[99]) Solche Gedanken und Sprüche finden sich in der altindischen Literatur ungezählte Male.

[100]) Der göttliche Heilige Guru Gorakhnath ist gemeint. Man warf (und wirft) also sonst die Würfel im Namen eines Gottes oder Heiligen, dessen Wundermacht dann seinem Verehrer das Glück zuwendet. Mahitâs Heilige und Gottheit ist seine reine Gattin, und ihre Wahrheit und Keuschheit hat übersinnliche Kraft.

[101]) Temple hat die Anmerkung: In allusion to the very interesting tale of the abduction of Sîtâ by Râvaṇa.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

In modern days she is described as stepping beyond the kâr or protecting line, and so being liable to be carried off; while inside it no harm could happen to her. See Growse, Râmâyana, ed. 1883, pp. 352ff.; Indian Antiquary Vol. VIII, p. 267; XI, pp. 35—6.

[102]) Looking after thyself. Temples Anm.

[103]) Wir haben also hier eine Form der bekannten Geschichte von der „Spur des Löwen". S. Cardonne, Melanges de Litterature Orientale S. 5ff., englische Übersetzung I, S. 7ff.); Clouston, Book of Sindibad p. 256; Brantôme II, 306b; Chauvin VII, 120—123; 176. — Auch in unserem Volksdrama wird dem verliebten Fürsten entgegengehalten: „The taste of all is the same though the kinds be many" (der Frauen nämlich), S. 266, gerade wie bei Boccaccio V, 1 durch den Vergleich mit den Hühnern.

[104]) Auch in Indianersagen hat die Keuschheit der Gattin einen gleichen Einfluß auf das Glück, sogar das Spielerglück ihres Mannes, wie in diesen zwei indischen Geschichten. „Dann wollten die Brüder mit Atl'undām spielen. Sie setzten sich außerhalb des Hauses nieder, und die drei jüngeren Brüder spielten Lehal mit ihm. Der älteste verführte unterdessen seine Frau. Daher hatte A. Unglück im Spiel und verlor seinen Einsatz." Boas, Zeitschr. f. Ethnol., Abhandl. II, Bd. 26, S. 293; vgl. Bd. 24, S. 384.

[105]) Vgl. Kathās. 64, śl. 71ff. (Tawney II, 94).

[106]) Der Sinn ermangelt bei dieser Übersetzung der Klarheit und Schärfe. Es sollte wohl heißen: Die anderen aber, die Männer, sind für die Frauen wie Wasser, das ihnen in die Hand kommt; d. h. sind die Männer verliebt, so vergessen sie sich selber und gehen ganz in der Ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

liebten und der eigenen Tollheit auf, das Weib aber bleibt dabei eigentlich kühl bis ans Herz hinan (oder liebt doch nur kurze Zeit), die Männer gehen ihr durch die Hand wie Wasser. Vgl. mein Buch Kāvyasaṃgraha S. 21; Sūtrakṛitāṅga I, 4, Kap. 1, v. 24.

[107]) Besser: Schwiegertochter.

[108]) Nach MBh. XIII, 98, 29 soll man den Yaksha, Gandharva und Nāga Wasserblumen darbringen.

[109]) Im 11. Jh. n. Chr. geschrieben.

[110]) „Von Ufer zu Ufer“ (Hertel) kann hier der Ausdruck nicht bedeuten.

[111]) Wie hier durch das Wasser, kommen in der Liebesumarmung durch den küssenden Liebsten die Lippen um ihre Röte.

[112]) Hertels Verbesserung von surīm zu surām spricht mich wenig an. Dagegen hat wahrscheinlich Jacobi recht, wenn er das Wort = asurīm faßt. Die prächtigen Wohnungen der Dānava im Meer werden MBh. V, 100 geschildert. Im Deutschen paßt „Götterfrau“ auch bei Jacobis Auffassung. Wegen ihrer Schönheit werden auch die Asurī oft genannt, und sie sind durch sie berühmt (Kuṭṭan. 179).

[113]) Teilweise genauer wäre wohl:

Ein einzig dünn, durchnäßt Gewand
Sich um den Leib der Schönen wand,
So sieht er deutlich jedes Glied
Und rezitiert erregt das Lied:

„Ein glücklich Bad?“ so fragt der Fluß,
Die Bäume fragen's, und ich muß
Dasselbe fragen, sinke dar
Dir vor das Lotosfüßepaar.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sie rezitiert: „Dem Flusse Heil!
Lang sei die Lust der Bäume Teil!
Und wer „Ein glücklich Bad?“ mich fragt,
Ihm hab den Wunsch ich zugesagt.“

[114]) Kein „obwohl!“ Da er sieht, wie gefügig sie ist, kann er nun vollends nicht von der Stelle.

[115]) So, wenn man Jacobis Text beibehält. Doch ist vielleicht ekasya (für ekaç ca) zu lesen. Dann etwa:

„Wer ist sie?“ sinnt bei sich der Wicht,
Jetzt mit erhobenem Gesicht
Sieht bei einem Baum er Kinder stehn,
Sie möchten Früchte fallen sehn.

[116]) Sthalaka bedeutet nach Böhtlingk, der nur unsere Stelle anführt „Topf“. Dann: „Beschäftigt, Topf und Kesselwand usw.“

[117]) Wörtlich: Mache deine Jugend ihren Zweck erfüllt habend, erfolgreich.

[118]) Oder: Mit harten Worten schmähte da
Die Bettelnonne Durgilā.

[119]) Genauer wäre für die zweite Zeile:

Fort, daß dich nicht mein Auge schaut!
Verschwinde wie verlorner Laut!

Wörtlich:

Ha, aus den Augen mir, du Spuk!
Du werde unsichtbar wie luk!

d. h. wie ein weggefallener Laut. Dieses und ein später vorkommendes Bild aus der Grammatik braucht uns nicht in Erstaunen zu setzen. Sagt doch sogar Kālidāsa: Vergleichbar der Verbindung zwischen Suffix und Wurzel

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

war diese Vereinigung der Bräutigame und der Bräute (Raghuvaṃśa IX, 56), und: Nachdem der Held (Rāma) den Vālin getötet hatte, setzte er an seine langbegehrte Stelle den Sugrīva wie eine substituierte Form an die Stelle der Verbalwurzel (XII, 58).

[120]) Etwas wörtlicher:

Ihr wie auf eine Stukkowand
Aus schwarzem Ruße eine Hand.

[121]) Oder nach einer anderen Bedeutung von tarjayati:

Sie lebt in Keuschheit stolz und stät,
Hat mich wie einen Hund geschmäht.

[122]) Vgl. Samayamātṛikā IV, 17.

[123]) Vgl. Jātaka III, S. 303, Z. 21ff. und mit dem Jātaka selber Milindapañho 153. — Die „fünfte finstre Nacht" ist die fünfte Nacht der finstern Monatshälfte.

[124]) Es ist natürlich gacchānirvedaḥ zu lesen. Vgl. MBh. V, 39, 58: Anirvedaḥ śriyo mūlaṃ (= Rām. V, 12, 10) Vgl. MBh. XII, 153, 51; Rām. V, 12, 11.

[125]) Auch bei Śivadāsa heißt es: ardhacandraṃ dattvā paścimadvāreṇa nishkāsitavatī (ed. Uhle S. 9, Z. 36f.). Man könnte auch übersetzen: „Hintertor." Dann etwa: „Sie stößt durchs Hinterpförtelein Hinaus sie vom Aśokahain", und entsprechend unten: „Sie stieß mich vom Aśokahain Hinaus durchs Hinterpförtelein."

[126]) Oder: „Durchs Hintertor zum Stelldichein" und später: „Zum Hintertore leis hinein."

[127]) Ist vivāha einfach = Hochzeit, so lautet die wörtliche Übersetzung: „Der Augensterne feste Einung War wie vermählende Vereinung." Bedeutet es dagegen die Vermählungszeremonie, den heiligen Akt, dann:



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Die feste Augensternbegegnung War wie der Hochzeit Priestersegnung.“ Doch ist melaka wahrscheinlich auch atronomisch zu fassen, und dann hieße es buchstäblich: „Der Augensterne Konjunktion, Die sichre, war Vermählung schon.“

[128]) Mit Hertels Wiedergabe kann ich mich nicht befreunden. Sie ist matter, weil alltäglicher, und tut dem Sanskrit Gewalt an. Da hätte Hemacandra statt iva ja nur yathā zu setzen brauchen.

[129]) Oder: ein Unheil.

[130]) Nach Hertels Auffassung wäre etwa zu übersetzen:

> Da tat das allerschlauste Weib,
> Als brenne nach der Lust ihr Leib.

Der Sinn würde so noch besser. Aber ich weiß nicht, ob dhṛishṭatva so gebraucht wird; es müßte wohl mindestens hṛishṭatva heißen.

[131]) Akshudra bedeutet zwar wörtlich: „nicht fein“. Daß es aber auch in diesem übertragenen Sinn vorkommt, kann ich nicht nachweisen, und ich zweifle daran. Man wäre versucht hi kshudramanasām zu lesen: „von geringem Verstande“. Behält man den Text bei, so hieße es nach der gewöhnlichen Bedeutung: „nicht schlecht gesinnt“, also „gut, ehrlich“, was wieder auf einfältig, dumm (saralāśaya) hinausliefe. Hertels Wiedergabe ist hier nicht glücklich.

[132]) Bekanntlich müssen bei vielen Völkern und Stämmen Schwiegereltern und Schwiegerkinder, besonders Schwiegervater und Schwiegertochter einander möglichst meiden. Auch in der altindischen Literatur wird die Scheu, die zwischen Schwiegervater und Schwiegertochter



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

herrscht, mehrere Male erwähnt. Ein Überbleibsel aus der Zeit der Raubehe, wie man gemeint hat, liegt da kaum vor, wohl eher hat die von Max Müller, Mantegazza und anderen vertretene Ansicht, daß die Eifersucht im Spiele sei, viel für sich.

[133]) So, wenn īdṛiśam als Neutrum genommen wird. Gehört es zu pitaram, dann:

So einem Vater sag ich's schon
Und tadle ihn, wenn's Morgen ward,
Mein Lieb, in deiner Gegenwart.

[134]) Oder wohl etwas wörtlicher:

Damit ich von dem schlechten Sinn
Der liederlichen Schwiegerin
Dich überzeuge fest und steif,
Nahm ich vom Fuße ihr den Reif.

[135]) Oder: entstellt, oder: beschmutzt. Genauer: macht sich nicht gut auf, „verunziert" (Hertel). Dhauta heißt auch „leuchtend, strahlend!" Dann etwa:

Ein einzig Fleckchen Ruß beschmitzt
Ein weißes Kleid, das leuchtend blitzt.

[136]) Das Neutrum śobhana bedeutet auch „Tugend". Vielleicht ist śodhana = Rechtfertigung, Reinigung (śuddhi, speziell: die Reinigung von einer Beschuldigung durch ein Gottesurteil) zu lesen. Dann: Reinigungsyaksha.

[137]) Im Original wörtlich: „Er hängte sich ihr an die Kehle den Gutturalen gleich." Saṃketita heißt: „der einen Wink empfangen hat." Danach die obige Übersetzung. Dann auch: „der über etwas verständigt worden ist, mit dem man etwas verabredet hat." Danach wäre etwa zu übersetzen:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der sich wie ein Beseßner stellt,
Von ihr zu solchem Tun bestellt.

Oder:

Der schlau sich als Beseßner giebt;
Dazu bestellt ihn die er liebt.

[138]) d. h. vor den Augen des angeredeten Yaksha. Oder: vor allem Volke.

[139]) Oder:

Mögst du die Unschuld offenbaren
Der Wahren, du der Freund des Wahren.

Der Ausdruck des Originals ist mehrdeutig. Satī ist die wahre, echte, redliche Frau, also die keusche, gattentreue.

[140]) Kvacid rātrau heißt: irgendwo (i. e. irgendwann) in der Nacht, nicht „einst in einer Nacht"; denn wie aus śl. 556 ersichtlich ist, geschah das Erzählte gleich in der ersten Nacht.

[141]) Wörtlich: einen Schlafspalt des Mannes bekommen habend, d. h. eine Öffnung oder Gelegenheit, während seines Schlafes zu entkommen, oder: „eine Schlafblöße" (während er schlief, konnte man ihn überlisten und weghuschen).

[142]) Vgl. Śukasaptati textus ornatior ed. Schmidt, Seite 18, Zeile 19.

[143]) Oder: dem armen Tropf (vgl. z. B. Mahābh. V, 33, 55—56; VIII, 9, 19). Abhīs ist vielleicht eher: (zugesicherte) Straflosigkeit. Dann etwa:

Was hast du sieben Tag geschlafen?
Sprich! Was der Grund? Ich will nicht strafen."

[144]) Wörtlich: „In ruhiges Wesen tritt der Mensch vom Menschen her." So war dem Goldschmied all seine

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Unruhe durch Menschen gekommen, und ebenso erlangte er sie wieder durch Menschen. Die Schlechtigkeit des Weibes brachte ihn um den Schlaf, und die Schlechtigkeit des Weibes schenkte ihm wieder dieses Glück.

[145]) Kiliñca (Brett) und kiliñja (Matte) werden nicht streng auseinander gehalten. Man sollte wohl hier kiliñja lesen. Möglich wäre freilich auch ein Elefant aus Brettern. Dann eben: Bretterelefant.

[146]) Dies ist ein Zeichen, daß man hinter etwas gekommen, zur Überzeugung gelangt ist. Vgl. Pariś. XI, 36; Appendix S. 2.

[147]) So eine Muschel ist auch besonders glückbringend, und darum wird sie bei der Königsweihe zur feierlichen Begießung des Fürsten gebraucht (z. B. Jātaka IV, S. 350, Z. 4).

[148]) Wörtlich:

Entschläft von Müh erschöpft der Mann,
Klebt wie Zement der Schlaf ihm an.

[149]) Oder: du schöner Mann. Oder: beglückter Mann. Die gewöhnliche Bedeutung der Komposita auf bruva kann hier nicht vorliegen. Möglicherweise ist hier der Sinn wesentlich derselbe, als wenn einfach asatī stünde. Dann:

Da raunt das Weib von schlechtem Hang
Dem Diebe zu im Liebesdrang usw.

Vgl. purushavādin Mann genannt, dem männlichen Geschlecht angehörig Rām. VII, 87, 13.

[150]) Die natürliche Anschauung: „In schönem Körper, besonders des Weibes, wohnt auch eine schöne Seele“ ist wohl über die ganze Erde verbreitet und wird in der indischen Literatur oft ausgesprochen. Siehe mein Daśakumāracaritam S. 301, Anm. 4; Uttararāmacarita III, 21;

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Pariśishṭaparvan III, 233. T. F Thiselton-Dyer, Folk-Lore of Women, Chicago 1906, S. 23ff. gibt eine ganze Anzahl Dikta aus verschiedenen Ländern (und auf den folgenden Seiten dann gerade entgegengesetzte). Ja auch auf andere geht eine läuternde, reinigende Wirkung von der Schönheit aus, wie nicht nur im Abendlande, sondern auch in Indien ausgesprochen wird. So heißt es in dem von Hertel übersetzten kaschmirischen Volksroman, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde Bd. 18, S. 73: Die Prinzessin aber war so schön, daß die Augen der (angeblichen) Vezierstochter schon von weitem dadurch rein wurden. Der Sanskrittext Hemacandras ließe sich auch übersetzen:

Ihr Anblick schon macht sündenrein (wörtl. sie ist reinigend, läuternd schon durch ihre Gestalt, ihr Aussehen).

[151]) Wörtl.: Jedermann tut das Gute unter Wahrung (Beschützung) seiner selbst (seines eigenen Interesses, Lebens usw.). Also vielleicht weniger inhaltsvoll:

Denn dann nur wird man Gutes üben,
Braucht man nicht eignes Wohl zu trüben.

[152]) Nicht nur der namaskāra führt seine neue Geburt als Vyantaragott — so die wörtliche Übersetzung — herbei, sondern auch śīlitākāmanirjara ist kausal zu fassen. Der namaskāra ist die fromme Formel: „Verehrung den Arhats (den Jinas)!" Über akāmanirjarā siehe die längere Anmerkung 2 auf Seite 9 meiner Hindu Tales (London, Luzac & Co. 1909). Vgl. dort auch die Anmerkung auf S. 183.

[153]) Hier im Original ein unübersetzbares Wortspiel: wie ein Elefantenweibchen mit emporgeworfenen Armen (emporgehobenem Rüssel).

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

[154]) Die Rākshasa sind menschenmordende und menschenfressende Unholde. Deutsch wäre: „Als Teufelin."

[155]) Den übernatürlichen, der ihm als Gott eigen ist (die in den Jainaschriften unzählige Male erwähnte avadhi- oder ohi-Erkenntnis). Für „Geist" wäre „Seele" an und für sich besser, macht sich aber nicht gut als Femininum.

[156]) Itaś ca ist gleich dem sehr häufigen io ya im Jaina-Prakrit — Englisch „and now" (nun aber, da).

[157]) Möglich wäre an und für sich auch „zu einer Nonne", wie Hertel übersetzt. Die Jainanonnen wandern und wohnen aber nicht allein, sondern mindestens in Paaren, und wie z. B. Oman berichtet, sieht man sie immer zu zweien durch das Land ziehen. Vgl. meine Hindu Tales p. 166, note 3 und in den Corrections and additions S. 293 die Bemerkung zu S. 166, Zeile 19.

[158]) Wie bei Kâdirî steht auch bei Nachschabî diese Erzählung in der achten Nacht. Aber die von Brockhaus gelieferte Übersetzung in den Blättern f. lit. Unterhaltung 1843, Nr. 242 und 243 (S. 969 ff.) enthält diesen Teil nicht.

[159]) Solche Schilderungen der buchstäblich leuchtenden Frauenschönheit finden sich bekanntlich in den orientalischen Literaturen unzählige Male. In der deutschen dürften sie selten sein. Ein interessantes Beispiel bietet Eilhart bei der Beschreibung Îsalts 6512 ff.

[160]) Chauvin verweist auf Revue des trad. pop. XIV, 405 ff. Dort wird eine türkische Bearbeitung der Sindibaderzählung mitgeteilt. Der Verfasser befleißigt sich ebenfalls eines blumenreichen Stils, die Buhlerin aber geht hier einfach zu ihrem Gatten hinein, weckt ihn und beklagt sich, daß der Schwiegervater ihr in wollüstiger Absicht die Fußspangen abgezogen habe. Der Schluß stimmt hier also mit Śukakasapt. text. orn.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

[161]) In dieser Ausgabe nur ein Band. Ehe ich sie mir verschafft hatte, gebrauchte ich eine sehr gute englische Übersetzung aus der Library of Congress in Washington: Cardonne, A Miscellaney of Eastern Learning... Translated into English. In Two Volumes. London 1771. Dort steht die Erzählung in Bd. I, S. 32ff.

[162]) Der Erzähler selber verlegt ja diese Novelle nach Indien und deutet damit klar ihre Heimat an. Die Wasserprobe ist auch Indien nicht fremd. Sītā wird von Rāma verstoßen und kommt in die Einsiedelei Vālmīkis. Die anderen Büßer murren; sie fürchten durch die Frau, die bei einem fremden Mann gewohnt hat, befleckt zu werden. Um die Verdächtigte als rein zu erweisen, unterwirft der Seher sie einem Gottesurteil. Dort ist nämlich ein heiliger Teich namens Tīṭibhasaras, den die Göttin Erde und die göttlichen Lokapāla erschaffen haben zur Rechtfertigung einer fälschlich angeklagten keuschen Frau. Sītā betet: „Mutter Erde, wenn auch im Traume mein Geist sich mit niemand anders als mit meinem Gemahl beschäftigt hat, dann möge ich das andere Ufer erreichen", wirft sich ins Wasser und wird hinübergetragen. Kathāsaritsāgara 51, śl. 71 ff (Tawney I, 486 f). Im Rāmāyaṇa reinigt sich Sītā vor Rāma durch das Feuerordal VI, 113—118.

[163]) Haupt der schwarzen Haremswächter. Vgl. Schweiger-Lerchenfeld, Die Frauen des Orients S. 721.

[164]) Abgedruckt in Mille et un jours ed. du Panthéon litteraire p. 652 f., ohne daß Cardonne für die Übersetzung Kredit erhält.

[165]) Die chinesische Übersetzung datiert aus dem Jahre 251 n. Chr.

[166]) Anderwärts besser erzählt. So in den „Indischen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Erzählungen", die Schiefner aus dem tibetanischen Kandjur übersetzt hat, Bulletin der St. Petersburger Akad. Bd. XXIII, Spalte 544 ff. Der junge Sohn sehr reicher Eltern will nicht heiraten, sondern Büßer werden. Er läßt endlich bei einem geschickten Schmied das Bildnis einer schönen Jungfrau aus Jambuflußgold machen. „Wenn ihr so ein Mädchen findet, heirate ich, sonst nicht." Es werden noch drei solche Mädchen gemacht, und Boten ziehen mit den vier goldenen Bildwerken in die vier Weltgegenden hinaus. In der Mitte der Ortschaften stellen sie ihr Bild auf, erweisen ihm selber Ehre mit Wohlgerüchen, Blumen, Räucherwerk, Musik usw. Sie proklamieren: „Dies ist die Göttin der Jungfrauen. Wenn die Mädchen sie verehren, so werden ihnen fünferlei Wünsche erfüllt: Geburt in hohem Geschlecht, Verheiratung in ein hohes Geschlecht, Wohnung in einem vollständig ausgestatteten Hause, Unterwürfigkeit des Ehemanns und Besitz von Kindern." Damit wollen sie eben die Mädchen herbeilocken und sehen, welche so wie das Bild sei. Die Begehrlichen kommen auch in Scharen, junge und alte. Endlich naht in der Stadt Kapila auf das Zureden der Eltern auch die nicht nach Ehe und Liebe begehrende, wunderbar schöne Kapilabhadrā, und als sie erscheint, wird das Bild schwarz von ihrem Schönheitsglanz. Sie werben um sie und bekommen sie. Vgl. Jātaka V, 282 ff. (Nr. 531), wo dieses vom Buddhismus als Asketenmäre verwendete Motiv noch viel besser ausgestaltet wird. Hier ziehen die Boten mit einer vom Prinzen selber gemachten und bekleideten Goldstatue, die völlig wie eine lebendige Göttermaid aussieht, durch ganz Jambudvīpa, stellen sie in allen Königsstädten am besuchtesten Orte auf und horchen, was die Leute sagen. Überall heißt es: „So eine

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schöne gibts bei uns nicht." In Sāgala aber hat der Madda-König sieben Töchter, die den Apsarasen gleich sind, und die älteste, Pabhāvatī, leuchtet von so sonnenhafter Schönheit, daß sie kein Licht braucht, sondern auch die finsterste Nacht taghell erleuchtet. Ihre Amme wird von ihr des Abends nach Wasser ausgeschickt, weil sie sich den Kopf waschen wolle, sieht die Goldmaid und gibt ihr zornig Backenstreiche: „Da stehst du ungezogene Pabhāvatī auf der Straße und bringst Schande auf deine Familie!" Weil die Hand sie vom Schlage so schmerzt, merkt sie ihren Irrtum und sagt: „Meine Tochter ist viel schöner." Die Boten befragen die Alte und werben um die Prinzessin, die dann später mit großer Pracht abgeholt wird. Vgl. Jāt. Nr. 458 (IV, 104, 105).

[167]) Bekanntlich ein verbreitetes Märchenmotiv. Ein anderes indisches Beispiel ZDMG. XXI, p. 545.

[168]) Vgl. Grimm, Deutsche Mythologie, ed. E. H. Meyer 1878, S. 921 f.; Nachträge 318.

[169]) Vgl. Kathāsaritsāgara Tar. 64, śl. 110—148 (Tawney II, 96—98).

[170]) Die Narzisse ist ganz Auge, wie die Rose ganz Ohr. Clouston, Book of Sindibad (persisch) S. 102. Vgl. ZDMG. XXI, 530.

[171]) „Die Schöne, die nicht Sonne und Mond und keinen Baum ansieht, weil sie (alle) männlichen Geschlechtes sind, sondern nur ihren Gatten, die ist eine Tugendhafte." Mahābhārata XIII, 146, 43.

[162]) Vgl. Kathāsarits. Tar. 66, śl. 21 ff. (Tawney II, 116). — Pushpahāsa bedeutet „Blumenlacher."

[173]) Von „Damals, König" an R. Schmidts Übersetzung (S. 22 ff.) — Die lachenden Fische kehren wieder in Rosens Tuti-Nameh II, 89 ff. Der Vezier Kâmbîn

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

hat vierzig schöne Sklavinnen, zu deren Gebieterin er die Herrlichste unter ihnen, Kâmdjûi, gemacht hatte. Einmal saß er mit ihr im Garten an einem Teiche, und die übrigen Sklavinnen fingen Fische und stellten sie in einem Becken vor die beiden hin. Kâmdjûi verschleierte sich sofort, damit die Männchen unter den Fischen nicht ihr keusches Antlitz sähen. Da fingen die Fische laut zu lachen an. Niemand konnte dem argwöhnisch gewordenen Minister das Rätsel lösen, bis einer der in der Märchenliteratur so häufigen klugen Knaben ihm mitteilte, daß all die vierzig Sklavinnen, von Kâmdjûi dazu verleitet, schöne Jünglinge in ihrer Wohnung versteckt hielten und sich mit ihnen belustigten. Man suchte nach und fand alle vierzig; der Vezier ließ sämtliche achtzig hinrichten. Vgl. ZDMG. XXI, 529 unten bis 531 oben. Bei Nachschabî „lacht ein gebratener Vogel, der zum Essen auf dem Tische steht." Auch dort haben wir den Blumenlacher.

[174]) Nach Böhtlingk „Stallmeister". Auch im Jātaka V, S. 444 hurt eine Königin mit einem Pferdeknecht.

[175]) Irdene Gefäße (Krüge) als Hilfe beim Kreuzen eines Gewässers sind in Indien häufig; so in den indischen Formen der Herosage; MBh. XIII, 34, 18; ZDMG. 65, S. 439.

[176]) Natürlich handelt es sich um einen „Wahrheitsakt". Die Frauen sprachen etwa: „Wenn wir treue Gattinnen sind, so soll das Elefantenweibchen gebären." Aber es half eben nichts. So können im 36. Kap. des Kathāsaritsāgara die 80 000 Gemahlinnen des Königs und alle Weiber seiner Residenzstadt den toten Elefanten nicht wieder ins Leben zurückbringen, weil sie alle unkeusch sind. Vgl. Steins Rājataraṅgiṇī I, 318 ff., Herodot II, 111; Hartmanns Armen Heinrich ed. Wackernagel, Basel 1885, S. 196; Konrad Flecks Flore und Blanscheflur ed.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Golther 4462 ff. (Quelle wird rot, wenn eine darüber schreitet, die die Keuschheit verletzt hat — ein Zeichen, das sonst eher Gefahr oder Tod des Abwesenden anzeigt); Ulrich von Zazikhoven, Lanzelot 5746 ff. (Zaubermantel, der von „zwei hundert frouwen unde mê“ [6108] nur einer einzigen ordentlich steht); Tavola ritonda I, 157 ff. (das zauberische Keuschheitshorn zeigt, daß von 686 Damen an Artus' Hof nur 13 treu sind, und die auch nur, weil niemand sie zu süßen Sünden eingeladen hat, so gerne sie auch gemocht hätten, wie uns S. 159 versichert wird; vgl. Tandareis und Flordibel 3293 ff); Malorys Morte d'Arthur VIII, 34 (Isolde und 100 ihrer Hofdamen sollen daraus trinken, nur vier können); Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Literatur I, S. 423 (in der „Krone“ des Heinrich von der Türlin vergießt allein König Artus keinen Wein); Hagens Gesamtab. III, CXXXV; Fastnachtsspiele des 15. Jhs. II (Stuttg. Lit. Ver. Bd. 29) S. 664—668; Clouston, Popular Tales and Fictions I, 173 ff.; Dunlop-Liebrecht 85; Chauvin VII, 167 usw. — Der indische Wahrheitsakt wird öfters angewendet, um vom Feuer unbeschädigt zu bleiben. Eine interessante deutsche Parallele bietet da Th. Storms „In St. Jürgen“: „Hier wohnte anno 1549, da am Sonntag Jubilata die große Feuersbrunst ausbrach, der fromme Kaufmann Meinke Graveley. Da die Flammen heranbrausten, sprang er mit Elle und Wage auf die Gasse und flehte zu Gott, wenn er je mit Wissen und Willen seinen Nächsten um eines Körnleins wert geschädigt, so möge sein Haus nicht verschont bleiben. Aber die Flamme sprang darüber hin, während alles rings in Asche fiel.“

[177]) Vgl. Jātaka Nr. 432. Eine Yakkhinī raubt einen Brahamen, verliebt sich in ihn, und frißt ihn darum nicht, sondern schließt ihn in eine Höhle ein und gebiert von

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ihm den Bodhisatta. Als dieser größer geworden ist und die Sachlage erfährt, flieht er mit dem Vater, sie werden aber mehrere Male von ihr wieder zurückgeholt. Da fragt er sie aus, wie weit sich ihr Bereich erstrecke, und es gelingt ihm in den Fluß zu entkommen, an dessen Ufer die Unholdin haltmachen muß. Da er trotz ihrer flehentlichen Bitten nicht zurückkehrt, gibt sie ihm in ihrer Mutterliebe einen Zauber, wodurch er sogar 12 Jahre alte Fußspuren auffinden kann.

Die Kinnaras singen, tanzen und spielen sehr schön, wie schon bemerkt. Jātaka IV, 252; 283 ff. Āśuga hat das musikalische Talent geerbt.

[178]) d. h. jedenfalls, wie es ihm gehe. Vgl. das finnische mitä kuulu.

[179]) Schiefner verweist auf Pantschatantra IV, 7.

[180]) Schiefner hat die Anm. Vgl. Pantschat. IV, 7 und Benfey I, S. 468; Weber, Ind. Studien II, pag. 399 ff.

[181]) Diese Strophe ist recht dunkel, ehe man sie mit Jātaka Nr. 374 vergleicht. Dort wundert sich der Schakal, daß sie so schallend lache, obwohl weder ein Tanz, noch Gesang, noch auch Musik da sind. Es scheint, als ob der tibetanische Übersetzer seinen Text nicht recht verstanden hätte.

[182]) Vgl. Jātaka Bd. III, S. 477 (Schluß von Nr. 425) zu all diesen Unmöglichkeiten.

[183]) Hierzu vgl. man die von Reinhold Köhler zu Laura Gonzenbach, Sicilianische Märchen II Bd. S. 242 ff. mitgeteilten Versionen, namentlich die bulgarische auf S. 245. Schiefners Anm.

[184]) Dieselbe Erzählung bei Kâdirî Nr. 10 (Iken S. 55) und Nachschabî (ZDMG XXI, 525 f.) und zwar zum Teil besser.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

[185]) Wörtlicher wäre wohl: den Sichern mit dem Ungewissen, doch klingt das nicht gut. Man könnte in der zweiten ebenfalls das Neutrum setzen: Das Altvertraute um das Unbekannte. Die Strophe ist dieselbe wie in dem verwandten Jātaka Nr. 318 (III, S. 63).

[186]) Anamhakāla bietet einige Schwierigkeiten. Schon bei der ersten Lektüre des Jātaka verfiel ich auf an+a+mha (smi) „Nicht lachen, Weinen", und so faßt es der Kommentar und erklärt es auch Morris, JPTS, 1884, S. 70. Aber am Ende ist es doch nichts weiter als anarmakāla, was freilich regelrecht anamma-ergäbe, und man fühlt sich versucht, so zu lesen. Vgl. aber in demselben Jātaka kakkhala (S. 221, Zeile 12), das gleich Skt. karkara ist. Zu jagghati (— jakshati) lachen vgl. Jāt. III, S. 226, Str. 132. Sussoni faßt der Kommentator als gewöhnliches Epitheton: „o Schönhüftige". Mir steht nicht fest, ob der Eigenname Suśroṇī bei Schiefner sich nicht aus dieser Anrede entwickelt hat, da der Name der Frau sonst in der Jātakaerzählung nicht genannt ist. Doch wird es wohl Nomen proprium sein. Vgl. im folgenden Jātaka (Nr. 360) Sussondî und Sussoṇī. — In Schakalgestalt erscheint Indra auch dem Kāśyapa, der von einem übermütigen Reichen schwer gekränkt worden ist und sterben will, und erteilt ihm weise Belehrung (Mahābh. XII, 180).

[187]) Hier läuft die schon ältere, aber auf andere Männer sehr versessene Frau eines Bauern zusammen mit einem Schelm ihrem greisen Gatten davon, und die beiden heißen das viele Geld des Mannes mitgehen. Als sie zu einem Flusse kommen, nimmt der Schelm alles Geld und alle Kleider seiner Genossin und sagt, wie bei Hemacandra und im Papageienbuch, er wolle das erst ans andere

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ufer schaffen und dann sie auf seinen Rücken laden und bequem hinübertragen. Eine rationelle Erklärung für Schakal, Fisch und Vogel fehlt hier.

[188]) Fabelhafter Riesenvogel. Vgl. Chauvin VII, 10—14; 175.

[189]) Variante: Sussoṇī.

[190]) Vgl. die Verwendung der Spielleute zu ähnlichen Zwecken, wie sie die deutsche Dichtung im Mittelalter liebt.

[191]) Oder: woselbst.

[192]) Die chinesische Übersetzung ist aus dem Jahre 271 n. Chr.

[193]) Diese aus früherem Dasein herrührende Wahlverwandtschaft ist ein gewöhnlicher indischer Gedanke. Ebenso dauert der Haß durch unzählige Geburten fort. Meine Hindu-Tales S. 81, Anm. 2; Daśakumāracaritam S. 301, Anm. 5; Jātaka Nr. 68; 237; Vol. V, p. 288, 1, 18 ff.; Mahābh. XII, 194, 27; Divyāvadāna ed. Cowell und Neil S. 654; Bhavabhūti Uttararāmacar. VI, 12 — Mālatīmādh. I, 27; Samayamātṛikā VIII, 23 usw.

[194]) Vgl. noch die große Bergpredigt über die Weiber Jātaka Nr. 536 (z. B. S. 440 ff.)

[195]) Von dieser Novelle Abgeleitetes bei Benfey, Pantschatantra I, S. 456 f. Vgl. Dunlop-Liebrecht S. 299 b. Clouston, der überhaupt mit Vorsicht zu benutzen ist, hat auf S. 251 des Book of Sindibad eine sehr ungenaue Inhaltsangabe der Novelle des Heptameron.

[196]) Dergleichen ist im Märchen gewöhnlich. Vgl. Chauvin V, 61, 294.

[197]) Die Novelle von der treuen Frau, die die Stelle der mit ihrem Gatten überraschten Buhlerin einnimmt, hat viele Parallelen, Śukasaptati text. simp. Nr. 19; Kathāsarits. Tar. 13 śl. 165 ff.; Murko, Sitzungsber. der Wiener

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ak. Bd. 122, S. 49 ff. (vgl. 35); Bandello, Novelle IV, 8; Chauvin II, S. 174 Nr. 19; VI, S. 178.

[198]) Also die ganze Befreiungsepisode gerade wie in dem Märchen aus Belutschistan (S. 79—80). Dagegen die Spenden unter die Gefangenen stimmen genau mit dem mongolischen Märchen.

[199]) Selbstverständlich wird auch hier der pflichtgetreue Beamte prompt gepfählt. Märchen, die verträumte Waldmaid, hat trotz einer Art notorischen Gerechtigkeitseifers gar wohl erkannt, daß die Majestäten zusammenhalten: was die irdische anordnet, läßt die himmlische geschehen — Gewalt und Verschmitztheit triumphiert und die Redlichen, d. h. die Dummen, müssen büßen. Auch ist Märchens Herz ja ein Volksmädchenherz: es schwärmt für Prinzen und Prinzessinnen. Endlich spiegelt sich eben auch hier die Willkür der Herrscher, namentlich der des Morgenlandes.

[200]) Wollte man all die Geschichten aufführen, in denen überhaupt ein Mann als Weib verkleidet zu der Ersehnten gelangt, so gäbe das eine lange Reihe. Zur wirklichen oder vom schlauen Liebhaber der Huldin nur vorgespiegelten Verwandlung der Frau in einen Mann und des Mannes in ein Weib, sei es nun durch Göttermacht, sei es durch das in diesem Zusammenhang oft erscheinende Wasser, sei es durch sonstigen Zauber, vergleiche man mein Buch Daṇḍins Daśakumāracaritam S. 83—84; das Abenteuer des Achilles mit der Deidamia GA. II, S. 493 ff.; Clouston, Book of Sindibad S. 158 ff., 299 ff.; Clouston, Popular Tales and Fictions I, S. 446 ff.; Benfey, Pantschatantra I, 42 ff.; Freybe, Altdeutsches Leben I, 193—97; Liebrecht, Zur Volkskunde 204 f.; Chauvin V, 4; VI, 2; VII, 130; VIII, 43, 44; Mahābh. XIII, 12; Rāmāyaṇa

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

(ed. Bomb) in dem nach VII, 37 interpolierten Sarga (an beiden Stellen Teich, der die Badenden in Weib verwandelt); Weber, Pañcadaṇḍachattraprab. Abhh. d. Berliner Ak. 1877 S. 42, 77 (Zauberkügelchen, durch das sich Frauen in Männer verwandeln, vgl. 45, 80); Schiefner, Bulletin der St. Petersb. Akad. Bd. 23, Sp. 58 (Zauberspruch, durch den sich ein Mann in eine Frau und dann wieder in einen Mann verwandelt, hier als Mittel der Rache, durch das der Betreffende als Weib den Feind verlockt und tötet, und zwar in einem Märchen von dem Menschengehaßten, aber Göttergeliebten, der sein Schicksal erfüllt; dies viel schöner z. B. Weber, Monatsberichte der Berliner Akad. 1870, S. 10 ff. (Jaimini-Bhārata); Kathākośa S. 168 ff.; Garnett, The Women of Turkey and Their Folk-Lore London 1893, Bd. II, S. 319 ff. vgl. 156 ff.; Gesta Romanorum XX; Cardonne 215 ff. [englisch II, 67 ff.]; Chauvin VIII, 143 —47 [an den zwei letzten Stellen zugleich Fridolinmotiv]; Hertel, ZDMG. 65, S. 14 ff. 526 ff.; 569; Clouston, Popular Tales and Fictions II, 458 ff.; sehr schön von William Morris dichterisch bearbeitet in The Earthly Paradise, Vol. I, 137 sqq.) Auch die Indianer fabulieren von einer Zauberin, die Mann oder Weib sein kann. Kuloskap the Master by Ch. G. Leland and J. D. Prince 1902, S. 194, Etc. ad infinitum. Siehe auch Hertel, Die Geburt des Purūravas, WZKM Bd. 25 (1911), S. 153 ff.

[201]) In allen drei Fassungen also der gottselige Vorwand wegen des Gatten, der im mongolischen Märchen krank, in den beiden andern verreist ist, und in allen dreien die Verteilung der guten Sachen.

[202]) Diese Fassung also nur in einer völlig barbarischen und verwahrlosten Sammlung und wohl keineswegs

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ursprünglich, obwohl wir auch in der Handschrift A des Text., simpl. dasselbe haben. R. Schmidt, ZDMG. 54, S. 543 f.

[203]) Unter einem einzelstehenden Baum im Blumengarten kommen die Liebenden auch im mongol. Märchen zusammen.

[204]) Wie in den genannten Geschichten geben sich auch im Baital Pacchisi Prinz und Begleiter für Kaufleute aus; doch ist das ein sehr gewöhnlicher Trick des Märchens.

[205]) In der nordischen Übersetzung des Thomas erwähnt zwar Isolde zuerst die Reinigungsprobe, aber der Bischof hat sie vorher schon zu einem „richtigen Nachweis ihrer Unschuld" aufgefordert.

[206]) Als unbeteiligter Zuschauer auch im Life of Virgil bei Clouston.

[207]) In dem diesen beiden so nahe verwandten mongol. Märchen wenigstens als Blödsinniger, aber untätig.

[208]) Auch in Indien ist das wohl besonders aus der alten Upanishad bekannte, heiße Eisen schon in früher Zeit bezeugt. S. Stenzler, ZDMG. IX, 661—682; Jolly, Recht und Sitte (im Grundriß) p. 154 ff.

[209]) Die „Anschwärzung" und den doppelten Botengang, die Forderung des Gottesurteils durch die Sünderin selber und andere Züge intimerer Künstlerschaft hat nur er: auch die Wasserprobe scheint mir für einen Mohammedaner ein abgelegenerer Ersatz zu sein, wenn es sich nur darum gehandelt hätte, das wohl in mehrfacher Beziehung anstößige Yakshastandbild zu beseitigen. Daß die Vorlage indisch war, sagt ja schon der Anfang der türkischen Geschichte deutlich genug. Eine Beeinflussung durch den Sindibad wäre schon möglich, erklärte aber nicht alles.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

[210]) Dem Orte nach ginge das bei der kaschmir. und der belutsch. Form zwar sehr gut. Aber da die mit ihnen so eigentümlich verwandte mongol. keine solche Ableitung zuläßt, wird sie schon deshalb am besten auch für die andern beiden abgewiesen.

[211]) Hertel meint die bekannte Pañcatantra-Erzählung von dem im Baum versteckten Vater des Bösewichts Dushṭabuddhi (auch Śukasaptati Nr. 50 und Jātaka Nr. 98) und er verweist auf Chauvin II, S. 91, Nr. 34. Ich habe mir noch angemerkt: Hagens Gesamtabenteuer II, 137 ff.; Johannes Pauli Nr. 135 (S. 88); Kâdirîs Tutinameh (übers. von Iken und Kosegarten) S. 37 ff.; ZDMG. XXI, 519; Revue des Traditions pop. XIV, p. 217, Nr. CCII, wo überall ein Baum als göttliches Orakel erscheint.

[212]) Besonders als Spender von Nachkommenschaft finden sich Bäume öfters. So Jātaka Nr. 509; Schiefner, Indische Erzählungen, St. Petersburger Bulletin Bd. XXIII, Spalte 540 ff.; Mahābhārata ed. Bomb. III, 115, 31 ff.; XIII, 4, 27 ff.; Thillai Govinda, A Posthumous Biography ed. by Pamba p. 103; Winternitz Altin. Hochzeitsrituell p. 101 f. Vgl. Gobh.-Grihy. II, 6, 6; 7, 4; Śāṅkh-Grihy. I, 20, 3; Pārask.-Grihy. I, 14, 3; Hir.-Grihy. II, 1, 2, 6. Unzählige Male bekommen ja auch die Frauen dadurch ein Kind, daß sie bestimmte Früchte essen. Das geht von Indien bis nach Finnland hinauf (vgl. z. B. den letzten Gesang des Kalevala) und hat auch im deutschen Volksliede Verwendung gefunden. „Liebe und Ehe“ p. 479.

[213]) Śukas. text. simpl. Nr. 19; Kathās. 3. śl. 165 ff.; die Fassung vom zweideutigen Eid bei Hemacandra und in der Śukas.

[214]) Siehe z. B. Jāt. Nr. 398; Kathās. 20, 32 ff.; 66, 20 ff.; 73, 411 ff. Auch der Gandharve oder die Gan-

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dharven, die in älterer Zeit als Viriginitätshüter, Jungferngatten und lüsterne Weiberbuhler erscheinen (vgl. Petersb. Wörterb. und Monier-Williams sub Gandharva; Webers Ind. Studien V, 185, 191, 192, 210, 274; Śāṅkh.-Grihyas. I, 19, 1, 2; Divyāvādana ed. Cowell und Neil S. 1; Winternitz, Hochzeitsrituell S. 48, 53, 54; MBh. IV, 9 ff.) wohnen in Bäumen. Winternitz S. 70; Hillebrandt, Rituallit. (im Grundriß) S. 172.

[215]) Außer bei Berol, was völlig belanglos ist.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Register der wichtigeren Stellen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Im Verlage von Hermann Barsdorf in Berlin W. 30 erscheint

Geheime Wissenschaften

Eine Sammlung seltener älterer und neuerer Werke

über

Alchemie, Magie, Kabbalah, Freimaurerei, Rosenkreuzerei, Hexen, Teufel usw. usw.

Herausgegeben unter Mitwirkung von **Dr. med. Ferd. Maack, Dr. Erich Bischoff, Dr. med. Franz Freudenberg** und anderen namhaften Gelehrten von **A. v. d. Linden.**

Erster Band: Joh. Val. Andreae, 4 Hauptschriften der alten Rosenkreuzer: 1. **Chymische Hochzeit Christiani Rosencreutz anno 1459.** 2. **Allgemeine u. General-Reformation der ganzen Welt.** 3. **Fama Fraternitatis** oder **Entdeckung der Bruderschaft des hochlöbl. Ordens des Rosen-Creutzes.** 4. **Confessio Fraternitatis** oder **Bekenntnis der löbl. Bruderschaft des hochgeehrten Rosen-Creutzes.** Wortgetreu nach d. Originalausgaben von 1614—1617. Eingeleitet u. herausgegeben von Dr. F. Maack. 253 Seit. m. Abbild. 1913. Eleg. br. M. 4.—. In Origbd. M. 5.50. **Davon wurden 20 numerierte Exple. auf echt Holländ. Handbütten abgezogen.** Eleg. broch. M. 10.—. Ferner erschien hieraus **apart: Chymische Hochzeit Christiani Rosencreutz anno 1459.** M. Portr. u. Abb. Brosch. M. 3.—. Geb. M. 4.—. (Auf holländ. Handbütten nur 20 numer. Exple. Brosch. M. 9.—).

Zweiter u. dritter Band: Dr. Erich Bischoff, Die Elemente der Kabbalah. 2 Teile: I. Die Theoretische Kabbalah (d. Buch Jezirah, d. Sohar, etc. etc. 239 Seit. 1913. II. Die praktische Kabbalah (Astrologie, Beschwörungen, Böser Blick, Chiromantie, Gedankenübertragung, Geisterbannungen, Ehe-Mystik, Gedankenlesen, Horoskop, Magische Handlungen, Totenbeschwörung, Traumdeutung, Wochenbett-Kabbalistik, Zeugungs-Mystik, Zahlengeheimnisse, Zweites Gesicht etc. etc.) Ca. 300 Seit. Mit Abbild. 1914. Jeder Bd. eleg. brosch. M. 6.—. In Origbd. M. 7.50.

Vierter Band: Dr. med. F. Maack, Elias Artista redivivus oder **das Buch vom Salz u. Raum.** Ca. 200 Seit. M. Abbild. 1913. Eleg. br. M. 5.—. Geb. M. 6.50. Inhalt: Paracelsus, s. Kunstwörter, s. System, s. Prophezeiungen. Elias der Artist. Das Geheimnis vom Salz. Philosoph. Salz, üb. Universalarzneien, Diesseits u. Jenseits vom Raum, Magische Quadrate, Raumschach, vierte Dimension, d. Geheimnis der Form, Okkultistische Raum- u. Formforschung, Wünschelrute, Astrologie, Fernwirkung, Mediumist. Materialisation, Spiritistische Apporte, Okkulte Chemie etc. etc.

☛ **Die Sammlung wird fortgesetzt!** ☚



Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Im Verlage von Hermann Barsdorf in Berlin W. 30 erschien:

Schmidt, Prof. Dr. Rich., Beiträge zur indischen Erotik. Das Liebesleben des Sanskritvolkes nach d. Quellen dargestellt. 2. Aufl. 692 Seit. 1911. Br. M. 12.—. Geb. M. 14.—.

— **Das Kamasutram des Vatsyayana** (die indische Liebeskunst). 4. Aufl. 500 Seit. 1912. Br. M. 12.—. Geb. M. 14.—.

— **Liebe und Ehe im alten und modernen Indien.** 571 Seit. Br. M. 10.—. Geb. M. 11.50.

— **Fakire und Fakirtum im alten und modernen Indien.** M. 87 farb. Illustr. Br. M. 8.—. Geb. M. 10.—.

Stern, B., Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei und den ehemal. Vasallenstaaten etc. 2 Bde. 854 Seit. à Bd. M. 10.—. Geb. à M. 12.—.

— **Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Russland.** 2 Bde über 1100 Seit. m. 50 Illustr. Br. M. 15.—. Geb. M. 18.—. (Jed. Bd. einzeln käuflich.)

Rudeck, Dr. W., Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. 2. Aufl. 514 Seit. m. 58 Illustr. Br. M. 10.—. Geb. M. 11.50.

Laurent, Dr. E., Sexuelle Verirrungen: Sadismus und Masochismus. 7. Aufl. 1913. 268 Seit. Br. M. 5.—. Geb. M. 6.—.

Seligmann, Dr. S., Der böse Blick und Verwandtes. Ein Beitrag z. Geschichte des Aberglaubens aller Völker und Zeiten. 2 Bde. 1019 Seit. m. 240 Abbildg. 1910. Br. M. 12.—. Geb. M. 15.—.

Westermarck, E., Geschichte der menschlichen Ehe. 2. Aufl. 589 Seit. Br. M. 10.—. Geb. M. 12.—.

Lenormant, Fr., Die Geheimwissenschaften Asiens. Die Magie u. Wahrsagekunst der Chaldäer. 2 Tle. 571 Seit. Br. M. 10.—.

Kittel, F., Über den Ursprung des Lingakultus in Indien. 1876. M. 4.—.

Jennings, H., Die Rosenkreuzer. Ihre Gebräuche u. Mysterien. 2 Bde. ca. 700 Seit. m. 300 Illustr. u. 12 Taf. 1912. Br. M. 12.—. Geb. M. 14.—.

Der Hexenhammer (Malleus maleficarum). Verfaßt von den beiden Inquisitoren **Jakob Sprenger** und **Heinrich Institoris.** Zum erstenmal ins Deutsche übertragen von **J. W. R. Schmidt.** 3 Bde. 796 Seit. 1906. Brosch. M. 20.—. In 3 Origbdn. M. 24.—. **Jeder Band ist einzeln käuflich.**

Ausführliche Prospekte sowie vollständiges Verlagsverzeichnis stehen unberechnet und franko zu Diensten.

Druck von R. Berger, Lucka S.-A.



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

DEC 25 1968 JUL 24 1970 26
RECEIVED
DEC 16 '68 -12 AM
LOAN DEPT.
NOV 22 1969 41
REC'D LD NOV 22 '69 -2 PM
REC'D LD JUL 24 70 -8 PM 21
NOV 3 1975 4 ¾
OPTOM. LIB OCT 7 REC'D
REC. CIR. OCT 8 '75

LD 21A–38m-5,'68
(J401s10)476B
General Library
University of California
Berkeley

LD 21A
(C1795s10)476B
General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C035300242

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA